Landes-
bibliothek
Coburg

3874 a

Bllll

Geschichte des Menschen.

Von Villaume.

Dessau und Leipzig,
Auf Kosten der Verlagskasse, und zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten.
1783.

Coburger
Landes-
Bücherei

Du hast ihn ein wenig geringer, als die Engel gemacht; mit Ehr und Würde hast Du ihn gekrönt.

Innhalt.

I. Abschnitt. Vom Aeussern des Menschen. S. 1
1 Kap. Vom Leibe und von den Gliedern. 1
2 — — Kopf und seinen Theilen. 9
3 — — den Sinnen. = 15
4 — — der Gestalt des Menschen. 28
II. Absch. Bedürfnisse des Menschen. 30
1 Kap. Von Essen und Trinken. = 30
2 — — der Kleidung. = 38
3 — — der Wohnung u Hausgeräth. 46
4 — — der Ruhe. = 58
5 — — den Vergnügungen. 62
6 — — der Arbeit. = = 79
III. Absch. Innre Beschaffenheit des menschlichen Leibes. = 83
1 Kap. Knochenbau. = 83
2 — Andre feste Theile. = 90
3 — Eingeweide. = = 95
1 Artikel. Umlauf des Blutes. 95
2 — Eingeweide des Unterleibes. 100
4 — Von der Bewegung. = 110
IV. Absch. Geschichte der verschiedenen Zeiten des Lebens. = 115
1 Kap. Von der Kindheit. = 115
2 — Von den Blattern. = 125
3 — Forsezzung der Gesch. der Kindh. 129
4 — Jünglingsalter. = 137
5 — Männliches Alter. 141
6 — Vom hohen Alter. = 145
7 — Vom Tode. = 147
8 — Gesundheit und Krankheit. 157

V. Absch.

Innhalt.

V. Absch. Von d. Seele u. ihren Kräften. S. 180
1 Kap. Von den Verstandeskräften. 180
2 — Von dem Willen. 202
3 — Von der Gewöhnung. 225
4 — Fortsezzung von den Neigungen. 229
5 — Ausdruk. 242
6 — Geistigkeit u. Unsterblichk. d. Seele. 246

VI. Absch. Glauben an die Gottheit. 250

VII. Absch. Väterliche Gesellschaft. 270

VIII. Absch. Eheliche Gesellschaft. 275

IX. Absch. Von Herrschaft u. Dienstboten. 295

X. Absch. Bürgerliche Gesellschaft. 299
1 Kap. Deren Ursachen. 299
2 — Aeussere Gestalt der Gesellschaft. 304
3 — Regierung. 313
4 — Rechtspflege. 323
5 — Von der Polizei. 327
6 — Vom Kriege. 334
7 — Auflagen. 339
8 — Vergleichung der Regierungen. 341
9 — Von den Vortheilen und Beschwerden der Gesellschaft. 350
10 — Ungleichheit des Vermögens. 354
11 — Ungleichheit der Stände. 360

XI. Absch. Größe und Macht des Menschen. 363
1 Kap. Macht u. Größe des Menschen. 363
2 — Von Geistes und Leibeskräften. 389

XII. Absch. Vom Wol und Weh. 395

Ge-

Geschichte des Menschen.

Erster Abschnitt.

Vom Aeussern des Menschen.

Erstes Kapitel.

Vom Leibe und von den Gliedern.

Der Mensch unterscheidet sich, durch seine Gestalt, sehr von den Thieren. Sein Leib steht ganz aufrecht, seine Haut ist glatt und weiß. Es gibt Gegenden, wo die Menschen braun sind, anderswo sind sie kupferfarbig, und noch an andern Orten ganz schwarz. Es gibt Affen, die auch gerade, ohngefähr wie der Mensch, gehn.

Man kann den ganzen menschlichen Leib in drei Theile theilen, nemlich in Kopf, Rumpf und Glieder. Am Rumpfe sieht man den Bauch, die Brust und den Rükken. Arme und Beine nennt man Glieder.

Die Beine sind oberwärts gegen den Leib sehr dik, und heissen Lenden, oder dikke Beine; sie nehmen immer ab bis an das Knie. Dieses ist dik und stark. Hinter dem Knie ist die Kniekehle, unter welcher sich die Wade befindet; diese nimmt immer ab, bis sie sich etwas über dem Knöchel verliert. Der Knöchel besteht aus Knochen, die auf beiden Seiten hervorstehn. Zulezt kömmt der Fuß.

Der Fuß hat zuerst eine dikke und starke Ferse, die die ganze Last des Menschen trägt, und sich hinterwärts hinausstrekt, damit der Leib nicht rükwärts umfalle. Der Vorderfuß strekt sich viel weiter aus; und diese Verlängerungen nach hinten und vorn trift man bei keinem Thier an. Am vordersten Ende sind fünf Zehen. Der große gibt dem Fuße die meiste Kraft, und ist unter allen der längste. Die kleinen halten den Fuß von der Seite, damit er nicht schwanke. So ist der Mensch, vorwärts durch die Länge des Fußes und den großen Zehen, rükwärts durch die Fersen, und die Last des Bauches, seitwärts endlich durch beide Beine und die kleinen Zehen, vor Fällen gesichert. Dennoch kann er fallen und sich verlezzen, wenn er unvorsichtig oder ungeschikt ist. Die Fußsohle ist mit einer sehr dikken Haut versehn; Die Zehen haben Nägel, und die Fersen eine noch weit dikkere Haut. Die Beine sollen den Menschen,

schen, und die Lasten, die er hebt, tragen, und auf ihnen solte seine ganze Kraft ruhen. Daher müssen sie sehr stark seyn. Sie sollen gehen, laufen, springen, allen unsern Bewegungen folgen; also ist ihnen eine große Geschmeidigkeit nötig. Nun sind aber Stärke und Geschmeidigkeit entgegengesezte Eigenschaften. Dennoch sind sie in unsern Beinen vereinigt. Dikke und starke Muskeln geben ihnen Kraft, und die Gelenke machen sie biegsam. Die Gelenke sind folgende; das Gelenke der Lenden, welches sich nach allen Seiten, vornemlich aber vorwärts bewegt; das Gelenke des Knies, welches sich hinterwärts mit der grösten Leichtigkeit bewegt; das Gelenke des Knöchels, welches sehr eingeschränkte Bewegungen, aber nach allen Seiten hin hat; endlich die Gelenke der Zehen, deren Bewegung nach unten zu geschieht. Die Vorderfüße der Thiere bewegen sich wie unsere Beine; ihre Hinterfüße aber gerade umgekehrt.

Vermittelst der Uebung können wir unsern Beinen viel Kraft und Geschwindigkeit geben. Viel gehen, laufen, springen stärkt sie; das Tanzen macht sie geschmeidig. Man sieht Menschen Sprünge von mehr als zwanzig Fuß thun; andere, auf einem schmalen Balken, wol gar auf einem Seile gehen, springen und tanzen; noch andere, so geschwind als ein Pferd laufen. Man sagt, daß gewisse nordamericanische Wilden einen Hirsch im Laufen einholen; unsre Läufer legen in vier und zwanzig Stunden wol zwanzig Meilen zurük. Dies ist etwas ausserordentliches. Ein gemeiner Mann geht ohne Mühe fünf, sechs, auch wol sieben oder acht Meilen in einem Tage; kann sechs bis acht Fuß springen, aber wenig laufen.

Diejenigen, die viel barfuß gehn, haben viel gesündere und härtere, und folglich auch viel stärkere Füße, als die, die beständig Schuh und Strümpfe tragen.

Wenn sich der Mensch, zumal in der Jugend, nicht übt, so wird er schwerfällig und schwach. Es gibt in unsern Städten Männer, die ein Spaziergang von einer Stunde ermüdet; es gibt noch zartere Weiber.

Enge, drükkende Schuhe, geben eine Art grosser Warzen auf den Zehen, die man Hüneraugen nennt. Diese verursachen empfindliche Schmerzen, und verhindern das Gehen. Zwar kriegt man ein behendes Füßchen, wenn man von Kindheit an enge Schuh trägt, und das hält man für sehr hübsch. Chinesische Damen haben ein so behendes Füßchen, daß sie nie ohne Schwanken gehen können. Uebertriebene Weichlichkeit sezt die Füße dem Frost aus, der sie zuweilen ganz verdirbt.

Ein Fall, ein gewaltsamer Stoß, kann das Bein, das heißt, den Knochen im Beine, zerbrechen. Das ist ein großes Unglük, und ein heftiger Schmerz. Ein geschikter Wundarzt heilt den Schaden in weniger als zween Monaten; man behält aber immer Nachempfindungen. Auf dem Schienbeine sind Wunden sehr gefährlich; öfters werden daraus unheilbare ofne Schaden.

Bei verschiedenen Krankheiten schwellen die Beine, brechen auf, und es entstehn triefende, hartnäkige Wunden. Diese sichern die Gesundheit; wenn sie aber heilen, nachdem sie lange offen

gewe-

gewesen sind, so pflegt der Tod darauf zu erfolgen.

Lekkere Speisen, Misbrauch des Weins, Ausschweifungen und Weichlichkeit, erzeugen eine Krankheit der Füße und Beine, die man die Gicht nennt. Sehr schmerzhaft ist diese Krankheit, die Beine schwellen und kriegen Knoten. Diese Krankheit erbt von dem Vater auf die Kinder.

Verwahrloste, das heißt: mit ungesunden Speisen verfütterte Kinder, kriegen die englische Krankheit und krumme Beine; und der Schaden kann schwerlich geheilt werden.

Es gibt sogar Kinder, die lahm an den Beinen geboren werden, deren Füße einwärts gedreht sind; andere haben krumme Beine. Zuweilen ist ein Bein kürzer, oder dünner und viel schwächer als das andre, und da hinkt man. Verschiedene Unglüksfälle können den Menschen des Gebrauchs eines, wol gar beider Beine berauben; auch kann er verstümmelt geboren werden. In allen diesen Fällen hat man Hülfsmittel: einen Stok, eine, oder eine Paar Krükken, hölzerne Beine, ꝛc.

Die in Schuhen und Strümpfen beständig eingeschloßnen Füße schwizzen, und geben einen übeln Geruch von sich, wenn man sie nicht fleißig reinigt.

Die Arme haben mit den Beinen viel Aehnlichkeit, nur sind sie kürzer, die Finger sind länger und dünner als die Zehen, der Daumen hat eine andere Lage, die Gelenke sind freier, und das Gelenke des Ellenbogens ist dem Gelenke des Knies

ganz entgegengesezt. Die Arme sind nicht unter dem gebükten Leibe, wie bei den Thieren, sondern an der Seite angebracht, woraus deutlich erhellt, daß sie uns nicht zu Vorderfüßen bestimmt sind.

Die Schulter ist dik, unter derselben ist die Achsel: Der Oberarm ist sehr dünn, der Ellenbogen und der Vorderarm sind stark; sie sind es, auf die die gröste Anstrengung fällt, und die den Kopf und den Oberarm vor Fall und Schlag dekken. Das Ende des Arms ist schmal. Die Hand ist breit, man bemerkt daran die flache und die verkehrte Hand. Der Daumen gehet einwärts, und steht den vier Fingern gegenüber. Diese Einrichtung sezt die Hand in den Stand, leicht etwas zu fassen und zu halten. Die Finger sind alle mit kurzen, flachen und dünnen Nägeln ausserhalb am Ende versehn; Die Thiere hingegen haben lange, runde und krumme Nägel oder Klauen. Wir schneiden uns die Nägel ab, weil ihre Länge uns hindern würde.

Arme und Hände sind zur Arbeit bestimmt, Stärke und Gelentigkeit sind ihnen eben so wol, als den Beinen nötig, und sie erhalten solche auf eben die Art, als jene, nemlich, vermittelst der Gelenke. Das Gelenke der Schulter bewegt sich nach allen Seiten; das Gelenke des Ellenbogens vorwärts, das Gelenke der Hand wiederum nach allen Seiten, doch nur sehr eingeschränkt. Jeder Finger hat drei Gelenke. Der rechte Arm ist gemeiniglich stärker und geschikter als der linke. Es gibt Leute die links sind, andre wieder, die beide Hände gleich gut zu brauchen wissen. Die

Gewohnheit erfordert, daß man vorzüglich die rechte Hand brauche.

Die Hände können allerlei Arbeiten verrichten, deren einige Stärke, andere hingegen Geschiklichkeit, Leichtigkeit, Gelenkigkeit und Behendigkeit erfordern. Sie erhalten diese Eigenschaften durch die, vorzüglich in der Jugend angestellte Uebung. Selten aber vereinigen sie Kraft und Geschiklichkeit, weil die schwere Arbeit, die sie stärkt und abhärtet, sie zugleich schwerfällig macht; die feine und leichte Arbeit hingegen, wenig Kraft gibt.

Es gibt Leute von einer erstaunlichen Stärke: August, König von Polen, bog mit den Händen eine eiserne Stange, und trug mit ausgestrektem Arm einen großen Kerl auf der flachen Hand. Die Tonkünstler haben in den Fingern eine erstaunenswürdige Gelenkigkeit und Geschwindigkeit.

Die Hände sind uns zum halten, greifen, tragen gegeben. Andere Glieder aber können eben diese Dienste thun. Der Mund, die Achseln, der Arm in dem Gelenke des Ellenbogens, die Knie, das Kinn können die Hände vorstellen, können halten und tragen.

Hände und Arme können wir sowol, als die Beine verderben. Der Mangel an Uebung macht sie unbehülflich, schlechte Nahrung in der Kindheit krümmt sie, Zufälle können sie verlezzen, brechen, und einen Theil davon, oder wol gar das ganze Glied zerstören. Ein schlecht curirter Tadel, (Panaritium,) z. B. greift die Knochen an, und der Finger geht verloren. Hält man sich allzu zärtlich, wäscht man sich mit warmen Wasser,

trägt man beständig Handschuh, wärmt man die Hände auf Kohlenbekken, oder an dem Ofen, braucht man einen Muff, so erfrieren die Finger in der Kälte, brechen auf, nnd es entstehn gefährliche Wunden. Jene Gewonheiten haben wenigstens diese üble Folgen, daß die Finger weichlich werden, und daß man weder etwas sehr kaltes noch brennendes, noch hartes angreiffen darf; anstatt, daß eine durch die Arbeit abgehärtete Hand glühende Kohlen, heisses Eisen hält, mit fast kochendem Wasser wäscht. Die Mode befielt, daß unsere Damen, sogar die Nacht, Handschuh anziehen, um ihre Hände weis und zart zu erhalten. Es gibt Männer, die sie hierinn nachahmen.

Zuweilen geschiehts, daß Kinder ohne einen oder mehrere Finger, ohne Hand, ohne Arm geboren werden, das ist aber eben so selten, als Leute mit sechs Fingern zu finden. Oefter gehen im Krieg oder durch Unglüksfälle Hände oder Arme verloren. Diese Unglüklichen finden Hülfsmittel; sie arbeiten mit der linken Hand, mit dem Munde, dem Kinn, den Zehen, den Stummeln ihrer Arme. Das erfordert viel Uebung. Der Krebs kriegt neue Scheeren wieder, wenn er die alten verliert, und wir wissen durch die übriggebliebenen Glieder die verlornen zu ersezzen. Wer fährt am besten dabei?

Wir wissen durch Hülfe eines Stoks, einer Zange, eines Hammers, eines Hebels, die Kraft unsrer Hände und Arme zu erhöhen. Vermittelst dieser Werkzeuge, werden wir unsäglich viel stärker

Zweites Kapitel.

Vom Kopf und seinen Theilen.

Der Kopf ruhet auf dem Hals. Dieser ist dik und stark, und trägt schwere Lasten, die man auf den Kopf legt. Dennoch ist er gelenkig, er wigt und hebt sich, wendet sich zur Rechten und Linken. Der Hintertheil desselben heißt das Genik. Er gibt dem Kopf Anstand und Freiheit, weil er schlank, und nicht so dik, wie Kopf und Schultern ist. Es entsteht zuweilen auf dem Vordertheil des Halses ein fleischichtes Gewächs, das man einen Kropf nennt. Dieses wird vorzüglich in gebirgigen Gegenden häufig angetroffen; man schreibt es dem Wasser zu.

Der Kopf ist oval und mit Haaren, ausser am Vordertheile, oder Gesichte, bedekt. Die Haare sind blond, braun, schwarz, weiß: Leztere Farbe ist eine Wirkung des Alters, zuweilen auch des Grams, der Sorge, der Furcht. Man trift Leute an, die in der Blüthe der Jahre weisses Haar haben. Man findet auch röthliche und rothe Haare. Fast alle Kinder sind blond, braun, oder weiß, mit der Zeit wird ihr Haar dunkler. Starkes und langes Haar wird für schön gehalten, wenn es nur nicht roth oder weiß ist. Die Haare sind wahre Röhren, die voll von einer gewissen Feuchtigkeit sind. Es gibt ganze Völkerschaften,

die keine Haare, sondern eine Art von krauser Wolle auf dem Kopf haben.

Am Gesicht sieht man die Stirn, die Augen, die Nase mit den Nasenlöchern, den Mund, die Ober- und Unterlippe, das Kinn, die Bakken oder Wangen und die Schläfe. Auf der Seite des Kopfes sind die Ohren. Man trift Kinder an, die mit einer bis unter die Nase gespaltenen Oberlippe geboren werden; solcher Fehler wird ein Haasenschart genannt; ein geschikter Wundarzt kann ihm abhelfen. Den Männern bewachsen das Kinn, die Wangen und Lippen mit Barthaaren, die gegen das siebenzehnte Jahr hervorkeimen. Die meisten schreeren oft den Bart, manche Völkerschaften lassen ihn wachsen, andre reissen ihn aus. Hin und wieder trift man Männer an, und es gibt ganze Völker, die gar keinen, und einzelne Weiber die einen haben. Er hat fast immer die Farbe des Haupthaares.

In dem Munde sind die Zähne, vorn acht Schneidezähne, neben diesen vier Hundszähne, und tief in dem Mund zwanzig Bakkenzähne. Selten sieht man einen Menschen, der sie alle hat; die vier lezteren kriegt man nur nach dem zwanzigsten Jahre, und dann hat man gemeiniglich schon etliche verloren. Einige Kinder bringen einen oder mehrere Zähne mit auf die Welt. Dies geschieht aber sehr selten, gemeiniglich werden sie ohne Zähne geboren, und krigen die ersten nur gegen das Ende des ersten Jahres. Um das siebente Jahr verlieren sie die Schneidezähne und es treten neue an deren Stelle.

Die

Die Zähne leiden, wenn Blut und Magen durch Lekkerhaftigkeit verdorben sind; oder aus andern Ursachen; und man empfindet dabei hefti-ge Schmerzen. Man will sagen, daß der Zukker, warme Getränke und Speisen, und die Unreinig-keit die Zähne angreifen. Man muß beizeiten die verdorbenen Zähne ausziehn, damit sie die andern nicht anstekken. Man füllt, um sie zu erhalten, die hohlen Zähne mit Wachs oder Blei aus, und man ersezt die verlorenen mit elfenbeinernen Zäh-nen, die wenig Dienste thun. Die nachläßigen, oder zu weichlichen Eltern, die ihren Kindern nicht die Milchzähne zur rechten Zeit ausziehn, verunstalten ihnen den Mund, denn die neuen bre-chen neben den ersteren durch, gehen auswärts, und machen eine zweite Reihe. Mit zunehmen-dem Alter verlieren sich die Zähne nach und nach, und man sieht alte Leute, ja sogar Leute von mitt-lerm Alter, die ganz und gar keine Zähne mehr haben.

In dem Munde trift man ferner die Zunge an; den Schlund, der die Speisen zum Magen führt; die Luftröhre; den Gaumen, und den Za-pfen, ein Kläppchen, das tief im Munde auf die Luftröhre herunterhängt.

Athem holen, essen, singen und sprechen sind das Geschäft des Mundes.

Die Lippen öfnen sich die Speisen zu empfan-gen; die Schneidezähne schneiden, die Hundszähne zerstüken und die Bakkenzähne zermalmen sie und machen einen Brei daraus; unterdessen halten die Bakken, Lippen und Zunge sie zwischen den Zäh-nen fest. Der Mund ist ganz voll von kleinen

fleischichten Schwämmen, die man Drüsen nennt. Während dem Kauen geben diese Drüsen beständig Speichel von sich, um die Speisen zu erweichen, in Brei zu verwandeln, und uns durch Auflösung der Salze den Geschmak derselben zu geben. Ein trokner Mund kauet schlecht und schmekt nicht. Der untere Kinnladen verrichtet die ganze Arbeit; der obere ist unbeweglich. Die Zunge führt die zermalmeten Speisen nach dem Schlund im Grund des Mundes, über die Luftröhre hinweg, welche sich vermittelst eines Klappchens verschließt, damit nichts hineinfalle. Dennoch geschieht dieses zuweilen; allein ein plözlicher und heftiger Husten, wirft das hineingefallene im Augenblik wieder hinaus.

Der Obertheil der Luftröhre, oder die Kehle bildet die Töne des Gesanges; je weiter er sich öfnet, je tiefer sind die Töne; sie werden höher, je nachdem die Oefnung sich zusammenzieht. Die Kunst ahmt den menschlichen Gesang nach; allein die Sprache ist ihr unnachahmlich geblieben. Alle Theile des Mundes, Zunge, Zähne, Lippen und Zapfen, tragen zur Sprache bei: diese leidet so bald eines von jenen fehlerhaft ist.

Sprechen heißt, einen oder mehrere Töne zugleich, und eine große Menge in wenigen Augenblikken hören lassen. Wenn ich, z. B. sage: Der Mensch ist ein schönes Geschöpf Gottes; so lasse ich vier und zwanzig verschiedene Töne hören; und wie geschwind ist dies geschehen? Wie viele Töne spricht man nicht in einer Viertelstunde — langen Rede, oder bei Lesung einer Seite in einem Buch, aus! Ein jeder dieser Töne erfordert doch

eine

eine besondre Bewegung der Zunge, der Lippen, der Kinnbakken, der Luftröhre; und dies geschieht so schnell, so genau, und ohne daß wir es wissen. Die Stimme drükt die Leidenschaften aus; ein Mensch hat bei ruhigem Gemüth eine ganz andre Stimme, als im Zorne, bei Traurigkeit, oder Schrekken.

Viele Leute können manche Buchstaben als R und S nicht aussprechen. Bei einigen ist die Zunge zu lang, so daß sie zu sehr an die Vorderzähne stößt; diese lispeln. Bei andern ist sie zu dik; bei andern verhindert die überflüßige Länge des Häutchens, welches sie an den Untertheil des Mundes befestigt, ihre Bewegungen. Viele Kinder werden mit einem Häutchen geboren, das die Zunge unten an den Mund heftet. Einige schnarren, d. h. sprechen aus dem Halse. Andere stottern, oder stammeln; dieser Fehler wird aber als eine bloße Verwöhnung in der ersten Jugend, wo man allzugeschwind sprechen will, angesehn; denn die Stammelnden sprechen recht gut aus wenn sie singen. Endlich gibt es Leute die ganz stumm sind. Dieser bejammernswürdige Fehler entsteht öfter aus Taubheit, als aus irgend einem Gebrechen der Sprachwerkzeuge. Anhaltende Anstrengung, und fleißige Uebung können den Fehlern der Sprache abhelfen. Man hat sogar einen Ersaz des gänzlichen Mangels der Sprache. Die Stummen machen sich eine Sprache aus bedeutenden Tönen und Gebehrden, die man vollkommen versteht, wenn man an sie gewöhnt ist; und sie verstehn auch was man ihnen durch Winke sagen will. Zu unsrer Zeit hat man die Kunst erfunden, Taubstumme reden, lesen und schreiben zu lehren. Die

durch

durch einen Fehler der Sprachwerkzeuge stumm sind, sind unheilbar. Der Mensch kann mit aller seiner Kunst, keine neue Organen machen, oder die fehlerhaften ergänzen.

Der Mensch ist der einzige dessen Mund nicht vorwärts ausgestrekt ist, der eine glatte Stirn und eine erhabene Nase hat. Kein Thier hat solches Haupthaar. Die Mähne des Pferdes und des Löwen sind auf dem Kamm oder Hals, und nicht auf dem Kopf.

Eine knorplichte Scheidewand theilt die Nase in zwei Nasenlöcher. Die Nase hat verschiedene Gestalten. Bei ganzen Völkerschaften ist sie breit und platt. Im Winde ists leichter durch die Nase Athem zu schöpfen, weil sie bedekt ist, und weil der Wind nicht so wie in den Mund eindringen kann. Uebrigens siehts einfältig aus, wenn man den Mund offen trägt. Die Nase reinigt das Gehirn von dem Roz, der sich beständig in dieselbe sammelt. Diejenigen, welche, wie die Kinder, die Nase nicht fleißig ausschnauben, können nicht durch die Nase athmen, deswegen müssen sie den Mund offen halten.

Die Augen sind sehr empfindlich, und werden leicht verlezt. Deshalb sind sie mit verschiedenen Wehren versehn. Sie liegen tief im Kopf, und sind mit den erhabenen Knochen der Stirn, der Bakken und der Nase, umgeben. Die Augenlieder bedekken sie, die Augenbraunen und Wimpern halten Staub und Schweiß ab. Das Auge führt eine äzende Feuchtigkeit bei sich, die die eingedrungenen Körper auflöst.

Die beständig ofnen Ohren wären dem Staub und den Insekten ausgesezt, die heftige Schmerzen verursachen würden, wenn das Ohrenschmalz, welches das innre Ohr bedekt, solche nicht zurükhielte.

Drittes Kapitel.

Von den Sinnen.

Wir haben fünf verschiedene Mittel, die Gegenstände zu erkennen. Diese Mittel sind der Geruch, der Geschmak, das Gefühl, das Gehör und das Gesicht; man nennt sie Sinne.

Wir riechen mit Vergnügen Blumen und andere Wohlgerüche. Der Geruch verursacht uns aber auch manche Beschwerde, denn es gibt auch manchen Gestank, so daß empfindliche Nasen oft leiden. Man kann sich aber so zum Wohlgeruch und zum Gestank gewöhnen, daß man beide nicht mehr empfindet. Alle Wollarbeit, die Düngung, und viele andre nötige Gewerbe, geben einen unangenehmen Geruch; allein diejenigen die solche treiben, wissen nichts davon. Das ist eine große Wohlthat. Starke Gerüche, wohlriechende Wasser sind schädlich. Männer, die sich mit lezteren besprengen, werden wenig geachtet; dem andern Geschlechte vergibt man solches. Es gibt Leute die übel riechen, theils aus dem Munde, weil ihr Magen oder ihre Zähne verdorben sind; theils

vom

vom Schweiß, theils von den Füßen. Das kömmt von Schmuz, und macht sie sehr unangenehm. Starke Gerüche und der Tabak verderben den Geruch.

Man schreibt dem Schnupftabak die Wirkung zu, das Gehirn zu reinigen und offen zu erhalten. Der Gebrauch desselben ist nicht alt, und man sieht auch eben nicht, daß diejenigen, die ihn nicht schnupfen, schlimmer daran wären als andere. Die sich aber daran gewöhnt haben, können sich ihn nicht ohne Gefahr, vornemlich aber nicht ohne Mühe abgewöhnen. Ein Tabakschnupfer würde eher einer Malzeit, als seiner Dose entbehren. Der Gebrauch des Tabaks kann Schmuz verursachen, wenn man nicht äusserst sorgfältig auf Reinigkeit hält.

Es gibt schädliche Gerüche. Viele Leute werden ohnmächtig, wenn sie Bisam riechen. Man sagt, es seyen Leute in ihrem Bette todt gefunden worden, weil sie Lilien, Narcissen, Hyacinthen, Jesmin, u. d. gl. in ihre Schlafkammer gesezt hatten. Es ist wahr, daß der Geruch dieser Blumen stark ist, allein diese Leute musten krank, oder sehr weichlich seyn. Die armen Leute! die von einer Lilie Kopfschmerzen kriegen!

Die Zunge, und vorzüglich der Gaumen, sind die Werkzeuge des Geschmaks. Dieser unterscheidet die Speisen und verursacht uns viel Vergnügen. Uebung kann den Geschmak schärfen; allein je schärfer er ist, desto öfter findet er die Speisen grob und unschmakhaft, und genießt mit desto weniger Vergnügen die simpeln und gemeinen

Spei-

Speisen. Sonderbar ist es, daß ihm an einer Speise ein Geschmak gefällt, des ihn in einer andern ekelt. Den Käse ißt man mit Appetit, und der Käsegeschmak ist uns am Fleische zuwider. Der Geschmak ist sehr verschieden; dieser liebt dis, jener jenes. Viele Leute können weder Butter noch Käse essen; Vielen ekelt vor Wildpret, man hat sogar Leute gesehn, die keine grüne Erbsen assen, und die Aepfel nicht leiden konnten.

Wir werden bald der vortreflichsten, das heißt: der ausgesuchtesten Speisen, und derer, die wir am meisten lieben, überdrüßig. Wer solche selten ißt, genießt sie mit Wollust. Des Brodts werden wir nie müde, ob wir es gleich täglich mehrmals essen. Cooks Leute musten einige Wochen lang lauter Fische essen, weil ihnen jede andere Speise fehlte. Einige kochten ihre Fische schlechtweg mit Meerwasser, und wurden ihrer nicht überdrüßig; andere kochten, brieten sie, machten Brühen daran, und hatten sie bald satt.

Man verdirbt sich den Geschmak, und beraubt sich eines großen Vergnügens, wenn man Tabak raucht. Was man vom Schnupftabak sagt, gilt hiervon auch. Gewürze, Brandtwein, starke Getränke verbrennen den Gaumen. Die Unmäßigkeit verdirbt den Magen, verschleimt den Mund, benimmt den Appetit, zerstört den Geschmak, und verursacht einen heftigen Ekel gegen die Speisen, die man gemisbraucht hat. Nie ißt man mit mehr Wollust als wenn man hungrig ist; dann findet man die gemeinsten Speisen vortreflich. Also sind Hunger, Durst und Müdigkeit die vortreflichsten Gewürze.

Manche Leute haben einen angebornen unüberwindlichen Ekel gegen gewisse Speisen; andre haben Widerwillen, weil sie diese Speisen noch niemals gegessen haben, noch andre zieren sich. Jenen Widerwillen kann man überwinden, und es ist gut, solches zu thun. Die Ziererei ist kindisch.

Das Gefühl ist über den ganzen Leib verbreitet. Alle Theile des Leibes aber können nicht die Dinge unterscheiden. Man lege einem was auf den Rükken, aufs Gesicht, an das Bein, an den Arm, so fühlt ers; er erkennt auch wol, obs warm oder kalt, rauh oder sanft, hart oder weich ist; aber er wird nicht unterscheiden können, ob der harte Körper Holz, Elfenbein oder Metall, oder ob der weiche Körper Zeug oder Leder ist. Er lege aber der Spizze des Zeige- und Mittelfingers an, so wird er es gleich erkennen. Wir haben also ein zweifaches Gefühl; das simple Gefühl, das über den ganzen Leib verbreitet ist, und das deutliche Gefühl an der Spizze beider besagter Finger. Wunderbar ists, daß die Finger, diese Werkzeuge des deutlichen Gefühls, die eine so feine Empfindung haben, nicht so zart sind als das Gesicht, die Brust, die Augen, und die übrigen Theile des Leibes. Sie empfinden nicht so stark, sie empfinden aber besser. Man trift Leute an, die ein so ausserordentlich feines Gefühl haben, daß sie, durch bloßes Berühren, Geld, Charten, und sogar will man behaupten, Farben unterscheiden. Die Blinden bringen es vorzüglich weit, sie suchen den Mangel des Gesichts durch das Gefühl zu ersezzen; sie üben sich und werden immer

geschik-

geschikter. Wir alle könnten es eben so weit bringen, da aber das Gesicht bequemer und sichrer ist, so vernachläßigen wir das Gefühl. Daher kömmts, daß uns dieses so oft betrügt.

Allem Anschein nach hat der Mensch allein das deutliche Gefühl, da er allein entblößte Finger hat. Die Füße der Thiere sind alle am Ende mit Haar oder Horn bedekt. Jedes lebendiges Geschöpf hat Gefühl.

Das Ohr ist das Werkzeug des Gehörs. Dieses ist Tag und Nacht offen, damit man uns im Fall der Noth wekken könne. Wenn es sich, so wie das Auge, schlösse, so wäre keine Möglichkeit übrig, uns vor der Gefahr zu warnen, ohne uns zu berühren, und wir müßten umkommen. Geschmak und Gefühl wirken nur durch unmittelbare Berührung, und der Geruch nur in unbeträchtlicher Weite; das Ohr aber hört weit in der Ferne. Zwischengelegte Körper hemmen seine Wirkung nicht, und hierinn hat es den Vorzug vor dem Auge selbst, das nur in grader Linie wirkt, und durch einen zwischengelegten dunklen Körper verhindert wird. Das Ohr hört von allen Seiten, bei Nacht wie bei Tage; und zwar bei Nacht wegen der tiefen Stille, noch besser. Es unterscheidet eine Menge Töne zugleich, und in schneller Folge, wie in der Rede, oder in einem Concert. Ein Tonkünstler hört zwanzig Instrumente zugleich, unterscheidet den Ton eines jeden, und jede Note die gespielt wird. Es erfordert aber viel Uebung. Wir unterscheiden nicht die Töne einer Rede in einer unbekannten Sprache. Wenn ich sage: Freunde haben alles unter sich gemein,

so unterscheidet ihr alle diese Töne, weil ihr die teutschen Worte kennet; wenn ich aber sagte: Φιλων παντα κοινα, (Philoon panta koina) so würdet ihr diese Töne nicht wol unterscheiden, weil ihr nicht gewohnt seyd, diese Töne zu hören. Ihr unterscheidet eben so wenig den Ton eines jeden Instruments, oder einer jeden Note in einem Concert, weil ihr euch nicht darinn geübt habt. So sehr kann der Mensch sein Gehör vervollkommnen.

Alle Menschen haben nicht ein gleich gutes Gehör. Viele z. B. die übrigens recht gut hören, können keine musikalische Töne unterscheiden, und haben deshalb nicht das geringste Gefühl für die Musik; andre hören schwer, und noch andre sind ganz taub. Zuweilen sind diese Fehler angeboren, zuweilen entstehn sie durch einen Zufall, als einen heftigen Lärm, oder einen starken Schlag auf den Kopf, zuweilen durch Vernachläßigung der gehörigen Reinlichkeit. Das hohe Alter schwächt das Gehör, so wie alle Sinne.

Der Mensch hat die Kunst erfunden, den Tauben einigermaßen das Gehör, vermittelst gewisser Instrumente, wieder zu geben. Ein Trichter, wenn man die Röhre desselben an das kranke Ohr anlegt, und in die weite Oefnung spricht, hilft dem härtesten Gehör. Andere Werkzeuge leisten noch größere Dienste. Mit den Sprachröhren kann man sich in einer großen Entfernung hören lassen.

Der Schall ist zuweilen angenehm, zuweilen unangenehm. Zum ersteren gehört die Musik, der Gesang der Vögel, eine schöne Stimme. Je-

der heftige Lärm, die Trommel, gewisse Hörner, die Schläge des Hammers, das Geräusch der Mühlen sind unangenehm. Allein die Gewohnheit macht, daß wir dergleichen nicht mehr empfinden. Der Müller spricht in seiner Mühle, und hört sehr gut was man ihm sagt. Wer in die Nachbarschaft einer Wache, eines Eisen- oder Kupferschmiedes zieht, wird anfänglich von dem Lärm betäubt. Nach und nach gewöhnt sich sein Ohr dazu, er schläft ruhig und hört nichts mehr davon. Das Aufhören des immerwährenden Geräusches würde viel eher, als das Geräusch selbst, ihn aufwekken. Vergebens schlägt alle Morgen die Trommel das Reveil unter euren Fenstern, ihr wachet nicht auf. Läutet aber die Sturmglokke, so schrekt euch dieser ungleich schwächere Schall auf, es ist ein ungewöhnlicher Schall. Angenehme Töne verlieren gleichfalls durch die Dauer ihren Reiz. Das schönste Concert ermüdet endlich, wenn es zu lange währt.

Das Gehör betrügt uns oft. Oefters hören wir was man uns sagt, nur halb, und nehmen ein Wort für das andre. In einer tiefen Stille bei Nacht, beim Antritt des Schlafes, bei großer Anstrengung, oder in einer schweren Krankheit scheint der geringste Lärm erschreklich, ein erster Glokken- oder Peitschenschlag scheint viel stärker als die folgenden, zumal wenn er unvermuthet geschieht. Ein Lärm zur Linken scheint anderswo herzukommen, wenn der Schall gegen etwas stößt und zurükprallt. Das Rasseln eines Wagens in der Ferne wird für das Rollen des Donners, oder das Heulen des Sturms, oder das Wirbeln einer

Trommel gehalten. Wenn eine Kazze, oder eine Ratte bei Nacht herumtrabt, so glaubt man den Schritt eines Menschen oder wenigstens eines großen Thiers zu hören; das Mauen einer Kazze in der Ferne klingt wie das Weinen eines Kindes; ein entferntes Jauchzen kommt uns wie ein Klaggeschrei vor. Diejenigen, die bei den ersten Eindrükken stehn bleiben, irren häufig, haben öfters Angst, erzählen unerhörte Dinge, und sezzen sich dem Gelächter aus, indem sie für Lügner oder einfältige Leute angesehn werden. Man kann nie anders diesem Uebel entgehn, als wenn man auf das Gehörte aufmerksam ist.

Die Augen sehn, aber nur vermittelst des Lichts, so daß sie im finstern wenig Dienste thun. Dennoch gibt es vielleicht keine Finsterniß, die so tief wäre, daß man gar nichts sehn könnte, wenn man einige Zeit darinn gewesen ist. Denn die Augen gewöhnen sich nach und nach zur Finsterniß, d. h. zu einem schwächeren Lichte, und nach einigen Augenblikken sehn sie da ziemlich hell, wo sie beim Eintritt, durch ein stärkeres Licht geblendet, gar nichts sahen. Der Uebergang von einem schwächeren zu einem stärkeren Lichte, ist ebenfalls blendend.

Wir haben zwei Augen, und ein jedes sieht den Gegenstand; denn wenn wir wechselsweise das eine und hernach das andre schliessen, so sehn wir jederzeit den Gegenstand durch das offengebliebene Auge. Ja wir sehn den Gegenstand ganz anders mit dem einen als mit dem andern, denn selten ist ein Mensch zu finden, der ein Paar ganz gleiche Augen hätte. Fast immer ist das eine hel-

ker und schärfer als das andre; oder das eine sieht in die Ferne, und das andre nur in die Nähe. Dennoch sehn wir den Gegenstand nur einmal, wenn wir ihn mit beiden Augen sehn.

Ein Mensch der auf einem Berge sizt, umfaßt mit einem Blik einen weiten Raum; Feld, Wald, Wiesen, Seen, Flüße, Berge, Städte und Thürme malen sich in sein Auge. Was für eine Verbindung haben diese Gegenstände mit ihm? Wie umfaßt sein kleines Auge diese großen Gegenstände und diesen unermeßlichen Raum? Wie wird bei der erstaunlichen Menge die Verwirrung vermieden?

Es ist unter den Augen eine große Verschiedenheit; einige sehen weit in die Ferne, andre nur in der Nähe. Diejenigen, die weit sehn, sehn selten scharf in der Nähe. Andre haben so schwache Augen, daß sie weder nah noch fern gut sehn. Die mehresten kurzsichtigen haben ein scharfes Gesicht, und können sehr kleine Gegenstände sehn.

Der Mensch besizt die Kunst sein Auge zu waffnen, und unendlich zu verstärken. Wir haben Mikroskope, die die Gegenstände millionmal vergrößern, so, daß wir damit Dinge sehn, die millionmal kleiner, als der für unser Auge möglichst sichtbare Gegenstand sind. Teleskope entdekken uns entfernte Gegenstände. Die Brillen helfen schwachen Augen. Alle diese Werkzeuge aber schwächen durch häufigen Gebrauch das Gesicht.

Unser Gesichtskreis, wenn wir ihn mit dem Teleskop und Mikroskop vergleichen, ist sehr eingeschränkt; allein es ist ein Glük für uns. Wä-

ren unsre Augen Mikroskopen, so würden wir die Eier der Insekten in den Regentropfen sehn, allein der Balken, die Mauer, gegen welche wir den Kopf zerstiessen, würden unserm Auge entgehn: unsre Finger, wenn wir schreiben, würden wir nicht sehn, aber wol die Schweislöcher in unsrer Haut: die Ungleichheiten im Papier würden wir entdekken, aber die Schrift könnten wir nicht lesen. Mit teleskopischen Augen könnten wir die Sterne am Himmel, die Flekken im Monde, die meilenweit entfernten Gegenstände unterscheiden, und wir stolperten über den Stein, den wir nicht sähen. Die zugemachte Hand, wenn man nur eine kleine Oefnung darinn läßt, eine bloße hölzerne Röhre, helfen dem Auge, indem sie es auf einen Punkt heften, und das überflüßige blendende Licht abhalten. Wir können einigermassen unser Gesicht ausbilden, und uns gewöhnen von fern oder in der Nähe zu sehn.

Es gibt Leute die nur ein Auge, und andre die gar keins haben. Leztere heissen Blinde. Dieser Fehler ist entweder angeboren, oder zufällig. Viele Unfälle, ein Stoß, eine Krankheit, Flüße, die Erhizzung durch Arbeit, der übermäsige Gebrauch des Weins oder andrer geistiger Getränke, zu helles Licht, zu große Anstrengung der Augen bei Lichte, Rauch, feine Arbeit schwächen die Augen, und können uns derselben berauben. Also sind der Grönländer und Lappe fast blind, weil Schnee, Feuer und Rauch sie blenden. Die von der Seite sehen, schielen; dieser Fehler kömmt von der Schwäche der Augen, oder von Verwöhnung.

Wenn die Blindheit von einer Haut, die das Auge bedekt, und Staar genennt wird, herkömmt, so kann man durch das Stechen des Staares, d. h. durch Ablösung dieser Haut, von der Blindheit befreit werden. Das beste Stärkungsmittel für die Augen ist die Mäßigkeit, frisches Wasser und die grüne Farbe. Weiß und Roth sind schädlich. Die Augen sind vielen Krankheiten unterworfen, und man ermangelt nicht eine Menge von Mitteln dawider anzupreisen; allein jede Krankheit erfordert ihre angemessene Mittel, und das Auge ist zu zart und zu kostbar, als daß man Mittel von einer unwissenden Hand annehmen sollte.

Die Blinden wissen dem Mangel des Gesichts vermittelst der Hände abzuhelfen. Man sieht welche, die Clavier spielen, und allerlei Arbeiten verrichten. Sie brauchen einen Stok sich zu führen.

Keiner von unsern Sinnen ist der Irrung so sehr unterworfen, als das Gesicht; keiner dessen Irrungen so wichtig sind, als eben dieser; und dieser Fehler ist eine Folge seiner Vortreflichkeit selbst. Da er eine Menge Gegenstände auf einmal umfaßt, und auf einen weiten Raum sich erstrekt, so ists wol nicht möglich, daß er nicht zuweilen die Gegenstände unrecht fasse und sie verwechsle. z. B. wenn man durch unbekannte Gegenden reiset so kann man wol glauben, einen Berg auf dieser Seite gesehn zu haben, ob man ihn gleich wirklich auf einer andern Seite gesehn hat. Man hat einen Menschen gesehn, und man weiß nicht welches Kleid er trug; der eine sagt es sey

grün, der andre, es sey blau gewesen. Eine zu große Entfernung, der Mangel an Licht, ein zu heller Schimmer, eine Falte, eine gewisse Lage, eine Wolke, dazwischenkommender Dampf, die zu große Nähe, ein schmuziges Fenster, oder schlechte Scheiben, die Mischung der Schatten, die Größe oder Kleinheit der Dinge, alles kann uns irre führen. Ein vierekter Thurm scheint in der Ferne rund; ein im Wasser halbgesenkter Stok sieht zerbrochen aus; bei Nacht sieht man einen Menschen für einen Baum, und einen Stamm für ein Ungeheuer an; Leichtsinn und Schrekken lassen nicht zu, daß mans recht betrachter, und man sieht Wunder und Gespenster. Wie nun aber das Gesicht der Sinn ist, den wir am meisten brauchen, so muß er notwendig uns öfters betriegen. Daher kommts daß tausend Menschen Wunder erzählen, sie gesehn haben wollen, und sie steif und fest glauben. Sie lügen nicht, sie irren sich aber, weil sie nicht recht zugesehn haben. Dies ist die Quelle der Geisterercheinungen und tausenderlei andrer Thorheiten. Das Verwahrungsmittel gegen solche Irrungen ist die Aufmerksamkeit, und der Gebrauch der übrigen Sinnen.

Das Gesicht gewöhnt sich zu allem, eben so wol als die andern Sinne; Gewohnheit benimmt den Eindrükken ihre Annehmlichkeit und Widrigkeit. Derjenige, der die Aussicht auf Garten, Wasser, oder reizende Felder hat, freuet sich die ersten Tage darüber, und wird bald dagegen unempfindlich. Schönes Hausgeräthe, geschmakvolle Tapeten thun eben die Wirkung. Eine düstere, enge Wohnung, ja selbst ein Gefängniß,

das beim ersten Anblik so fürchterlich ist, wird nach und nach erträglich.

Diese Schwächung der Eindrükke ist sehr vortheilhaft; es gibt viele unangenehme und widrige Gewerbe. Der Bergmann arbeitet in tiefen, düstern, feuchten und kothigen Gruben; der Dachdekker, der Maurer, der Zimmermann klettern auf Dächer und Thürme, wo uns schwindlich werden würde. Wir sind diesen und tausend andern vielen Dank schuldig, daß sie für uns unangenehme Arbeit verrichten; sie haben aber den Vortheil, daß sie nichts davon empfinden, weil sie daran gewöhnt sind.

Wir haben gesehn, daß es manchen Menschen an einem oder mehreren Sinnen fehlt: Einem solchen fehlen auch alle Begriffe die man durch den ihm fehlenden Sinn erlangt, und es ist unmöglich ihm dieselben mitzutheilen, noch mit ihm davon zu sprechen. Also weiß der Taube gar nicht was Klang, Lärm, Harmonie, Gesang, Musik ist; und der Blinde hat keinen Begrif von Farben, Licht oder Finsterniß.

Viertes Kapitel.

Gestalt des Menschen.

Nun wollen wir noch einen Blik auf die Gestalt des Menschen werfen. Unter allen Theilen des Leibes ist ohnstreitig der Kopf das edelste. Das Haar, die Augen und Augenbraunen, die erhabene Nase, der sanfte Mund, die rothen Lippen, der ernsthafte Bart, die vortreflichen Sinne, die am Haupte sind, geben ihm bei weitem den Vorzug. Der Kopf verräth durch seine Gebehrden die Empfindungen des Menschen; edler Stolz und Muth richten ihn auf; Traurigkeit beugt ihn; Furcht und Schaam senken ihn auf die Brust. Die Augen drükken eben diese Gemüthsbeschaffenheiten, durch ihr Feuer oder ihre Mattigkeit aus, je nachdem, sie sich öfnen oder schliessen, oder ihre Blikke sich erheben oder fallen. Die Absicht des, der den Menschen bildete, war nicht, daß der Mensch seine Gesinnungen verhelen und lügen sollte. Im Gesichte des Mannes glänzt Stärke, Muth und Ernst; das Gesicht des Weibes reizt durch Sanftmuth und Annehmlichkeit.

Der Mann hat breite Schultern, nervichte Arme, harte und starke Hände und ein braunes Gesicht; das Weib hat sanftere Glieder, schmälere Schultern, weiche Hände und eine weisse Haut.

Die Arme tragen schwere Lasten, strekken sich mit Kraft aus, biegen sich wieder, und verrichten

tauſenderlei bald ſtarke, bald behende Bewegungen. Die Beine ſind noch feſter und ſtärker. Sie ſtehn wie ſchöne Säulen, die den ganzen Menſchen tragen. Oben ſind ſie dik, damit ſie nicht gegen den Leib widrig abſtechen; verſchiedene Verdikkungen erheben ihre Geſtalt.

Alle Menſchen ſind nicht ſo ſchön wie dies Bild. Wir haben von Blinden und Einäugigen, von Rothköpfen, von Kröpfen, von Lahmen an Händen und Füßen geſprochen. Es gibt noch viele andre Fehler; aufgedunſene Bakken; hagere, bleiche, kupfrichte Geſichter; verdorbene, ungeſtaltete, von Krankheiten zerfreſſene, gedrükte Naſen; dikke Lippen, ſchiefe Hälſe, hohe Schultern, Höker, dikke Bäuche, dikke und ungleiche Hüften, Flekken in der Haut, gelbe, von der Sonne oder von hizigen Getränken verbrannte Geſichter; aufgeriſſene Mäuler, lange Ohren, ꝛc.

Die Größe der Menſchen iſt ſehr verſchieden. Die geringſte Größe eines wohlgeſtalteten Mannes iſt fünf Fuß; es gibt aber viele die weit darunter bei vier, auch drei Fuß, ſtehn bleiben: Die Grönländer und Lappen erreichen ſelten jenes Maaß. Es gibt auch Männer von ſechs, ſieben, ja gar acht Fuß und drüber, allein ſie ſind ſehr ſelten. Die gewöhnliche Größe iſt zwiſchen fünf und ſechs Fuß. Die alte Geſchichte und einige Reiſende erzählen viel von Rieſen, allein man zweifelt, daß es welche gebe. Die Weiber ſind durchgehends um einige Zoll kleiner als die Männer.

Zweiter Abschnitt.

Bedürfnisse des Menschen.

Erstes Kapitel.

Von Essen und Trinken.

Unsere Kräfte werden täglich mehr als einmal erschöpft, und wir empfinden Hunger, Durst und Müdigkeit. Ueberhaupt richten sich das Bedürfniß und die Lust, d. h. Hunger und Appetit, Durst und Schlaf nach den Jahren, der Gesundheit und der Arbeit. Die Gewohnheit thut dabei auch sehr viel. Die Alten hielten zu Abend eine Hauptmahlzeit; wir haben derer zwo, nemlich zu Mittag und Abend. Viele Leute, alte, oder solche die sehr wenig Bewegung machen, oder die sich besonders darinn geübt haben, essen wenig. Man sagt von einem gewissen Manne, daß er es so weit gebracht hätte, mit einem Eidotter zwei Mahlzeiten zu machen. Vermuthlich brachte er sein Leben im Bette oder auf dem Lehnstuhle zu. Andre essen unmäßig, und man findet Menschen die im Stande sind die Portion sechs starker Kerl und noch mehr zu verschlingen. Das kömmt von Gefräßigkeit in der Jugend. Ein Kranker kann viele Wochen im Bett ohne Nahrung zubringen.

Alle

Alle Thiere haben sehr einfache, und die mehresten nur eine Art von Speise. Einige essen nur Kräuter, oder Hülsenfrüchte, wie z. B. die Lastthiere, Schaafe und Rinder; andre nichts als Fleisch; noch andre nichts als Fisch. Durch diese Einrichtung findet eine desto grössere Menge von Thieren Nahrung.

Der Mensch hat den ganzen Reichthum der Natur zu seinem Gebrauch, alle Arten von Fleisch, von Fischen, von Schalthieren, von Vögeln, von Wurzeln, Früchten und Kräutern. Sein Reichthum ist so groß, daß er nur das beste wählt, und eine Menge Güter verachtet. Er ißt nicht alle Kräuter, alle Wurzeln, alle Früchte, alles Fleisch, alle Fische; er nimmt sich das beste heraus und läßt alles übrige liegen. Die Noth hat zuweilen gemacht, daß man Ratten, Kazzen, Hunde, Pferde, die Wurzeln des Grases und Eicheln gegessen hat, lauter Speisen die wir verachten.

Der Geschmak und die Speisen sind eben so sehr als Alter und Himmelsgegenden verschieden. Der Grönländer kennt keine andre Speise, als Seehundsfleisch ohne Salz und halb verfaulten Wallfischschwanz. Ein Ziegenmagen mit den Kräutern, die das Thier genossen hat, gefüllt, ist ein Lekkerbissen für den Hottentotten; Därme, so wie man sie aus dem Hammel nimmt, dienen ihm erst statt Blumenkränze um Arm und Beine, und hernach, wenn sie vor Alter unbrauchbar werden, zum Appetitessen. Die Neger und Indianer kennen fast nichts als Reiß, türkisches Korn, etwas Fisch, das sie öfters halb faul essen, und einiges Hausgeflügel.

Wir Europäer haben das Mittel gefunden, eine Menge fremder Produkte bei uns zu vereinigen, obgleich ein großer Theil unsrer Gegenden vormals unfruchtbar gewesen ist. In unsern Gärten wachsen die Kirschen des schwarzen Meeres, der Spargel aus Sibirien, die Abricosen, Birnen, Aepfel und Pflaumen entfernter Gegenden, die amerikanischen Kartoffeln, das Korn und der Kohl, deren Vaterland bisher noch unbekannt ist. Selbst der Weinstok gibt uns seine Frucht, obgleich in unsern Wäldern nichts, als einige Beerenstauden und einige Aepfel, die wir zu essen verlernt haben, anzutreffen sind.

Die Früchte, die die Kunst der Natur nicht abzwingen kann, erhalten wir, vermittelst der Handlung und der Schiffart, aus allen Theilen der Welt. Wir essen den indianischen Reiß, den Zimmt aus Ceylon, den Pfeffer aus den Maldivischen Inseln, den amerikanischen Zukker, und trinken den Caffee aus Martinique und Arabien, den Wein vom Cap und Madera; Terra Nova versieht uns mit Klippfisch, und das Eismeer mit Hering. Mit einem Wort, wir vereinigen die Reichthümer aller Welttheile; keine Gegend ist uns zu entfernt.

Eine jede Jahreszeit bringt uns ihre Gaben; selbst der Winter gibt gemästetes Vieh. Es war uns nicht genug die Geschenke einer jeden Jahreszeit abzuwarten, wir wissen ihnen zuvor zu kommen, und ihre Dauer zu verlängern. Unsre Gärtner liefern uns doppelte oder dreifache Erndte an grünen Erbsen und Bohnen, Salat und Kräutern; so gar besizzen sie die Kunst im December

und

und Jänner uns an den Bäumen hängende Früchte vorzusezzen.

Wir wissen allerhand Kräuter, Früchte, Hülsenfrüchte, Fleisch und Fisch Monate und Jahre lang zu erhalten. Die Kunst, die Speisen zuzurichten, vermehrt noch unsern Reichthum. Ein Ei wird auf funfzigerlei Art zugerichtet; mit Mehl kann man unsäglich viel verschiedne Arten von Brod, Kuchen, Suppen, Brühen und Gebakuem machen. Das Obst wird in Eßig oder Zukker eingemacht, man kochts, man schmorts, man macht Suppen, Kuchen und Mus davon. Fleisch wird gebraten, geräuchert, eingepökelt, geröstet. Es ist unmöglich, unsern Reichthum zu zählen.

Die Gewürze geben noch mehrere Abwechselungen. Eßig, Zukker und Salz sind schon vorher angeführt. Lezteres ist das vornehmste und gemeinste Gewürz. Pfeffer, Muskatennuß, Zimmt, Ingwer, Safran, Citronen, und viele andre Dinge schmeicheln dem Gaumen. Allein es geniessen nicht alle Europäer disen Reichthum. Diejenigen, die man Arme nennt, wissen fast nur von Hülsenfrüchten, von Butter, Käse, Brod, und von den Speisen, die das Korn gibt; zuweilen haben sie etwas Kuchen, Fleisch und Obst. Wildpret, fremde Produkte, Gewürze, Salz nur ausgenommen, sind ihnen etwas neues, und die meisten mögen diese Speisen, hauptsächlich Wildpret, nicht einmal. Gemeiniglich haben kleine Kinder keine andre Speise, als Milch und etwas dünne Suppe.

Es geschieht zuweilen, daß das Land in gewissen Gegenden nicht hinlängliche Nahrung für die Menschen erzeugt; alsdann werden die Nahrungsmittel theuer, und fehlen wol gar gänzlich. Diesen Mangel nennt man Theurung, Hungersnoth. Nun ißt man ohne Wahl, was man kriegen kann, sogar Aas und andre ekelhafte Dinge. In den Jahren 1771 und 72 sind manche Menschen im Harz Hungers gestorben. Solcher Tod ist grausam, und man muß sich fünf oder sechs Tage quälen.

Der große Reichthum, den wir besizzen, hat manche Vortheile; erstlich, schmeichelt die Abwechslung unserm Geschmak; wir können uns das angenehmste wählen; allein, das wichtigste hierbei ist, daß uns die Mannigfaltigkeit vor Mangel schüzt, denn, wenn ein Nahrungsmittel uns abgeht, was doch fast jährlich geschieht, einmal an Korn, ein andermal an Obst, und noch ein andermal an Fisch, so können wir zu andern Speisen unsre Zuflucht nehmen.

Der Geschmak ist sehr verschieden; einige ziehn das Fleisch vor: dies pflegen die Männer zu thun; andre, vornehmlich die Weiber und Kinder, essen lieber Milch- und Mehlspeisen und Obst. Dies ist vortheilhaft, denn so findet ein jeder was ihm angenehm ist; wenn aber alle eben dasselbe liebten, so würde dieses bald verzehrt seyn, und die übrigen Speisen würden verachtet werden und zum Theil verderben.

Es gibt Speisen, die schwerer als andre zu verdauen sind. Von dieser Art sind, das Fleisch

von

von gemästetem Vieh, geräuchertes und Pökelfleisch, Enten-, Gänse- und Schweinefleisch, schlecht gebakener Teig, Kuchen, in der Pfanne Gebakenes, und vor allem, starke Gewürze. Allein bei Gesundheit, Arbeit und Mäßigkeit ist alles heilsam. Leute die so ängstlich ihre Speisen wählen, sind selten stark. Allzu weichliche Speisen schwächen den Leib.

Der größte Schaden entsteht aus der Unmäßigkeit. Der Arme, der bei jeder Malzeit nur eine einfache Speise hat, und übrigens stark arbeitet, läuft fast keine Gefahr. Sie drohet nur dem, der viele gewürzte, erhizzende, lekkere Gerichte hat; die Mannigfaltigkeit reizt seinen Appetit, er ißt mehr als nötig ist, und überdies will man behaupten, daß die Mischung mehrerer Speisen an und für sich schädlich sey, und daß es gut wäre, wenn man jedesmal nur ein Gericht genösse. Es ist auch wahr, daß die Reichen öfter, als die Armen krank sind; und ihre Unpäßlichkeiten haben sie zum Theil ihrer Tafel zu verdanken.

Die ekle Auswahl und die Mannigfaltigkeit der Speisen macht viele Sorgen, Müh und Ausgaben. Die Genoßin des Handwerkers bereitet in wenigen verlornen Augenblikken, die Malzeit ihrer Familie. Zwanzig Leute arbeiten den ganzen Tag, um einen Großen zu Mittag zu speisen.

Der Durst stellt sich noch öfter, als der Hunger ein, und ist schmerzlicher. Es ist gut, sich dann und wann eine Malzeit zu versagen, allein der Durst ist gefährlich, und man muß ihn möglichst bald stillen. Die Natur bietet uns Wasser,

Milch und den Saft des Obstes an, unsern Durst zu löschen. Wir haben vielerlei mineralisches Wasser, das angenehm zu trinken und gesund ist. Allein die Geschenke der Natur befriedigen uns nicht, und wir machen uns eine Menge künstlicher Getränke; tausenderlei Wein, Bier, noch mehrerlei abgezogenes Wasser. Die Ueberbleibsel der ausgepreßten Trauben geben dem Winzer ein leichtes Getränk; Aepfel, Birnen und Johannisbeeren einen ziemlich guten Wein. Man zieht aus Korn, Reiß, Zukkerröhren, und fast aus allen Gewächsen geistige Getränke. Man macht auch angenehme und kühlende Getränke aus Wasser mit Honig, mit Citronen- und anderm Obstsafte vermischt. Der Thee, der Caffee, die Chokolate, der Punsch, die Aufgüsse auf verschiedne Kräuter, Blätter und Blumen vermehren die Zahl unsrer Getränke.

Viele Leute beschuldigen das Wasser, als ob es den Magen schwächte; sie irren sich, es ist das gesündeste Getränk. Vielleicht können diejenigen, die sich an warme Getränke gewöhnt haben, die Kühlung des Wassers nicht vertragen. Hauptsächlich muß man sich hüten, bey einer starken Erhizzung zu kalt zu trinken.

Warme Getränke erschlaffen und machen weichlich. Wein und andre geistige Getränke machen vielmehr Durst, als sie ihn löschen, greifen Magen und Brust an, troknen das Blut aus, und benehmen den Appetit. Sie benebeln den Verstand, und machen den, der sie misbraucht, stumpf, reizen den Zorn, erwekken gefährliche Schwazhaftigkeit, verleiten zu Thorheiten und Verbrechen,

und

und belegen den Säufer mit allgemeiner Verachtung.

Dieser Reichthum an Speisen und Getränken ist angenehm und kann bei vieler Klugheit auch nüzlich werden; allein er ist gefährlich. Der Grönländer hat von seinem Wasser, und der Tartar von seiner Milch nichts zu besorgen. Beim Reichthum braucht man mehr Vorsicht als bei der Armuth.

Der Jugend sind diese Getränke am mehresten schädlich, und doch ists die Jugend, die sie mit der größten Verwegenheit misbraucht; oft macht sie sich aus der Unmäßigkeit eine Ehre. Daher kömmts, daß so viele junge Leute krank, verfallen, hektisch sind, und vor der Zeit sterben. Die Ausschweifungen greifen ihren noch weichen Körper heftig an. Jeder Säufer kommt elendiglich durch Auszehrung, Wassersucht, oder hizzige Krankheiten um. Geistige Getränke hemmen den Wachsthum der jungen Hunde, und diese bleiben klein oder sterben, wenn sie welche trinken.

Die Sorge für den Tisch hat viele Künste hervorgebracht, man hat Köche, Kuchenbekker, Bratenmeister, Zukkerbekker und Distillatoren.

Das Tischgeräth der Neger, Indianer, Grönländer, Nordamerikaner besteht in einer hölzernen, oder aus einer Kürbisschaale gemachten Schüssel, in den Fingern und Zähnen. Erstere nehmen ihren Reiß aus der Schüssel mit voller Faust. Die Erde ist ihr Stuhl und ihr Tisch. Die Türken und Perser sezzen ihre Schüsseln auf Tapeten, die auf die Erde ausgebreitet sind, und sizzen auf

der Erde mit unter den Leib geschlagenen Beinen. Die alten Griechen lagen auf Betten beym Tische; das Tischzeug war zu ihrer Zeit unbekannt.

Die Armen, die Handwerker machen bei uns mit ihrem Tische wenig Umstände; ein grobes, selten reines Tischtuch, eine Schüssel woraus die ganze Familie schöpft; Geschirr von Holz oder Töpfererde; bei Wohlhabendern zu hohen Festen und Gelagen zinnernes Geschirr; ein Krug von Faiance, oder ein Glas für die ganze Gesellschaft, zinnerne, hölzerne oder blecherne Löffel; hölzerne Schemmel, schlechte Messer und selten Gabeln, machen ihr Geräth aus.

Bei den Reichen ists ganz ein anders; Schüsseln von allerlei Gestalten, flache und tiefe Teller, von Porzellan oder Silber, die mit jedem Gericht abwechslen; zuweilen dreißig nach einander: Wasser- und Weingläser von vielen Gattungen; Tischtücher und Servietten von dem feinsten Leinen, Flaschen, prächtige Leuchter, viel Silberzeug, Messer und Gabeln, bequeme und zuweilen kostbare Sizze; sie bringen zwei oder drei Stunden am Tische zu.

Zweites Kapitel.

Von der Kleidung.

Alle Thiere haben von der Natur eine hinlängliche Kleidung bekommen; die Vögel haben Federn, die Schaafe Wolle, andre Haar, und sind immer

desto wärmer bekleidet, je nachdem die Jahreszeit oder der Himmelsstrich rauher sind. Elephant, Rhinoceros, Crocodill und Nilpferd haben kein Haar; ihre Haut ist aber der geringen Kälte ihres Climas undurchdringlich. Die Muscheln haben ihre Schaalen; mit einem Wort, alle Thiere sind bekleidet, der Mensch allein ist nakt, allein er hat zwei Hülfsmittel, die ihn schadlos halten.

Das erste, ist das Vermögen, vieles zu vertragen, und sich zu allem zu gewöhnen. Kein Thier kann ohne zu leiden und ohne von seinen Eigenschaften zu verlieren in ein fremdes Clima versezt werden. Das Rennthier und der weisse Bär kommen in unsern Gegenden um, und der Elephant und der Löwe siechen und sterben vor Kälte. Allein der Holländer geht in das Eismeer zum Wallfischfang, und von da auf das Vorgebirge, nach Ceylon und Batavia. Die Gewohnheit macht uns gegen Hizze und Kälte fast unempfindlich. Der Araber geht baarfuß in seinen brennenden Sandwüsten, wo unsre Reisende es kaum mit starken Stiefeln aushalten. Der Grönländer und Lappe leiden nicht mehr von ihrem fast immerwährenden Winter, als wir von unsrer mäßigen Kälte. Der Russe springt aus dem warmen Bade in den frierenden Fluß. Man sieht die kleinen Buben baarfuß, mit blossem Kopf und fast nakt in den Gassen laufen, wann wir schon vor Kälte zittern. Wir ertragen leicht die Kälte an Händen und Gesichte, weil wir von Kindesbeinen an gewohnt sind, solche blos zu tragen; vielleicht würde sich unser ganzer Leib eben sowol dazu gewöhnen.

Das zweite Hülfsmittel des Menschen ist seine Geschiklichkeit. Er weiß sich Kleider zu machen. Die rohesten Völker haben sich aus baumwollnem Zeuge, aus Baumrinde, Federn, oder wenigstens aus Fellen, Gurtel, oder wol gar ganze Kleidungen zu machen gewußt. Von jeher haben die Menschen die Thiere beraubt um sich mit der Beute zu kleiden. Die Alten kannten den Gebrauch der Wäsche, der Hemden, der Strümpfe, der Schuhe nicht, und das machte das öftere Fußwaschen und Baden nötig. Von Seide und Baumwolle wuste man zu ihrer Zeit in Europa noch nichts. Wir haben alles, Wolle, Pelzwerk, Flachs, Hanf, Nesseln, Fell und Haar der Thiere, Baumwolle und Seide zu unserm Gebrauch vereiniget. Wir haben sogar die Kunst erfunden, die Seide, deren Vaterland Persien und China ist, in unsern Gegenden zu bauen. Alle diese Materialien versehen uns mit warmen oder leichtem Zeuge je nachdem es die Bequemlichkeit erfordert. Aus diesen Zeugen machen wir Kleider von allerlei Schnitt für Winter und Sommer. Eine leichte Leinewand wäre bei der Hize, und ein Bärenfell, ein Fuchsbalg, oder ein Mantel gegen die Kälte zureichend. Wir haben aber das Vergnügen, die Bequemlichkeit, und vor allem, das Auge zu Rath gezogen. Daher ist die Pracht der Zeuge, der Schnitt der Kleider und manches überflüßige Stük unsers Anzugs entstanden.

Man vergleiche unsre schönen wollenen Zeuge, Serge, Tuch, Camelot, schlesische und holländische Leinewand, Taffend, Damast, Sammet, geblümtes Zeug, mit Sakleinewand, und man sehe daraus,

aus, wie wir auf Schönheit bedacht gewesen sind; denn die Sakleinewand würde uns eben sowol als der Sammet bedekken. Stikkerei, Malerei, Blumen, Bänder und Schleifen, kostbare Knöpfe, Tressen und Spizzen sind von keinem wahren Nuzzen. Perlen, Diamanten mit allen Edelgesteinen und was diesen nachahmt; Ringe, Ohrgehänge, Haarblumen, Halsbänder und alle Juwelen haben eben denselben Werth. Der Schnitt der Kleider, wobei man mehr auf Zierde, als auf Nothdurft und Bequemlichkeit gesehn, und sogar leztere der ersten aufgeopfert; so viel über einander gehäufte Kleidungsstükke, beweisen zur Genüge, daß man noch andre Absichten, als Verwahrung vor Hizze und Kälte bei unsrer Bekleidung gehabt hat.

Der Schmuk ist nach Gegenden und Zeiten, Alter, Stand, Reichthum und Armuth verschieden. Der Hottentot bewikkelt sich mit Hammeldärmen. Dieser Puz hat den Vortheil, daß er wohlfeil ist. Die Samojeden stikken mit der Nadel bunte Figuren auf das Gesicht ihrer Kinder. Andre bemalen sich Gesicht und Leib. Der Hottentot beschmiert sich die Haare oder vielmehr die Hauptwolle mit Kuhmist; andre brauchen dazu Oel oder Fett. Vorzeiten war wohlriechendes Oel stark im Gebrauch, und man salbte damit den ganzen Leib. Die Huronen drükken den Kopf ihrer Kinder von den Seiten mit Brettern platt; andre drükken die Stirn nieder. Die Chineser sezzen die Schönheit in einem ausserordentlich kleinen Fuß. Die isländischen Jungfern machen sich mit ihren Haaren und einigen Tüchern eine Art von Thurm

in Gestalt einer Grenadiermüzze auf den Kopf; das ist ihr Puz auf hohen Festen. Die Amerikaner tragen Federbüsche in Gestalt eines Kranzes. Die Türken scheren den Kopf, und wir schüzzen ein starkes Haar, oder schneiden es ab, um ein erborgtes Gehär aufzusezzen. Viele Völker lieben einen langen Bart, und wir lassen ihn oft scheeren. Wir schneiden sorgfältig die Nägel ab, einige Insulaner der Südsee hingegen, lassen sie zum Zeichen ihres Adels wachsen. Die Neger belasten die Arme, Beine, Finger und Zehen mit elfenbeinernen, zinnernen, kupfernen, silbernen und goldnen Ringen, die zuweilen einige Pfund schwer sind, und ihnen die Haut von den Fingern reissen. Selbst die Völker, die nakt gehn, unterlassen nicht, Glieder, Leib und Kopf mit Federn, Glaskorallen, Muscheln u. d. gl. zu beladen.

Es gibt Völker, die sich noch mit mehrer Kunst ausschmükken: die Weiber thun sich zumal hierinn hervor. Diese bauen auf ihren Kopf ein weitläuftiges Gerüste von Haaren, Pferdehaaren, Werg, u. a. m. Darauf sezzen sie große Federbüsche, oder weite, von leichtem Zeuge gemachte Gebäude. Sie beladen den Kopf mit Fett und Mehl, und das Ganze macht den Kopf wenigstens sechsmal größer als er ist. Dieser ungeheure Kopf ruht auf einem dünnen Leib, den man mit beiden Händen umspannen möchte.

Nicht als ob die Natur gegen sie so grausam gewesen wäre, ihnen einen so schwachen Leib zu geben; nein, sondern die Eltern, die es für sehr schön halten, ahmen ihren Freunden den Huronen nach, und pressen den Leib ihrer Töchter in

der

der zartesten Kindheit, in einer Art von sehr engem und hartem Harnisch zusammen. Unter diesem dunnen Leibe dehnen sich auf einmal die Hüften, die zweimal breiter scheinen, als sie wirklich sind, vermittelst gewisser, an beide Seiten angebrachter Maschinen aus. Sie tragen unter den Fersen eine Art von Stelzen, die wenigstens zwei Zoll hoch sind, unter den Zehen haben sie nichts, so daß ihr Tritt schwankt.

Wir haben in unsrer Kleidung vielleicht mehr überflüßige Stükke, als je ein ander Volk. Die Männer tragen gemeiniglich zwei Hemden, ein gemeines, und eines von feinem Linnen, an welchem zuweilen Handkrausen und Spizzen von hohem Werthe sind. Sie thun Tressen auf Hut und Kleid; tragen doppelte und dreifache Strümpfe. Man hat Kleider die hundert und mehr Thaler kosten, und man kann auch welche für funfzehn oder zwanzig Thaler haben. Man trägt Parüken und frisiertes Haar. Wir haben Kleider für den Tag und für die Nacht, für das Haus, für den gemeinen Umgang, für die Feierlichkeiten, für den Winter und den Sommer. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein solcher Kleidervorrath viel Mühe und Aufwand macht.

Gewisse Leute müssen ihres Amts wegen eine bestimmte Kleidung tragen. Hierher gehören die Soldaten, deren Kleid Montirung heißt. Die Geistlichen tragen einen besondern Ornat; Laquaien gehen in der Liverei ihrer Herren.

Federbüsche, Bänder, Creuzer, u. d. gl. sind Zeichen des Adels, der Würde oder des Verdienstes.

Die Kleidung unsrer Damen geht noch weiter als unsre über die Nothdurft hinweg. Ihre Spizzen, Kopfzeuger, Halstücher, Handkrausen, Falbalas, Ohrgehänge, und alle ihre Geschmeide schüzzen weder vor dem Wind noch vor dem Regen. Ihr Kopf mit erborgtem und Pferdehaar, mit Werg, Puder und Pomade, mit falschen Lokken und Haarnadeln belastet, kann nur mit Mühe ausdünsten, und leidet an Flüßen, Augen- und Zahnschmerzen.

Der weitläftige Umfang ihrer Kleidung, den die Reifrökke noch ausdehnen, ist ein augenscheinlicher Ueberfluß. Eine Europäische Dame besuchte einstens, sagt man eine afrikanische Sultanin. Diese über den weiten Umfang der Europäerinn ganz erstaunt, befühlt und frägt sie endlich: Sind sie das alles selbst? Die Schnürbrüste ziehen viele Uebel nach sich. Eine Dame, die diesen Panzer gewohnt ist, hat nicht mehr die Kraft sich gerade zu halten, wenn sie ihn abgelegt hat. Ist das nicht ein Beweis, daß er das Rükgrad schwächt? Aerzte behaupten, daß die Schnürbrust die Eingeweide verdirbt, indem sie solche drükt, ihren Wachsthum und ihre Bewegung hindert, und daß sie auf diese Art die Gesundheit und die Kräfte zerstört. Sie sagen sogar, daß die Schnürbrüste, die man doch braucht um den Leib gerade und die Taille schlank zu erhalten, eben die Ursach der schiefen Schultern, der Hökker und der hohen Hüften wären.

Man will sagen, daß buklichte Leute die Schnürbrüste, Kahlköpfe die großen Frisuren, und schiefe Frauenzimmer die Reifrökke, und Zwerginnen

ginnen die hohen Absäzze, ihre Gebrechen zu dekken, erfunden hätten. Gewiß ist es, daß die rothe Schminke die Blässe des Gesichts, und die weisse ein flekkigtes Leder verkleistern soll. Denn warum solte eine schöne Person ihre Schönheit mit Schminke bedekken? Diejenigen, die schönes schwarzes oder blondes Haar haben, sind so dumm nicht, solches anzumalen: die Rothhärigen aber thuns. Eben so braucht eine wohlgewachsene Person weder Reifrok noch Schnürbrust; die Großen brauchen keine hohen Absäze um groß zu scheinen, und die ein starkes Haar haben, bedürfen keiner falschen Lokken und keines Pferdehaares. Aller dieser Zusaz taugt nur Fehler zu dekken und die Schönheit zu entstellen. Dabei verlieren die wirklich schönen Frauenzimmer, denn man kann sie unter diesem Geschleppe nicht unterscheiden, und man denkt immer, daß irgend ein Gebrechen unter so vielem Puz verborgen sey.

Ein ganz unnüzzer Theil des Schmukkes sind die Juwelen, Edelgesteine und Perlen. Leztere und die Diamanten kosten unermeßliche Summen und haben den Nuzzen eines Gerstenkornes nicht.

Die Mode hat eine unumschränkte Herrschaft über die Damen, und über einige junge Leute, die kein grösseres Verdienst kennen. Von einem Jahr zum andern ändert sie; bald ists ein neues Zeug bald eine neue Farbe, und bald ein neuer Schnitt. Heute steigt die Frisur in Form einer Pyramide, morgen wird sie zu einem flachen Dache. Diesen Monat wehen die Federbüsche, bald werden sie den Blumensträußen weichen, diese wiederum den Blumenkränzen, und zulezt werden

die

die Federbüsche wieder zum Vorschein kommen. Schon seit einiger Zeit haben die Damen von uns Hut, Strok und Stiefeln geborgt. Hingegen haben viele Herren von ihnen das wohlriechende Wasser und den Sonnenschirm genommen. Die Mode hat das Recht Sachen gelten zu machen, worüber man vorher lachte; und bald wiederum über das zu lachen, was heute schön heißt.

Unsre Landleute und Handwerker sind ganz anders gekleidet. Man solte kaum glauben, daß sie unsre Mitbürger sind. Leinewand, Tuch, etwas grobe Serge, machen, ohne viele Umstände, ihre Kleidung aus.

Drittes Kapitel.

Von der Wohnung und Hausgeräth.

Wir brauchen eine Wohnung; jederzeit haben die Menschen eine gehabt. Die Thiere selbst suchen eine Dekke. Viele verbergen sich in Büsche, in hohle Bäume, in die Erde und in Felsenklüfte. Andre haben die Geschiklichkeit sich eine Wohnung zu machen; die Vögel bauen sich Nester, und die Bienen Stökke, und alle beweisen hierinn viel Kunst; vorzüglich aber haben die Biber unsre Bewunderung verdient, sie errichten wahre Hütten, die man von Ferne für ein Werk der menschlichen Hand ansehn könnte, und die den Hütten ihrer Nachbarn, der Huronen, wenig nachgeben.

Kaum

Kaum erreicht der Lappe die Geschiklichkeit des Bibers. Er macht sich ein Zelt in Gestalt eines Zukkerhuts, das aus einigen in die Erde gepflanzten, und mit dünnen Reisern oder Rennthierfellen bedekten Stangen besteht. Der Heerd, das heißt: der Ort, wo das Feuer gemacht wird, ist in der Mitte des Zeltes, und die oben daran gelassene Oefnung ist Schornstein und Fenster zugleich, so daß der Schnee in den Topf fällt. Die herumziehenden Tartaren haben nur linnene Zelter; wenn sie wegziehn, nehmen sie ihre Häuser mit.

Der Hottentot baut seine Hütte von Leim oder Rasen, in Form eines Bakofens oder Bienenkorbes; die Thür dazu ist ein Loch, wodurch man auf allen vieren kriechen muß. Sie dient dem Bewohner nur bei Nacht, wie dem Hunde seine Bucht; den Tag bringt er draussen zu.

Der Grönländer wohnt prächtiger, er hat ein Winter- und ein Sommerhaus. Lezteres ist ein Zelt nach lappländischer Bauart; ersteres aber ist eine Hütte von Erde und Steinen, vier bis fünf Fuß hoch und zwanzig lang. Ein Loch ist der Eingang dazu. Das Wohnzimmer, das einzige im Hause, ist zugleich Saal, Küche, Kleiderkammer, Heimlich- und Schlafgemach, dennoch wohnen gemeiniglich drei Familien in solcher Hütte. Eine Lampe für jede Familie verrichtet die Dienste eines Lichts, Ofens und Heerdes. Alle Jahr werden Haus und Zelt neu gebaut, und diesen Bau verrichten die Weiber.

Unsre Bauart ist ganz anders, und erfordert vielmehr Kunst. Auch haben wir viele besondre

Hand-

Handwerker, als Zimmerleute, Maurer, Dachdekker, dazu, die Arbeit des Glasers, des Töpfers, des Schlössers, des Tischlers, und des Klempners ungerechnet.

Unsre Häuser schüzzen uns, so wie die Grönländer und Hottentotten ihre Hütten, vor Regen, Wind und Kälte; haben aber noch manche Vorzüge: Sie sind dauerhaft; wir geniessen darinn das volle Tageslicht, und die Aussicht auf umliegende Gegenstände; das Feuer, das wir darinn erhalten, verursacht uns keine Beschwerde; den Eingang können wir verschliessen, und uns dadurch vor Anfällen in Sicherheit sezzen; viele Menschen haben in einem kleinen Raum ohne Verwirrung Plaz; wir wissen endlich uns unsre Wohnungen bequem zu machen, und ihnen ein lachendes Ansehn zu geben.

Die Festigkeit unsrer Gebäude kommt von den Materialien die wir dazu brauchen und von der Bauart. Der Biber hat nichts als Leim und Pfähle, der Grönländer macht ein flaches Dach, das der Regen bald verdirbt; deswegen muß er alle Jahr bauen.

Unsre Häuser bestehn aus gutem, wohl verbundenem, und mit Baksteinen und Kalk, oder wenigstens mit Leimstaken wolausgefülltem Zimmerwerk. Viele sind maßiv, das heißt: mit Steinen und Kalk ohne Fachwerk gebaut. Das spizzugehende Dach beschleunigt das Ablaufen des Wassers und erhält das Haus.

Der Grönländer, der Lappe, der Hottentot, der Huron und der Neger würden in große Ver-

legen-

legenheit gerathen, wenn man ihnen aufgäbe, sich in ihren Häusern Licht und Aussicht zu verschaffen, ohne sich dem Regen, dem Winde und der Kälte auszusezzen. Wir aber besizzen diese schöne Kunst. Große Oefnungen in den Wänden geben uns Licht und Aussicht, und unsre durchsichtigen Glasfenster halten Wind, Kälte, Schnee und Regen ab. Wir können diese Fenster nach Belieben öffnen, und die heilsame freie Luft einlassen. Chaßis von dünnen Zeuge verwehren unterdessen, den beschwerlichen Insekten den Eingang. Vorhänge von allerlei Art, schüzzen uns vor dem blendenden Glanz und der Hizze der Sonnen, ohne uns Luft und Licht zu nehmen; Fensterladen halten selbst lezteres zurük wenn wir ruhen wollen. Ehe man die Kunst erfunden hatte Glas zu schmelzen, brauchte man dünne marmorne Scheiben und vermuthlich auch Pergament oder dünnes Zeug zu Fenstern. Das Glas ist weit besser. In Rußland schneidet man Scheiben aus Eis, paßt sie in die Fenster ein, und gießt ausserhalb Wasser in die Fugen. Das Wasser gefriert und befestigt das Fenster von Eis hinter dem gewöhnlichen gläsernen Fenster.

Wir brauchen, zumal im Winter häufig Feuer in unsern Häusern. Mit Feuer bereiten wir unsre Speisen, reinigen wir unsre Wäsche, erwärmen wir unsre Zimmer und verschaffen uns Licht bei der Nacht. Nun ist aber die Frage wie man der Beschwerde des Rauches, und der Gefahr der Feuersbrunst entgehn kann. Das thun unsre Oefen, Schornsteine und Brandmauern.

Eines der größten Vorzüge unsrer Häuser ist, daß der Herr eben so leicht jedem andern sein Haus verschliessen, als sich selbst öfnen und sogar einiger Gewalt widerstehen kann. Wir gehn aus, machen unsre Häuser zu, und können versichert seyn, daß niemand hinein kommen wird. Wir verschliessen unsre Thür und legen uns ruhig nieder, denn wir wissen wol, daß uns niemand ohne eine Gewaltthätigkeit, die man nicht leicht wagt, beunruhigen kann. Unsre Schlösser, Riegel, Klinken, Fensterladen und Gitter sichern einem jedem seine Habe. Huronen, Lappen, Grönländer und Hottentoten haben diesen Vortheil nicht, ihre Hütten sind Tag und Nacht offen. Wozu sollten sie sie zuschliessen, es ist bei ihnen kein Dieb, weil sie nichts zu stehlen haben, und weil ein jeder das wenige, dessen er bedarf, leicht im Meer oder auf dem Felde findet. Vermuthlich sichern sie sich vor den Anfällen der wilden Thiere durch einen Stein oder einen Kloz, womit sie das Loch ihrer Hütte zumachen.

Die Kunst mehrere Stokwerke über einander zu sezzen, hat manche Vortheile. Dadurch rükken die Menschen näher zusammen, und Sicherheit und Bequemlichkeit werden befördert. Die Städte dehnen sich weniger aus, und lassen den Feldern und Gärten mehr Raum. Viele Menschen wohnen nahe an einander, und können einander leicht zu Hülfe kommen. Die Aerzte behaupten, daß diese Volksmenge in einem kleinen Raum der Gesundheit nachtheilig sey. Es ist gewiß, daß sie manche Beschwerden hat. Sie befördert die Hülfe, aber auch den Angriff. Wenn viele übereinander woh-

wohnen, so lärmt der eine über des andern Kopf, man hindert einander auf dem gemeinschaftlichen Boden, auf dem Hof, ꝛc. Die Kinder zanken sich, und zuweilen auch die Eltern. Der Lappe hat keinen Streit mit seinem Nachbaren, weil er keinen Nachbar hat. Wer sich aber zu schikken weiß, empfindet keine Beschwerden, und hat keinen Streit. Man hat Häuser, die vier, fünf Stok und drüber hoch sind; in großen Städten sind sogar Keller und Boden bewohnt. Der Grönländer hat ein einiges Gemach, wo er alles verrichtet und alles herbergt, seine dampfende Lampe, sein Nachtgeschirr, die halb verfaulten Ueberbleibsel seines Fisches, einige zwanzig Seelen, worunter einige zwölf Kinder zu zählen sind. Weit bequemer sind unsre Wohnungen. Wir haben von unsern Zimmern alles schmuzige und unangenehme die Küche z. B. entfernt; wir haben besondre Gemächer zu den Kleidern, zu den Betten; Zimmer zum alltäglichen Gebrauch, andre zur Reinlichkeit, und noch andre für die Kinder und das Gesinde; Speisekammern, Keller, wo wir Getränke, Obst, Gartenfrüchte aufbewahren; Ställe für die Pferde, Holz- und Wagenschuppen, Böden, wohin wir allerlei Hausgeräth aus dem Wege räumen. Alles mit einem Wort, hat bei uns seinen angewiesenen Ort, es kommt nichts widriges, nichts unreines in unsre Wohnzimmer. Zwar sind diese Bequemlichkeiten nur für die Reichen, weil eine solche Wohnung sehr theuer ist. Die Armen, worunter fast alle Handwerksleute zu verstehn sind, haben selten mehr als eine Stube und eine Kammer dabei, nebst einer Küche, welche noch in vielen Häusern in der Stube ist; das

Bett hat auch darinn seinen Plaz, und die Reinlichkeit wird sehr versäumt. Auf dem Dorfe findet man auch nicht, wie bei uns breterne Fußböden; Leim vertritt die Stelle der Dielen, wenn nicht etwa ein reicher Bauer eine Ausnahme macht.

Unsre Häuser sind anmuthig, durch Symmetrie gefallen sie von aussen; helles Licht, große Fenster, bequeme Thüren, schöne Dekken, ebene Fußböden, Tapeten, Gemälde und Reinlichkeit machen sie dem Einwohner angenehm.

Der Afrikaner und Amerikaner bauen ihre Häuser selbst, und so kosten sie ihnen nichts. An vielen Orten machen es die Landleute beinah eben so. Unsre weit künstlichern Häuser erfordern ganz andre Zurüstungen. Baumeister, Maurer, Zimmerleute und viele andre arbeiten daran, und es kostet vieles Geld. Die Miethe einer bequemen Wohnung ist theuer, und man muß sie mit saurer Mühe verdienen. Wer sich an solche große Wohnungen gewöhnt hat, kann sich nicht leicht in eine kleine einschränken, wenn er arm wird; oder wenn er auf der Reise in einer Dorfschenke, die der Lappe herrlich finden würde, eine Nacht zubringen muß, so ist ihm alles beschwerlich. Der Huron thut eine Reise von etlichen hundert Meilen, und legt sich die Nacht unter einen Baum; wir würden es ihm nicht nachthun, weil wir an bequeme Häuser gewöhnt sind.

Unsre Häuser mögen so fest seyn wie sie wollen, so sind sie doch nicht feuerfest. Der Bliz und die Unvorsichtigkeit verursachen zuweilen große Feuersbrünste. Bei manchen sind einige hundert

darauf gegangen; noch neuerlich ist Goslar halb und Gera ganz in Asche gelegt worden. Bei solchem Unglük ist die Noth groß; man weiß nicht, woher mans nehmen soll, so viele kostbare Häuser wieder zu bauen, Hausgeräth, Kleidung, Betten, Lebensmittel, Kaufmannsgüter, gehn mit im Rauch auf, denn selten kann man aus einem grossen Brande vieles retten. Das Feuer schrekt den Indianer nicht, brennt seine Hütte, so geht er hinaus, und alles ist gerettet, denn er besizt nichts.

Nicht in unsern Häusern allein sind wir vor Regen und Kälte sicher: wir wissen uns auch davor auf freier Straße zu schüzzen. Mäntel, Kappen, Regenschirme, vornehmlich aber die Kutschen halten sie von uns ab. Ein Mensch sezt sich in einen mit Polstern, Fenstern, Vorhängen wolversehenen und fest verschlossenenen Wagen, nun legt er durch Regen, Wind, Schnee, Koth und Wasser, in kurzer Zeit einen weiten Weg zurük, ohne Mühe, ohne einen Fuß vor den andern zu sezzen, und ohne naß zu werden.

Nur reiche Leute können auf diese Art reisen, oder auch durch die Stadt fahren, weil es kostbar ist. Den Wagen, den man sich nicht selbst machen kann, sondern der das Werk vieler Hände ist, muß man kaufen; Pferde muß man kaufen und füttern; einen Mann, der sie verpflegt und den Wagen führt muß man lohnen. Man kann wolfeilere, aber auch schlechtere Fuhren bekommen.

Arme reisen wenig, oder thun ihre Reisen zu Fuß. Es entsteht für sie der Vortheil daraus,

daß sie starke und aushaltende Beine bekommen. Sie können einkehren wenn sie wollen, und ihre Reise so lange fortsezzen als sie Kräfte und Lust dazu haben. Sie dürfen nicht besorgen, daß ihre Pferde den Koller kriegen, oder stürzen, daß ihr Wagen umwirft, im Koth strekken bleibt, bricht und sie verlezt. Sie brauchen nicht abzuwarten, daß die Pferde ihr Futter verzehren. Werden sie vom Regen naß, so troknet sie der Wind oder die Sonne bald wieder. Ist der Weg schlecht, so suchen sie einen bessern nebenher, und wählen den kürzesten. Ueberdies haben sie den Vortheil, daß sie alles, was um sie vorgeht, und die Schönheiten der Natur sehn können.

Männer reisen auch zu Pferde. Von diesem hängt fast alle Bequemlichkeit und alles Vergnügen der Reise ab. Der Reuter ist dem Winde, dem Regen, der Kälte und der Sonne ausgesezt. Es gibt viele Gegenden, wo die Pferde fehlen; da braucht man Esel und Maulthiere. In Indien reitet man auf Elephanten und Ochsen, in den westlichen Gegenden Asiens auf Cameelen und Dromedaren, in Peru auf großen Hammeln, die Lamas heißen.

Das Pferd kann stürzen, und dem Reuter das Bein brechen, oder ihn wol gar ganz zerquetschen. Es kriegt den Koller, wird wild, geht mit dem Reuter durch, ohne sich halten zu lassen. Eben so ists mit allen Thieren die man reitet.

Wir brauchen eine Menge Geräth zu allerlei Behuf in den Zimmern, in der Küche, beim Tisch, und die Kleidungsstükke wegzulegen. Manches

Geräth

Geräth und Geschirr hat man doppelt; einmal schlechteres zum alltäglichen Gebrauch, und kostbareres zum Prunk. Man hat Stühle, Betten, Tischzeug, das man nicht eher braucht, als wann man Gäste hat. Viele Reiche haben Geräth und Geschirr, daß sie niemals gebraucht haben.

Diese Pracht wechselt nach Zeit, Personen und Gegenden ab. Einige sezzen sie in Hausgeräth, andre in Kleidungen; und diese sind die gemeinsten, andre halten Hunde oder Pferde, noch andre Rüstkammern. Andre wieder suchen durch Gebäude, oder Gärten, oder Bibliotheken, oder Sammlungen von Seltenheiten zu glänzen. Endlich findet man auch Bürger, deren Pracht darinn besteht, daß sie Kasten voll Wäsche pfropfen, die niemals das Tageslicht sieht, die die Urältermutter ihren Urenkelinnen überläßt, und ohne jemals aus ihren Falten zu kommen, vermodert. Alle Pracht, von welcher Art sie auch sey, macht viel Müh, und man erwirbt sie mit mehr Sorgen als das Brod. Einige schränken sich auf das Nothdürftige ein, theils weil sie nicht weiter gehn können, theils auch, weil sie das Ueberflüßige verachten. Leztere vorzüglich sind sehr selten zu finden.

Dieses alles häuft um uns her eine unendliche Menge von Sachen. Tage gehen darauf, die geringste Wirtschaft zu versezzen und in Ordnung zu bringen. Ein Mann, der mit Frau und Kinder unversehrt aus einer Feuersbrunst entspringt, hat noch nichts gerettet. Was gehört nicht dazu, eine Hauswirtschaft in Stand zu sezzen! Jungen Leuten, die wenig oder nichts von ihren Eltern zu erwar-

erwarten haben, wirds sehr schwer sich zu besezzen, deswegen fürchten sich viele vor dem Heyrathen. Sie mögen lieber ohne Frau und Wirtschaft bleiben, als eine unvollkommene Wirtschaft führen. Die Weiber, denen die häuslichen Sorgen obliegen, haben viel Muhe und Noth ein großes Haus in der unentbehrlichen Ordnung und Reinlichkeit zu erhalten. Durch Unordnung gehn tausend Dinge verloren; Unreinlichkeit beschmuzt, verdirbt, macht alles umkommen. Daher glauben viele Leute, daß eine nachläßige Frau mehr verderben, als der fleißigste Mann verdienen kann.

Unser Reichthum macht uns bequem, und viele Dinge die man nicht allenthalben findet, werden uns unentbehrlich. Lasset einen reichen Jüngling eine oder ein Paar Nächte in einer Dorfschenke zubringen. Es fehlt ihm alles, Schlafrok, Pudermantel, Pantoffeln, Spiegel, Friseur, Seifkugel, Waschbekken, Caffee, und wer weiß was noch mehr. Es ist kein Pflaumbett da, kein Vorhang, kein Leuchter, keine Nachtlampe. Gehts zu Tisch, so ist er in gleicher Verlegenheit.

Der Grönländer, der Huron, dürfen, wie schon gesagt, keine Thür, keine Fensterladen zumachen. Diebe finden bei ihnen nichts zu stehlen. Unsre Landleute geben sich selten die Müh sich einzusperren. In den Städten ists ein anders. Eine mit Silbergeschirr beladne Schenke, ein wol gefüllter Geldkasten, schöne Zeuge, kostbare Juwelen sind Reizungen, und man muß sich vorsehn.

Im Winter schüzzen uns unsre Häuser nicht hinlänglich vor der Kälte; da hizzen wir Oefen und zünden Feuer im Kamin an. Das gemeine Volk und die weichlichen Leute heizzen übermäßig, fast drei Vierteljahre hindurch; noch mehr, sie verstopfen aufs möglichste der Luft alle Wege, hängen dikke Dekken vor die Thüren, und verklesben mit Papier alle Rizzen in den Fenstern. Ueberdies wärmen sie Hände und Füße auf Kohlenbekken. In den Kirchen und auf Reisen in dem Wagen hat man Wärmflaschen, Fußsäkke und Muffen. Man versammlet viele Leute in ein kleines Zimmer, und dadurch wird die Luft warm. In einem Stall ists niemals kalt. In Frankreich und gegen Mittag braucht man selten Oefen.

Lappen und Grönländer haben auch keinen; erstere machen ihr Feuer auf der Erde mitten im Zelte, und dies Feuer wärmt sie und bereitet ihr Essen. Leztere haben ihre Lampen, ihre zahlreiche Familie und ihren Schmuz, die sie vor der Kälte bewahren.

Wer die Kälte so sehr fürchtet und sich ängstlich davor verwahrt, empfindet sie am stärksten. Wärme macht ihn weichlich, und was noch ärger ist, zu Husten und Schnupfen geneigt. Wer der Kälte Troz bietet, befindet sich weit besser. Es gibt Gegenden, wo das Holz sehr selten und theuer ist; stark heizzen kostet Geld.

In den meisten Ländern sind die Wintertage so kurz, daß der Mensch ohne ein künstliches Licht sein Werk nicht vollenden könnte. Allein er hat die Kunst erfunden sich in der finstern Nacht ein

Licht zu verschaffen, das ihn in den Stand sezt, seine Arbeit, sein Vergnügen, seine Reise fortzusezzen. Schon seit langer Zeit weiß man Oel und Thran zu brauchen. Wir ziehn es aus Oliven, Nüssen, Mohn, Leinen, Hanf, Rübsaat und Sonnenblumen, und den Thran aus dem Spek vieler Fische, vor allen aber aus dem Wallfisch und Seehund. An manchen Orten nimmt der Arme mit einigen Splittern fetten Kiehns, die er in seinem Kamin anzündet, vorlieb. Aus Rinder- und Hammeltalg, und aus Wachs macht man Lichte. Unterweges haben wir papierne, hörnerne, gläserne Laternen, damit der Wind uns nicht das Licht ausvehe. Reiche Leute leuchten ihren Kutschen mit Pech- oder Wachsfakkeln.

Das Licht hat schon manchen Schaden angerichtet, weil man es nicht recht ausgelöscht, und unter Papieren und Zeugen, oder bei Bett- und Feustervorhängen vergessen hat.

Viertes Kapitel.

Von der Ruhe.

Täglich bedürfen wir Ruhe; unsre Kräfte werden erschöpft, die Nahrung reicht nicht zu, sie zu ersezzen, und Ruhe muß vollenden, was die Nahrung unvollkommen läßt. Die Hauptruhe ist der Schlaf, je nach dem Alter, der Leibesbeschaffenheit, der Ermüdung, der Gesundheit, der Mäßig-

keit

keit oder Ausschweifung, oder der Gewohnheit, ist seine Dauer länger oder kürzer. Gemeiniglich schläft der Mensch alle Tage, allein die Uebung sezt ihn in den Stand einen oder zween Tage ohne schlafen auszuhalten. Kleine Kinder schlafen viel, Alte schlecht, und öfters sehr wenig, zuweilen aber auch lang. Ein gesunder, starker, mäßiger und arbeitsamer Mann schläft gemeinhin fest. Wer aber den ganzen Tag sizt, sich wenig bewegt, wer sich den Magen mit Speisen beladet, und das Blut durch Uebermaaß des Weins oder des Vergnügens erhizt, hat einen unangenehmen, unterbrochnen Schlaf. Furcht, Sorgen, Zorn stöhren die Ruhe. Die Kranken geniessen sie wenig. Fünf oder sechs Stunden und noch weniger eines gesunden Schlafes erquikken hinlänglich den, der sich am meisten ermüdet. Der Schnitter ruht in der Erndte nicht so lang. Es gibt Leute die acht, zehn und mehrere Stunden schlafen; sie haben sich verwöhnt und können sich nun nicht wieder entwöhnen. Ihr Schlaf ist aber auch minder ruhig und fest. Einige Stunden eines sanften Schlafs kühlen das Blut, erneuern die Kräfte und erwekken Munterkeit; allein ein übermäßiger unterbrochener Schlaf erhizt, macht mürrisch und stumpf.

Die schiklichste Zeit der Ruhe ist die, wo die Sonne uns verläßt, und der Schatten die Luft abkühlt. Im Winter aber müste man nicht die ganze Nacht schlafen wollen. Viele Leute bringen einen Theil der Nacht bei der Arbeit oder in Vergnügungen zu, gehn nur gegen den Morgen zu Bett, und verschlafen hernach einen Theil des Tages. Dadurch wird das Blut erhizt und die

Gesundheit zerrüttet. Andre hingegen legen sich nach der Mittagsmalzeit nieder. In heissen Gegenden ists bei der größten Hizze des Tages, wo man nichts vornehmen kann, sehr gewöhnlich und vielleicht notwendig. Aber auch in unsern Gegenden trift man Leute an, die sich zu Mittag eben so regelmäßig als zu Abend schlafen legen. Man sagt, daß dies nur schwerfällig mache; wenigstens ists eine blosse Verwöhnung, und eine Verschwendung der Zeit, die man weit besser in seinen Geschäften oder zum Vergnügen anwenden könnte.

Die Thiere legen sich auf die Erde hin, oder in Läger, die sie sich bereitet haben; die Hälfte der Menschen thut ein gleiches. Wir haben Betten; die Armen, von groben Federn, von Wolle, von Heu und Stroh; die Reichen von Seiden und Pflaum, mit Himmel und Vorhängen. In gewissen Gegenden wird eine Matraze den Federbetten vorgezogen, und die Aerzte geben diesem Gebrauch Beifall. Arbeit und Gesundheit machen den guten Schlaf, die Betten thun dazu wenig.

Mitten im Schlaf glaubt man zuweilen etwas zu sehn, zu hören oder zu thun, ohngefähr als wenn man wachte. Dies heißt träumen. Der Traum unterscheidet sich aber von dem Wirklichen durch seine Sonderbarkeit. Es geht alles darinn ohne Ordnung, ohne Folge, ohne Ursach vor. Bald glaubt man in den Lüften zu schweben; bald befindet man sich an einem entfernten Ort, ohne dahin versezt worden zu seyn; bald gehn in wenigen Augenblikken ganze Tage vorüber.

Vor Alters wurden die Träume als Vorbedeutungen der Zukunft betrachtet, man gab sich viel Müh ihren Sinn auszuforschen, und man erschrak oder freuete sich, je nachdem man Glük oder Unglük hineingedeutet hatte. Viele unsrer Zeitgenossen thun ihnen noch eben die Ehre.

Statt daß man in Träumen zu thun glaubt was man wirklich nicht thut, so thut mans wirklich und ohne es zu wissen in einem andern Zustande des Schlafs. Es werden hiervon ganz besondre Dinge erzählt. Der eine klettert auf den Dächern herum, ein andrer zieht sich an, geht aus, wagt sich in Gefahren, und kömmt ohne Schaden davon. Man erzählt sogar von einen Manne, daß er ganz ordentliche Briefe schrieb. Solche sind selten zu finden, man hält sie für krank und nennt sie Nachtwandler. Durch Schläge kann man sie von ihrem Fehler heilen. Sie erinnern sich niemals bei wachenden Augen dessen was sie gethan haben. Man sagt, daß man so einen nicht bei Namen nennen muß, wenn man ihn in Gefahr sieht, weil er munter werden, und vor Schrekken in der Gefahr umkommen könnte.

Der Schlaf ist nicht allemal zur Ruhe nötig, das blosse Nachlassen von der Arbeit, Unthätigkeit, oder eine angenehme, und von der gewöhnlichen Arbeit verschiedene Beschäftigung, erquikken den Menschen. So ruhen der Akkermann und der Handwerker, wenn sie sich an ihren Ofen still hinsezzen, und der, der eine sizzende Arbeit verrichtet, ruhet wenn er spazieren geht, mit guten Freunden spricht oder spielt.

Betten, Stühle, Lehnstühle, Sophas, eine Laube, ein Rasen oder Rasenbank sind die gewöhnlichen Beförderungsmittel der Ruhe.

Fünftes Kapitel.

Von den Vergnügungen.

Junge Leute, die bei der Arbeit stillsizzen müssen, mögen gern Bewegung haben. Der Mensch übt gern seine Kräfte, und es ist nötig. Kinder sind sehr unruhig, laufen, springen, schreien und tummeln sich. Ihnen dies verwehren würde heissen sie mürrisch, schwach und ungesund machen. Diese rastlose Beweglichkeit legt sich mit den zunehmenden Jahren, allein der Mensch bleibt immer thätig und unruhig. Die Unthätigkeit schwächt und tödtet ihn; durch Arbeit und Thätigkeit wird er belebt und gestärkt. Der Akkermann, der Schmidt, und alle Handwerker die schwere Arbeit thun, sind stark. Der Maler, der Tonkünstler, der Gelehrte, die ihr Geschäft in ihrer Stube an ihren Lehnstuhl fesselt, sind weit schwächer, und vielen Unpäßlichkeiten unterworfen. Diese Unruhe, diese Notwendigkeit der Bewegung ists, die das Gefängniß zur furchtbaren Strafe macht.

Deswegen hat man verschiedene bewegsame Erholungen, als Spazierengehn, Tanzen, Laufen, Jagen und allerlei Spiele.

Das

Das Laufen ist nur eine Uebung für Knaben und junge Männer. Ein Mann von reifem Alter, hat wenig Lust dazu; für Mädchen und Weiber, die übrigens nicht sehr geschikt dazu sind, weil ihre Schwäche und Kleidung sie hindern, ist es nicht recht geziemend.

Die Jagd, solche nemlich, die eine wahre Uebung ist, und Anstrengung erfordert, ist von großem Nuzzen; dabei lernt man Beschwerlichkeit, Hunger und Durst ertragen, sie ist eine Schule der Geduld und des Muthes. Allein sie ist nicht einem jeden erlaubt, und ein Vorrecht einiger wenigen, damit das Wild nicht ausgerottet werde. Weiber können selten daran Theil nehmen, weil sie gemeiniglich ihre Kräfte übersteigt.

Das Tanzen ist ihre Sache, hierinn zeigen sie sich unermüdet. Beide Geschlechter haben daran eine vortrefliche Uebung. Es ermuntert, stärkt, gibt Geschiklichkeit, Behendigkeit und Anstand. Es ist ein Vergnügen, einem guten Tänzer zuzusehn. Allein kein Vergnügen kostet so vielen jungen Leuten das Leben als eben dieses. Sie treibens öfters bis zum Uebermaß, bringen einen großen Theil der Nacht damit zu, werden ganz naß von Schweiß, sezzen das Blut in Wallung, kühlen sich unvorsichtig wieder ab, trinken kalt, gehn in die Luft, und machen sich auf ihre gemeiniglich noch kurze Lebenszeit krank. Die männliche Jugend, die überdies noch Wein oder andre geistige Getränke trinkt, macht das Uebel ärger. Wer aber mäßig, nicht zu spät in die Nacht hinein tanzt und sich nicht unbedachtsam abzukühlen sucht, hat den größten Nuzzen von dieser Uebung.

Das Tanzen ist eine schöne Sache, wenn es wirklich tanzen heissen kann, und nicht ein ungestümes, zügelloses Laufen oder Springen ist. Nur Schade, daß dies Vergnügen kostbar ist, und daß man es nicht oft geniessen kann. Personen von gewissen Jahren machen sich nicht viel daraus und tanzen selten. Dieses Vergnügen ist sehr alt, selbst allen wilden Völkern bekannt. Hottentotten und Canibalen tanzen. In alten Zeiten machte es einen Theil der Gottesverehrung aus. Man sagt, daß es sich für ernsthafte Personen nicht schikt.

Das Spazierengehen hat vor allen vorhergehenden Ergözzungen viele Vorzüge. Es steht allen Menschen an, und kostet nichts. Auch sieht man an den Feiertagen im Sommer eine Menge Spaziergänger, Männer und Weiber, alt und jung. Man hat dabei den vielfältigen Vortheil, Bewegung zu haben, die freie Luft, die Gesellschaft und Unterredung seiner Freunde, den Anblik vieler Menschen und das Schauspiel der Natur zu geniessen. Hier darf man nicht besorgen, die Gesundheit durch Unmäßigkeit zu verderben. Viele Leute gehn alle Tage, bei Schnee und Regen, Wind und Wetter spazieren. Freilich ist dies nicht sehr angenehm, aber es ist gesund. Die schönen Wintertage sind schon angenehmer, allein es nüzzen sie die wenigsten.

Reiten gibt Kraft und Geschiklichkeit, und ist denen, die viel sizzen, sehr zuträglich; es ist aber kostbar.

Alle Kugel und Ballspiele sind heilsam, weil sie Uebung geben. Keines davon aber ist für das

andre

andre Geschlecht; ersteres ist mehr für Männer, es erfordert Kraft und Genauigkeit; dieses verlangt Hurtigkeit, man muß dabei viel laufen, es ist für die Jugend.

Zum Billardspiele gehört Behendigkeit, ein sichrer Arm, Aufmerksamkeit, Nachdenken, Genauigkeit, und Gelenkigkeit; das Spiel ist also sehr nüzlich. Es gibt auch einige Weiber, die es spielen. Schade, daß eine Tafel teuer, und das Spiel kostbar ist, man hat daran Geistes- und Leibesübung.

Viele suchen Erholung und Leibesübung in Drechsler-, Tischler- und Papparbeit, in der Malerei oder Musik. Mit einem Wort, eine jede, von der gewöhnlichen Arbeit verschiedene Beschäftigung kann eine Erholung abgeben.

Man hat noch eine unzählbare Menge von Karten- Brett- und Würfelspielen. Unter den ersteren gibts einige, wobei der Spieler durch Aufmerksamkeit und Klugheit vieles thun kann; solche haben den Vortheil, daß sie den Verstand beschäftigen und üben. Allein bei den mehresten thut das Glük alles, und der Spieler nichts, deswegen nennt man sie Glüks- oder Hazardspiele. Man hat sie nur um des Gewinstes willen erfunden; Begierde und Hofnung sind ihre einzigen Reize, und die Obrigkeit verbietet sie. Man sagt, daß die Lappen Karten spielen. Von jeher hat man gespielt, sollte es auch nur mit Würfeln gewesen seyn, das schechteste unter allen Spielen, das kein Vergnügen als den Gewinn gewährt.

Unter allen sizzenden Spielen ist das Schachspiel unstreitig das edelste. Es kömmt aus Per-

sien,

sien, und soll eben nicht sehr alt seyn. Eine große Aufmerksamkeit, viel Vorsicht und Nachdenken werden dazu erfordert. Der Fehler aller dieser Spiele ist, daß sie den Körper ohne Bewegung lassen, und daß man dabei das Blut leicht durch langes Sizzen erhizzen kann.

Wer zu viel spielt, verliert einen großen Theil der Zeit, die er der Arbeit widmen sollte; ja, er verliert die Lust zur Arbeit, indem er sich zu sehr ans Spiel hängt.

Alle Spiele, wobei es auf Gewinn und Verlust ankömmt, wie bei Karten und Würfeln, machen dem Verlierenden oft üble Laune, Zorn und Angst. Einige ärgern sich so gar auch bei Spielen, wo nichts zu gewinnen oder zu verlieren ist, wenn das Spiel ihnen nicht nach Wunsch gelingt. Unter den Spielern gibt es Betrüger, die sich immer die besten Karten zu geben wissen. Man spielt zuweilen so hoch, daß man sich und seine Familie des Notdürftigen beraubt. Man hat reiche Leute gesehn, die sich, zuweilen in wenig Tagen, durch das Spiel ganz zu Grunde gerichtet haben. Junge Leute zumal sind im Stande alles bis auf das Kleid, zu verspielen; und es finden sich Männer bei reiferen Jahren, die nach ihrem Gelde, ihre Güter, ihr Haus, ihre Equipage auf das Spiel sezzen. Dies geschieht niemals in ordentlichen Häusern und unter ehrbaren Leuten, sondern in abgelegenen, niederträchtigen Spielhäusern, wo die Spieler entweder Betrüger oder betrogene Thoren sind. Leidenschaftliche und gewinnsüchtige Spieler gerathen leicht in Zank und Schlägerei untereinander; Wunden und

Mord

Mord können daraus entstehn. Wenn Schelme einen jungen Menschen, der sie nicht kennt, unter sich kriegen, so pflegen sie ihm ein kleines Spiel anzubieten, aber so, als wenn ihnen gar nicht darum zu thun wäre; anfänglich lassen sie ihn gewinnen um ihn zu lokken. Nach und nach wissen sies so zu drehen, daß man höher spielt, und nun betriegen sie ihn. Er verliert, will seinem Verlust wieder nachkommen, wagt noch mehr, und pflegt wol nicht eher aufzuhören, als bis er ausgeplündert ist.

Junge Leute wagen immer viel, wenn sie spielen. Gewinnen sie, so reizt sie der Gewinn, und wenn sie verlieren, so laufen sie ihrem Verluste nach; und in beiden Fällen wollen sie immer mehr spielen. Allmählig wird die Begierde so stark, daß man auf allerlei Schelmstreiche verfällt, und wenn dieses gelingt, so wird man ein Schelm. Man könnte junge Leute aus den besten Häusern als Beispiele davon anführen. Deswegen spielen gewisse Leute gar nicht, und andre spielen so ein kleines Spiel, daß der möglichst größte Verlust ihnen nicht beschwerlich seyn kann, und wenn sie sich ans Spiel sezzen, so rechnen sie gleich auf einen gewissen Verlust, damit es sie nicht schmerze, wenn sie wirklich verlieren. Viele spielen mit der größten Nachläßigkeit; diese werden niemals verdrießlich, sie verlieren aber mehrentheils. Wer viel und mit Leidenschaft spielt, verdirbt seine Gesundheit durch die Leidenschaft und das lange Sizzen.

Von dem höchsten Alterthume her haben die Menschen Vergnügen an Fechtspielen gefunden.

Die Griechen hatten ihr Wettrennen mit Wagen, zu Fuß und zu Pferde, das Ringen und andre Gefechte. Zu Rom fochten die Klopffechter mit dem Degen. In die Fechtspiele der Menschen mischten sich Thiergefechte; Stiere, Löwen, Bären, Tiger, Elephanten fochten gegen einander, gegen Hunde oder Menschen. Heut zu Tage ist der Kampf der Stiere mit Menschen oder Hunden ein Vergnügen für den Spanier. Die Fechter sind Leute, die solches Spiel als ein Handwerk um Lohn treiben. In England hat man Kerl, die sich auf die Faust schlagen, und Hähne die man dazu abrichtet und mit eisernen Sporen bewafnet. In allen diesen Spielen fließt Blut und es kommen Fechter um, sie seyn Menschen oder Thiere; jene zuweilen, diese allemal. Die Stiere in Spanien werden allemal erlegt; die römischen Klopffechter fochten aufs äusserste, und wenn die Zuschauer den Ueberwundenen nicht begnadigten, so muste er sterben; die griechischen Kämpfer erdrosselten oder schlugen einander todt; die engländischen Streiter schlagen sich mit Baxen einander Bäulen, oder verrenken die Rippen. Wir haben solche öffentliche Schaugefechte nicht, allein wenn ein paar Hökerinnen oder Trunkenbolde sich zanken oder in Handgemenge gerathen, so läuft das Volk herbei. Man hat nun freilich wol die Menschenliebe, die Streitenden aus einander zu bringen, wenns Ernst wird, oder wenn die eine Parthei zu schwach ist. Unsre Buben rotten sich zuweilen Sontags oder an Festagen zusammen, theilen sich in zwei Partheien, werfen mit Steinen und schlagen mit Stökken auf einander, nicht um Zuschauer zu ergözzen, solche haben sie nicht,

denn diese würden das Spiel nicht zulassen; sondern sich selbst ein Vergnügen zu machen. Die Polizei pflegt solche Lust zu stören, denn die Spieler werden zuweilen dabei verwundet und wol gar todt geschlagen. Die alten Germanier hatten vor Alters, und die rohen Afrikaner und Indianer haben jezt noch Waffenspiele, die aber nicht blutig sind. Es werden zwar Degen gezukt, allein der Schauspieler tanzt nur dazwischen, keiner sucht ihn zu verlezzen, und wenn er eine Wunde davon trägt, so ist es bloß aus eigner Ungeschiklichkeit.

Die Schaubühne ist ein Lieblings-Zeitvertreib der gesitteten Völker, und den rohen noch unbekannt. Einige Personen stellen in Gegenwart einer Versammlung eine Handlung vor, und unterreden sich mit einander. Schon vor mehr als zweitausend fünfhundert Jahren wurden diese Schauspiele in Griechenland erfunden. Die Athenienser gewannen so viel Geschmak daran, daß sie fast alle Tage auf der Bühne waren, und ihre Staats- und häuslichen Angelegenheiten darüber versäumten. Diese Handlungen stellen öfters betriegerische, heuchlerische, ihren Eltern ungehorsame Kinder vor; noch öfterer nachläßige junge Leute, die nur das Vergnügen suchen und gar nicht daran denken, wie sie sich zu einem nüzlichem Leben vorbereiten. Dies alles wird auf eine angenehme Art vorgestellt; viele junge Leute werden dadurch verdorben und ahmen die Thorheiten nach, die sie auf der Bühne gesehn haben. Es gibt auch einige gute Stükke, wo man sehn kann, wie Thorheit, Laster und Zügellosigkeit bestraft werden. Solche sind selten.

Es gibt viele Quellen des Vergnügens. Alle Tage bieten uns Essen und Trinken und Ruh ihre Annehmlichkeiten; das haben wir schon, sowol als die vielerlei Spiele, berührt. Hier ist noch mehrerlei Genuß, den wir täglich haben können. Die Früchte sind so mannigfaltig, und da die meisten derselben wenig nähren, scheinen sie bloß das Vergnügen zum Zwek zu haben. Die Blumen, ihr Geruch und ihre so abwechselnden Farben und Gestalten, sind nur fürs Auge und den Geruch, d. h. für das Vergnügen da, weil so wenige derselben nuzbare Frucht tragen. Andre Wohlgerüche haben eben diese Bestimmung. Und der Gesang der Vögel, die Schönheit ihres Gefieders, das angenehme abwechselnde Grün des Feldes, die schöne Gestalt mancher Thiere; wozu dieses alles? ists nicht um uns den Anblik der Natur angenehm zu machen? Der Mensch kann diesen Reichthum noch vermehren. Durch seinen Fleiß werden Feld und Blumen schöner, die Früchte lieblicher; Gärten, Wälder, Gewässer erhalten von der Kunst neue Reize. Wahrlich, die Erde ist keine traurige Wohnung, und der Mensch ist nicht unglüklich!

Jedes Alter, jedes Geschlecht hat sein eigenes Vergnügen. Kleine Knaben lieben Stökke, Peitschen, Wagen, Kreisel, Lärm, Ball, das Laufen, die kriegerischen Uebungen, und Zank und Streit mit unter. Kleine Mädchen wollen sizzen, schwazzen und Puppen haben. Das Vergnügen der einen behagt den andern nicht. Zuweilen kommen beide Geschlechter zusammen, wenn das aber oft geschieht, so verzärteln die Mädchen die Knaben, und diese machen jene wild.

Jedem

LB
Coburg

Jedem Alter ist der Umgang mit seines Gleichen angenehm. Daher ist das Besuchen entstanden. Kinder werden selten zu der Gesellschaft der Erwachsenen gelassen; weil sie von ihrer Unterhaltung wenig verstehn würden. Wann es aber geschieht, so will man nicht gern, daß die Kleinen viel schwazzen und fragen; sie sollen zuhören und schweigen und dann nur sprechen, wann es ihnen geheissen wird. Kleine Knaben oder Mädchen, die mit erwachsenen thun, als wenn sie ihre vertraute Gespielen wären, nennt man naseweise. Zwar sagt mans ihnen nicht jedesmal, zuweilen ist man gegen sie gefällig, es geschieht aus Achtung für ihre Eltern, oder aus Mitleiden gegen ihre Dummheit.

Die Gesellschaft mit Freunden ist sehr angenehm. Die Jugend spielt mit ihnen, oder treibt muntre Unterredung. Erwachsene pflegen angenehme Gespräche zu führen; allein wer Vergnügen darinn finden will, muß die Sachen verstehn, wovon geredet wird. Deswegen machen sie den Kindern Langeweile. Beide Geschlechter pflegen sich wol zu trennen, wenn die Gesellschaft etwas zahlreich ist. Die Frauen sprechen von ihrer Wirtschaft, vom Preise der Lebensmittel, von der Art wie sie ihr Haus und ihr Gesinde regieren, von der Erziehung ihrer Töchter und kleinen Kinder, von der Vorsicht, mit welcher sie die Einnahme sparsam vertheilen, von ihrer Sorge ihren Männern gefällig zu seyn, von ihrer Arbeit, ihrer Kleidung und der Kleidung ihrer Kinder, und was sie thun, um solche lang zu erhalten. Die Männer nehmen an diesen Gesprächen keinen Theil, weil sie sich mit solchen Dingen nicht abgeben,

ben, sie haben also ihr besonders Gespräch unter sich. Sie reden von Wissenschaften, von Merkwürdigkeiten der Natur, oder suchen eine schwere Frage aufzulösen. Ein andermal fällt die Rede auf das Schikſal und das Unglük mancher Völker, oder auf die Hofnungen und Besorgniße des Vaterlandes. Zuweilen unterhalten sie sich von ihren Gewerben, ihren Angelegenheiten u. s. w. Der Unwissende und Unverständige gähnt bei diesen Gesprächen, die dem Verständigen so viel Vergnügen machen, nimmt seine Zuflucht zu Geschwäz von Regen und schönem Wetter, von Wind und Kälte, von den Neuverehlichten oder Verlobten, ihren Einrichtungen, ihrem Hochzeitpuzze und Gelage, von ihren Versehen, von der Thorheit ihrer Verschwendung und ihrer Pracht, oder von dem Lächerlichen ihrer Knauserei. Von da gehts in der Nachbaren Häuser, man untersucht, wie sie ihre Wirtschaft bestellen, wie ihre Weiber sie hinters Licht führen, ihre Kinder sie betriegen, und ihr Gesinde sie bestiehlt; wie man jenes Gelag einfältig eingerichtet, allzugemeine, oder allzukostbare Gerichte gegeben, wie man zu prächtig für seinen Stand gepuzt, oder zu nachläßig angezogen war. Alsdann kommt die Geschichte der Mädchen, die einen Fehler begangen, oder von denen man vermuthet, daß sie einen begehn werden, weil sie vielleicht ein wenig zu frei in ihrem Betragen sind. Verständigen Leuten sind solche Gespräche zuwider. Die Frauen pflegen bei der Unterredung eine reinliche und leichte Handarbeit zu thun, oder Karte zu spielen; erstere werden mehr geschäzt. Die Männer spielen insgemein und rauchen Tabak.

So halten wohlhabende Leute, der gute Bürgerstand und der Adel, ihre Zusammenkünfte. Die Armen, die Handwerker geben wenig Besuche, wenn es nicht unter den nähesten Verwandten geschieht. Die Männer gehn zur Schenke, viele spielen, betrinken sich, und ihre Frau und Kinder haben zu Hause kein Brod.

Das Vergnügen der Gesellschaft ist für die Jugend gefährlich, denn es gibt viele falsche Freunde. Viele junge, und sogar alte Leute sind dem Müßiggang, dem Spiel, der Völlerei und allerlei Ausschweifung ergeben; Unordnung und Faulheit hat sie zu Grunde gerichtet, nun müssen sie wieder zu erwerben suchen, sie haben aber kein ander Mittel dazu, als das Spiel und die Unbesonnenheit reicher Jünglinge. Die Verführer finden sich überall auf den Schulen, in Wirthshäusern und auf den Spaziergängen. Sie sind höflich, gefällig, weil sie die Jugend zu lokken suchen, vor allem aber spielen sie den ehrlichen Mann. Ein junger Mensch macht leicht Bekanntschaft, und weil er keinen betriegen will, so fürchtet er auch keinen Betrug. So hat der Betrieger mit ihm bald Freundschaft gemacht, indem er sich in seinen Geschmak fügt. Hat er nun des Jünglings Freundschaft erworben, so schlägt er ihm neue Freunde vor, man macht Gesellschaften zum Vergnügen, man besucht die schönsten Oerter. Man spielt, und der betrogne Jüngling verliert; man ißt und trinkt, und er bezahlt die Zeche, denn zuweilen verlangt man weiter nichts von ihm. Man lehrt ihn das Mittel größern Aufwand zu machen, er borgt, bestiehlt seinen Va-

ter, bringt ganze Nächte mit Schwelgen zu, verdirbt seine Gesundheit und kürzt sein Leben ab.

Solche Verführer wagen sich nicht an Männer, deren Klugheit sie scheuen; sie fallen also auf die Jugend, und wissen sie so weit zu bringen, daß sie sich der Trunkenheit, des Müßigganges und der Schwelgerei rühmen, und die Verführer andrer jungen Leute werden, nachdem sie sich selbst zu Grunde gerichtet haben. Die Eltern, die solche Gefahren kennen, verbieten ihren Kindern Freundschaften, ohne ihr Vorwissen zu machen. Es gibt aber junge Leute, die sich an die Befehle ihrer Eltern nicht kehren, und heimlich ins Verderben gehn.

Ein Mädchen wagt noch mehr, wenn es sich vor seinen Eltern verbirgt, und Freunde oder Freundinnen ohne ihre Erlaubniß macht. Es gibt verlorne Mädchen, die andre ins Verderben zu ziehn suchen. Niemals darf sichs ein Mädchen erlauben, einen Freund zu haben, oder mit einer Mannsperson vertraut zu werden. Sie würde bald um ihre Ehre kommen; denn wenn sie sich auch nicht bis aufs äusserste vergißt, so finden sich doch immer müßige Leute, die ihr auspassen, und die das, was sie nicht sehn, vermuthen, errathen, zusezzen. Kinder haben nichts zu besorgen, wenn sie ihren Eltern gehorsam sind, und nur mit ihrer Erlaubniß sich in Freundschaftsverbindungen einlassen, weil die Klugheit der Eltern, sie alsdann vor Gefahr schüzt, indem sie ihnen nur rechtschafne Freunde zuweist.

Gemeiniglich nehmen junge Leute die Sitten, das Betragen und die Sprache derer an, mit welchen

chen sie Umgang haben, hauptsächlich, wenn sie solche lieben. Sind diese gut und gesittet, so hat die Jugend großen Nuzzen von ihrem Umgange; wenn sie aber thöricht, eitel oder gar lasterhaft sind, so wird die Jugend, thöricht, eitel und lasterhaft. Daher kömmt das Sprichwort: Mit den Wölfen lernt man heulen.

Es gibt Leute, die so weichherzig sind, daß sie immer die vertrauten Freunde deren sind, mit welchen sie jezt umgehn. Den Augenblik darauf haben sie aber ihre Freunde vergessen. Läßt man sich von ihnen einnehmen, und vertraut man ihnen etwas, das geheim bleiben soll, so wird man gewiß betrogen. Nicht als ob sie Bosheit hegten, nein, sie sind aber so voller Liebe für den gegenwärtigen Freund, daß sie nichts von dem, was sie auf dem Herzen haben, verschweigen können. Aus zärtlicher Liebe vertrauen sie diesem Freund, was ihnen jene Freunde anvertraut haben, ihr Vorhaben und die Unordnung in ihrem Hause. Auch hüten sich die Klugen aufs sorfältigste vor solchen Leuten.

Die Klätscher werden verabscheut, weil sie großes Unheil und heftigen Verdruß anrichten. Hier horchen sie, was von diesem oder jenem gesagt wird, und gehen hernach hin, und sagens ihm mit Zusaz wieder.

Vorsichtige Leute machen keine Rechnung auf das, was in vergnügten Gesellschaften gesagt und erzählt wird. Sie wissen, daß die mehresten eben nicht genau sehn, hören und erzählen, so daß das Ganze immer weit von der Wahrheit entfernt ist,

obgleich der Grund wahr ist. Jemand hat z. B. ein junges Frauenzimmer Abends mit ihrer Mutter spazieren gehn sehn; ein bekannter junger Mensch begegnet ihnen und begleitet sie. Dies wird nun erzählt. Der erste vergißt schon, daß die Mannsperson ihnen blos begegnet ist, der zweite läßt die Mutter weg; der dritte vermuthet, daß sie einander bestellt haben, oder er spricht: daß Mlle. N. mit H. N. spazieren geht, was nun die Sache, als wenns oft geschähe, vorstellt. So kann das arme Mädchen für ein unartiges Frauenzimmer gelten. Wer alle Sagen der Besuche aufnimmt, und darauf nachspricht, wird bald für unvorsichtig oder lügenhaft gehalten.

Die Musik ist eins der angenehmsten Vergnügen. An vielen Orten hat man öffentliche Concerte, wo man den Eingang bezahlt; oft treten Musikliebhaber zusammen, machen ein Concert, und lassen Freunde zu. Ohne was gelernt, und seinen Verstand ausgebildet zu haben, findet man kein Vergnügen daran. Manche, sonst nicht unwissende Leute, können keinen Geschmak an der Musik gewinnen, weil es ihnen an Gehör fehlt.

Feuerwerke sind ein kostbarer und kurzer Zeitvertreib, nur etwa für Fürsten bei ausserordentlichen Feierlichkeiten.

Die Kunst, auf eine bequeme und angenehme Art zu bauen, gibt unsern Städten ein heiteres Ansehn. Die Bildhauerkunst ziert die Plätze und Paläste, und die Malerei schmükt unsre Häuser. Sachverständige sehen dieses alles mit Vergnügen an, der Unwissende aber versteht das nicht, und weiß es nicht zu empfinden.

Es sind also viele Mittel da, vergnügt zu seyn, und doch gibt es viele Misvergnügte und Traurige. Dies kömmt daher, weil man gemeiniglich das nicht achtet, was man hat, und etwas anders wünscht. Wir sind zu sehr an das angenehme gewöhnt, und oft misbrauchen wirs und sezzen uns dadurch ausser Stand es ferner zu schmekken. Wenn einer z. B. immer Wein hat, so findet er eben kein großes Vergnügen daran; wer ihn aber gern trinkt und selten bekommt, der genießt ihn mit Wollust. Wer sich mit einer Speise, die er vorzüglich liebt, den Magen verdirbt, wird in langer Zeit diese Speise nicht geniessen können. Alle Menschen haben täglich Essen, Trinken und Ruhe, Gelegenheit zum Spazierengehn, das Schauspiel des Feldes und der Blumen, den Gesang der Vögel, den Anblik einer wohlgebauten Stadt: allein dieses alles rechnen sie für nichts.

Viele junge Leute ergeben sich ganz dem Vergnügen; sie wollen nicht arbeiten, sondern immer nur spielen und tändeln. Wenn sie unter der Aufsicht aufmerksamer Eltern oder Lehrer sind, so halten sie diese zur Arbeit an; allein die sich selbst überlassen werden, oder nachläßige Eltern und Aufseher haben, thun nichts, und das wenige was sie thun, machen sie schlecht. Sie lernen nichts, und wenn sie Männer geworden, sind sie zu unwissend und zu träge, irgend in einer Bedienung gebraucht zu werden, und führen gemeiniglich ein elendes Leben. Ist das Vergnügen gar Schwelgerei, dann ists noch ärger, dann verscherzt der Jüngling Vernunft, Gesundheit, Ehre und

Vermögen, und stirbt eines frühzeitigen Todes. Man trift junge Männer, die im dreißigsten Jahre schwach und siech sind, Schmerzen leiden, keine Anstrengung, keine Arbeit, keine Reise, keinen Spaziergang, keine Hizze und keine Kälte vertragen können; deren Magen die heilsamsten Speisen nicht verdaut, weil sie ihre Kräfte durch Ausschweifungen zu Grunde gerichtet haben.

Noch eine reiche Quelle von Erquikkung und Vergnügen ist das Lesen; man kann nichts, als den Mangel an Leibesübung daran ausszezen. Nächtliches Lesen zumal hat schon Manchem die Gesundheit zerrüttet. Es erfordert aber die Wahl der Bücher viele Vorsicht. Einige lehren offenbar Unordnung und Ausschweifung; andre führen zur Zügellosigkeit, zur Trägheit, zur Abneigung vor allem ernsthaften Geschäfte; noch andre füllen den Kopf mit allerlei thörichten Einbildungen, albernen Hofnungen, und unsinnigen Wünschen. Die Jugend kann solche nicht unterscheiden, weil sie den Schein des Nüzlichen, der Weisheit, der Lehre und der Wahrheit annehmen, und man die Gefahr nur, nachdem der Schaden geschehn ist, einsieht. Deswegen haben sorgsame Eltern ein wachsames Auge auf die Lesung ihrer Kinder, halten sie von den schädlichen Büchern ab, und geben ihnen gute in die Hände. Gute Kinder folgen dem Rath ihrer Eltern, und befinden sich wol dabei. Hingegen gibts eine Menge nüzlicher und angenehmer Bücher. Von dem jungen Frauenzimmer verlangt man noch größere Behutsamkeit: überhaupt sieht mans nicht gern, daß jenes Geschlecht viel liest, auch nicht die besten Bücher.

Den

Den Mädchen könnte man vielleicht etwas mehr gewähren; verheyrathete haben mit dem Hauswesen und den Kindern zu viel zu schaffen, als daß sie ihre Zeit mit vielem Lesen verlieren könnten. Sie pflegen auch allen Zeitvertreib, den sie im ledigen Stande liebten, aufzugeben, sie lassen das Clavier, die Bleifeder, den Pinsel liegen, und nehmen an deren Stelle die Nähe- und Striknadel, und das gefällt ihren Männern wol.

Sechstes Kapitel.

Von der Arbeit.

Die beste Würze des Vergnügens und der Erholung ist die Arbeit. So wird ein jedes nüzliches Geschäft benannt. Ein Mensch könnte den ganzen Tag durch mit Laufen, Felsen erklettern, Steine werfen, Lasten hin und her schleppen, Erde ohne Nuzzen umgraben, sich ermüden, er könnte sich übertreiben, vor Müdigkeit hinsinken, und würde doch nicht gearbeitet haben. Warum? weil er nichts nüzliches verrichtet hätte. Hingegen arbeitet die Schildwache, die an einem schönen Frühlingstage ruhig auf ihrem Posten spaziert; der Postilion, der die Post fährt, sein Stükchen dabei singt, oder auf seinem Siz schläft; der Kaufmann, der auf der Reise zur Messe in seinem Wagen sizt und angenehme Gespräche mit seinen Freunden führt. Diese arbeiten alle, weil sie etwas nüzliches thun.

Es gibt beschwerliche und leichtere Arbeiten. Von erster Art ist die Arbeit des Akkermanns, des Holzschlägers, des Schmiedes, des Bergmanns, des Zimmermanns, des Tischlers und vieler andern. Allein diese Leute haben den Vortheil zur Arbeit gewöhnt zu seyn, und ihre Arbeit nicht schwerer zu finden, als ein andrer. Sie härten sich ab, bekommen Kräfte und eine feste Gesundheit. Der Schneider, der Kaufmann in seinem Laden, der Schreiber, scheinen weniger Mühe zu haben, allein ihre Gesundheit leidet leicht von ihrer sizzenden Lebensart. Bei Vergnügungen erschöpft man sich oft, bei der Arbeit ist das nicht sehr zu besorgen, dennoch geschiehts zuweilen.

Es gibt thätige Menschen, die zur Arbeit von Kindheit an gewöhnt sind, die eine regelmäßige Geschäftigkeit lieben, und mit Vergnügen arbeiten. Man belegt sie mit dem Ehrennamen: Arbeitsame. Andre wieder, und zwar viele, sind thätig, lieben aber die Arbeit nicht, sind unbeständig, ermüden, flattern von einem Geschäft zum andern, unternehmen alles und führen nichts aus. Anfänglich sind sie ganz Eifer, man erwarte aber ja nichts von ihnen. Sie sind so flatterhaft, weil sie in der Jugend sich zu keiner anhaltenden Arbeit gehalten haben. Solche findet man vorzüglich in dem Stande, der über den Stand des Handwerkers sich erhebt, wo Eltern durch die Noth nicht gezwungen sind, ihre Kinder zur Arbeit anzuhalten. Endlich gibts auch faule, träge, nachläßige Menschen, die weder Muth noch Lust haben; es scheint als wenn ihnen die Kräfte geschwunden wären. Diese Elenden sind immer traurig, verdrossen,

drossen, weil sie die Zeit nicht zu brauchen wissen; sie sind krank, weil ihnen die Säfte vor Unthätigkeit stokken; und elend, weil sie das Brod nicht verdienen.

Der Mensch ist der einzige auf Erden, der im Stande ist zu arbeiten, d. h. etwas nüzliches mit Einsicht und Vorsaz zu thun. Das Pferd, das Kameel, der Ochs, der Hund und andre Thiere arbeiten wol auch, aber ohne es zu wissen. Der Ochs würde mit eben dem Ernst einen Stein über den Akker ziehn als den Pflug.

Die Arbeit ists, vermittelst welcher wir alles haben, was wir besizzen; sie ist also die Quelle unsers Reichthums und unsers Vergnügens; sie schüzt uns vor der beschwerlichsten Plage, vor der Langenweile, vor welcher das Vergnügen selbst uns nicht immer schüzzen kann. Denn man kann doch nicht immer tanzen, nicht immer spazierengehn, nicht immer am Tisch, beim Spiel, in Gesellschaft seyn, und was soll man ausserdem thun, wenn man keine Arbeit hat? Wer die Langeweile nicht kennt, darf sich nur auf acht Tage zum Müssiggange verdammen.

Dem Arbeitsamen fehlts niemals an dem notdürftigen; dem Faulenzer fehlt alles. Ersterer wird geschäzt und geehrt, man liebt ihn, weil er nüzlich ist; jener wird verachtet. Er weiß nicht, was er anfangen soll, und ganz unthätig kann er nicht bleiben, also verfällt er auf Thorheiten, geräth in Unordnung, säuft und spielt. Die Verdroßenheit, eine Frucht der Langenweile, macht ihn zur Furcht, zur Traurigkeit, zu Sorgen für die Zukunft, und zum Zorne geneigt.

Die Verachtung, die man ihm bezeigt, erfüllt ihn mit Haß und Argwohn. Dem Arbeitsamen erspart die Arbeit alle diese Qualen.

Obgleich die Menschen die Arbeit lieben und so vielen Nuzzen davon haben, so haben sie doch alle ein sonderbares Vorurtheil dawider. Sie sehen sie nemlich als ein Unglük an, und als eine Strafe der Fehler und der schlechten Aufführung der Menschen. Sie bilden sich ein, daß der Mensch beständig in einem seligen Müßiggange leben würde, wenn er immer seine Pflicht beobachtete. Sie sehn nicht ein, daß die ganze Beschaffenheit des Menschen seinen Beruf zur Arbeit ankündiget, indem sie ihn der Arbeit fähig, und solche ihm notwendig macht. Er hat fühlende und behende Finger, starke und bewegliche Arme. Kein Thier ist so beschaffen. Er denkt und kann alles lernen. Von allen natürlichen Waffen entblößt, womit doch ein jedes Thier versehn ist, muß er seine Sicherheit in künstlichen Waffen suchen, die er mit vieler Arbeit verfertigt. Sein nakter Leib beruft ihn zur Arbeit, ihn zu bedekken. Sein lekkerer Gaumen reizt ihn schmakhaftere Speisen, als die Geschenke der rohen Natur zu bereiten. Mit einem Wort, alles ruft ihn zur Arbeit. Uebrigens ists unter uns Menschen ein Beweiß von Liebe, von Achtung und Zutrauen, wenn man jemand ein Geschäft aufträgt. Könige und Fürsten geben verdienten Männern und treuen Dienern Aemter, das heißt, Arbeit, zur Belonung ihrer Treue, und ihre Verdienste zu ehren.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Innere Beschaffenheit des menschlichen Leibes.

Erstes Kapitel.

Knochenbau.

Der menschliche Leib besteht aus einer unzählbaren Menge künstlich beschaffener und geordneter Theile. Beim bloßen Anschauen des Menschen, kann man sichs schon vorstellen. Er geht, läuft, verrichtet allerlei Bewegungen, er athmet, er ißt, er nährt sich, er singt, er spricht, stemmt und biegt sich, er wächst; dieses alles erfordert Werkzeuge, eine Organisation, die alle diese Wirkungen hervor bringt. Ein Stein, ein Erdklumpen sind unbeweglich. Eine Uhr, eine Mühle haben Bewegung. Allein, welche Einrichtung, wie viele Stükke, welche Arbeit, welche Genauigkeit erfordern sie nicht! Und im Grunde haben diese Maschinen nur eine, und immer dieselbe Bewegung. Sie versezzen sich nicht von einem Orte zum andern, sie können weiter nichts thun, als das einzige, was sie immer thun. Sie können weder sich aufhalten, noch sich in Bewegung sezzen, sie nähren sich nicht; mit einem

Worte, sie leben nicht. In Vergleichung mit diesen Maschinen ist das einfachste Thier ein wahres Wunder. Es lebt, es hat eigne und freie Bewegung. Was ist aber die Auster, die Raupe gegen den Menschen? Mit welcher Kunst muß er nicht gebaut seyn!

Die Knochen sind gleichsam das Gerüste, das alle übrigen Theile des menschlichen Körpers trägt und verbindet. Betrachtet dieses Skelet.

Der Kopf ist ein beinerner Kasten, der aus vielen so fest in einander gefugten Knochen besteht, daß man sie eher zerschlagen, als die Fugen trennen würde. Die Knochen sind, zumal am Hinterkopfe, sehr dik. In diesem Kasten ist das Hauptmark oder Gehirn, und die Werkzeuge des Gesichts, des Gehörs, des Geruchs und des Geschmaks. Bemerket die Höhlung der Augen, der Ohren, der Nase und des Mundes, die Kinnbakken und das Loch des Halses.

In dem Gehirn haben der Gedanke, die Bewegung und die Empfindung ihren Siz. Die geringste Verlezzung desselben bewirkt Taubheit, Blindheit, Lähmung, Wahnwiz und Tod. Ein heftiger Schlag, ein Fall kann diese traurigen Folgen haben. Vorhergenannte Kräfte sind von großer Wichtigkeit, oder vielmehr sind sie der Mensch selbst und sein Leben; dennoch sind sie so zart, daß der geringste Stoß sie verlezzen und zerstören kann, also musten sie sehr sorgfältig verwahrt werden. Die Stärke der Knochen, und ihre runde Gestalt gibt ihnen die Kraft, das Gehirn zu schüzzen, welches ohne diese noch viele andre

Wehren hat; solche sind erstlich zwo Häute zwischen dem Gehirn und Hirnschädel, die dikke Haut des Kopfes und das Haar.

Bei kleinen Kindern schliessen die Knochen oben am Schädel nicht, sondern sie lassen eine Oefnung, die ein dünner Knorpel bedekt, der nach und nach zu Knochen wird. Diese Oefnung schließt sich im zweiten Jahre. Bis dahin dekt sie eine dikke Rinde von Schmuz, die sich lößt und fällt, so wie der Knochen zuwächst; man muß sie nicht losreissen, und sich hüten das Kind an dem Ort zu verlezzen.

Das Hirnbein verlängert sich inwendig und macht eine Scheidewand, welche nebst den Häuten das Gehirn in zwei große Theile theilt, wovon der eine vorn und der andre hinten liegt. Das Gehirn selbst ist eine weiße, weiche, öligte, mit vielen Fasern durchkreuzte Materie. Das ist alles was man bisher darinn hat entdekken können; Organisation und Bewegung sind uns verborgen geblieben. Wir sehn nur, daß es eine so vortrefliche Maschine ist, daß wir sie nicht begreifen können.

Die Knochen des Rumpfes sind die Wirbelbeine, die den Hals und das Rükgrad ausmachen, den Leib gerade halten und den Kopf tragen; die Rippen, das Brustbein und das Bekken, das aus den Hüftbeinen, den Schaambeinen und den Steisbeinen besteht.

Das Rükgrad sollte den Leib aufrecht halten, unsrer Anstrengung Kraft geben, und sich in unsre Bewegungen schikken: es muste also sehr stark und sehr gelenkig seyn: zwei entgegengesezte Eigen-

schaften. Betrachtet aber seinen Bau; es ist stark, gelentig und leicht. Es ist gelenkig, weil es nicht ein einiger Knochen, sondern ein Zusammenhang von vier und zwanzig Knochen ist, die auf einander spielen. Die Kraft erhält es durch den Bau, die Zusammenfügung und die Verbindung dieser Knochen. Sie sind so beschaffen, daß sie genau auf einander passen, sie liegen senkrecht über einander und sind mit starken Bändern verbunden. Es ist zu bemerken, daß die Wirbel unten am dikſten sind, und daß sie immer abnehmen, je nachdem sie höher liegen. Es ist leicht, weil die Wirbelbeine hohl, und fast von allen Seiten durchbohrt sind. Die mittelste Höhlung, die vom Gehirn an, bis an das Steisbein sich erstrekt, enthält das Rükkenmark, das eine Verlängrung des Gehirns ist, und mit demselben zusammen hängt. Am Hintertheile und zu beiden Seiten der Wirbelbeine bemerkt man hervorragende Knochenspizzen, die zwei Rinnen längst dem Rükgrade bilden, worinnen große Blut- und Milchgefäße liegen, die durch jene Spizzen vor Stössen gesichert werden.

Gemeiniglich hat der Mensch zwölf Rippen auf jeder Seite; zuweilen aber finden sich mehr oder weniger auf einer oder auch beiden Seiten. Die Rippen umschliessen die Seiten, und vereinigen sich vorn mit dem Brustbeine, mit welchem sie eine große Höhlung machen, die man die Brust nennt. Das Brustbein besteht bei Erwachsenen aus einem, bei Kindern aber aus mehreren Knochen.

Die großen Rippen, die sich an das Brustbein anschliessen, heissen wahre Rippen; darunter sind kürzere, die das Brustbein nicht erreichen, und kurze oder falsche Rippen heissen.

Der Brustkasten macht diesen Theil des Leibes fast unbeweglich; bis zum Bekken aber sind keine Knochen mehr, als die Wirbelbeine, und der ganze Untertheil, den man den Bauch nennt, kann sich nach allen Seiten bewegen; das könnte er aber nicht, wenn er, wie die Brust, verpanzert wäre; auch würden alsdann die Eingeweide sich nicht, nach Nothdurft zum Verdauen frei ausdehnen und bewegen können. Wer eine Schnürbrust trägt, verliert beide Vortheile, Biegsamkeit des Körpers, und Freiheit und Gesundheit der Eingeweide; er widerspricht der Natur.

Das Schulterblatt, ein fast dreiekkigter Knochen auf dem Rükken, und der krumme Knochen, der mit einem Ende am Arm und mit dem andern an dem Brustbein befestigt ist, halten den Arm fest. Wie der Arm sich manchmal sehr anstrengen muß, so ist die Schulter dadurch vor Verrenkung gesichert worden. Der Oberarm, von der Schulter an bis an den Ellenbogen, hat nur einen mäßigen und hohlen Knochen, der leicht bricht; Er ruht aber unter dem Schuz des Vorderarms, der weit stärker ist, und zwei Knochen hat. Alle Menschen, alle Kinder, wenn ein Schlag dem Kopf oder dem Oberarm droht, halten den Vorderarm, der nicht so schwach und empfindlich ist, vor, um den Schlag abzuhalten. Einst hatte ein Mann das Unglük seinem Kinde den Oberarm zu brechen, weil er es dabei faßte. Aus Furcht vor

einem ähnlichen Unglük, halten die verständigen Kinderwärterinnen die Kinder am Leibe.

Das Gelenke des Knöchels besteht aus acht Knochen, hernach kommen die ersten und längsten Glieder der Finger, die in der flachen Hand verborgen liegen; darauf folgen die beiden Glieder des Daumens, und die drei der Finger, die frei sind. Ein jedes Glied ist ein besondrer Knochen, der durch Bänder an dem nächsten Knochen befestigt ist, doch so, daß er sich bewegen kann.

Das Bein hat mit dem Arm sehr viel Aehnlichkeit, mit dem Unterschied, daß seine Knochen viel länger und dikker sind. Die Lende hat nur einen Knochen, dessen Kopf in einer Pfanne am untern Theile des Hüftbeins sich bewegt. Das Bein vom Knie bis an den Knöchel hat zwei Knochen, wie der Vorderarm; der stärkste vorn und etwas einwärts, der schwächere hinten auswärts. Nun kommen die Knochen des Knöchels, die sieben der Ferse, die ersten verborgenen Glieder der Zehen, die die Verlängerung des Fußes ausmachen; endlich die Zehen, die eben so viel Knochen als die Finger haben.

Ein Erwachsener hat ohngefähr zweihundert sechs und funfzig Knochen, und ein Kind etwas über dreihundert; das kömmt daher, daß viele knochichte Theile, die bei den Kindern aus mehreren Stükken bestehn, als z. B. am Kopfe, an der Brust, am Bekken und an der Hüfte, nur einen Knochen bei Erwachsenen ausmachen.

Die Knochen sind Gewebe von Schichten, die aus organischen und festen Fibern bestehn. Das

innre sieht einem verhärteten Schwamme ähnlich; und ist wie ein Klumpen von Nezzen, deren Maschen Gemeinschaft mit einander haben. Die Maschen heissen Zellen. Diese zellichte Masse enthält die Nahrung des Knochens, nemlich eine Art Oel. Der auswendige Theil des Knochens ist ein dichtes, polirtes und sprödes Gewebe.

Alle Knochen sind an ihren beweglichen Enden mit einer weissen durchsichtigen Materie versehn, die man Knorpel nennt. Ihre Bestimmung ist die Berührung und das Reiben der Knochen zu hindern. Im hohen Alter wird er so hart wie Knochen. Daher kömmts, daß alte Leute sich so schwer bewegen, und daß die Bewegung mit zunehmenden Alter immer langsamer wird. Aus eben diesem Grunde sind die Finger der Erwachsenen zu steif um Musik, Schreiben, und alles, was Behendigkeit erfordert, zu lernen.

Die Knochen sind an einander mit Ligamenten befestigt: Diese sind starke weiße Schnüre, die aus Fasern oder Fibern bestehn. Von dieser Art sind die Ligamente, die den Kopf des Dikkenbeins in seiner Pfanne fest halten. Um den Kopf desselben sind andre in Gestalt eines Bandes, die ihn an den Rand der Pfanne binden, damit er sich nicht verrenken könne. Die Ligamente enthalten eine öligte Feuchtigkeit, die die Gelenke beständig nezzet, um die Bewegung derselben zu erleichtern; so ohngefähr, wie man die Axen eines Wagens, oder die Zapfen einer Mühle einschmiert. Die Feuchtigkeit liegt in kleinen fleischichten Schwämmen oder Drüsen vorrätig.

Die Knochen, Ligamente und Knorpel bedekt eine starke, von Fasern und allerlei Gefäßen dicht gewebte, und sehr empfindliche Haut, welche an dem Knochen durch eine Menge Fasern und Gefäße, die durch den Knochen gehn, geheftet ist. Sie gibt dem Knochen Nahrung, bedekt die inwendige Seite der hohlen Knochen, ist das Behältnis des Marks, welches ein zur Nahrung und Anfeuchtung des Knochens bestimmtes Oel ist. Die Knochen sind ohne Gefühl.

Zweites Kapitel.

Andre feste Theile.

Die Knochen tragen das Fleisch, das Fett, die Häute, die Sehnen und Nerven.

Das Fleisch ist keine bloße Ausfüllung der Gestalt, und noch weniger eine unnüzze Last; es ist ein notwendiges Werkzeug der Bewegung und der Kraft, und ein Theil dessen, was man Muskeln nennt.

Eine Muskel besteht aus zween Theilen, aus einem fleischichten, rothen, bald mehr, bald weniger starken, kurzen Körper, der aus paralell liegenden Fasern zusammengesezt ist, und den eine Menge Gefäße allerlei Art durchkreuzen, nähren, in Bewegung sezzen oder empfindungsfähig machen. Jede Muskel hat ihre Häute, wodurch sie von allen andern abgesondert wird, und worinn das

vor-

vorhandne Fett sich befindet. Man sieht diese fleischichten Fasern, diese Häute, dieses Fett, an dem Fleische, das man ißt. Dieser Theil der Muskel ist an den Knochen und Knorpeln befestigt. Am Ende desselben, das fast spiz ausgeht, ist eine starke, weiße, entweder platt oder runde Schnur, die man Sehne nennt. Sie besteht aus einer Menge starker, weißer Faden. Mit dem andern Ende hängt sie an dem Knochen, den sie bewegen soll, und in ihrer ganzen Länge wird sie von ringförmigen Bändern auf dem Knochen liegend erhalten, damit sie nicht durch die Bewegung verrükt werde. Diese Bänder sind voll von Drüsen, die die Sehne, indem sie sich bewegt, anfeuchten, um ihr ein leichteres Spiel zu geben. Die Sehnen haben kein Gefühl.

Die Nerven sind auch weiße Schnüre, die öfters sehr fein und unsichtbar sind. Ein jeder ist ein häutiges Gefäß, dessen Höhlung mit häutigen länglichten Zellen, in welchen Markfasern von einem Ende zum andern sich erstrekken, angefüllt ist. Sie entspringen alle aus dem Gehirn, sind mit ihm verbunden, kommen durch das Rükkenmark herunter, und gehn aus den Seitenöfnungen des Rükgrades in verschiedenen Aesten in den ganzen Leib, breiten sich als Fäden aus und besezzen alle Häute, alle Muskeln und alle Theile des Leibes, so daß sie in der That unzählbar sind. Sie sind voll eines Saftes dessen Nuzzen unbekannt ist.

Die Nerven sind die Werkzeuge der Sinne und des Gefühls, das sich über den ganzen Leib verbreitet. Wenn man z. B. den Stamm der Nerven im Arm zerschnitte, so könnte man diesen Arm

schlagen,

schlagen, brennen, zerhakken, ohne etwas davon zu fühlen. Wenn man den Nerven der Augen zerschnitte, würde man nicht sehn können; und so würde es mit den Nerven der Nase, des Gaumens, u. s. w. auch seyn. Man mag sich nun aber, an welchem Ort des Leibes es auch sey, stechen, brennen, schneiden oder stossen, so fühlt mans; also sind Nerven da, also sind welche in allen Punkten des Leibes, also ists unmöglich sie zu zählen.

Die Nerven sind auch die ersten Werkzeuge der Bewegung. Wenn man also den Stamm der Nerven des Armes abschnitte, so würde der Arm unbeweglich werden; und eben so ists mit allen Theilen des Leibes. Gewiß hat schon mancher mit Schmerzen Geplagter des Gefühls in dem leidenden Theil beraubt zu seyn gewünscht. Wenn wir aber kein Gefühl, etwa in dem Arm, hätten, wie wollten wir seine Bewegungen wissen und regieren? Wenn unsre Füße unempfindlich wären, wie wüsten wir, ob der Boden unter uns fest, oder so weich wäre, daß wir in Gefahr des Untersinkens schwebten? Wir wüstens nicht, wenn etwas unsre Glieder verlezte oder zerstörte, und wir möchten wol einmal mit Verwundrung uns ohne Arm und Beine finden, ohne zu wissen wie wir sie verloren hätten. Wären unsre Eingeweide unempfindlich, freilich litten wir nichts von Bauchgrimmen, wir empfänden aber weder Hunger, noch Durst, noch Sättigung, und könnten vor Erschöpfung oder Fülle, ohne unser Wissen sterben. Es wäre freilich kein großer Schade, denn das Leben, in welchem wir nichts gethan und nichts empfunden hätten, wäre uns unnüz und sehr gleichgültig gewesen.

Die Häute sind große faserichte Gewebe, die den Leib und alle seine Theile dekken, und zwischen diesen Theilen hingehn. Von der Art sind die Haut, die den Leib bedekt, die Häute der Muskeln, der Knochen, die Fetthaut oder das Zellengewebe, die Häute, welche die Eingeweide umgeben, und die den Magen und die Gedärme ausmachen.

Unsern ganzen Leib bedekt eine ziemlich dikke, und aus mehreren Häuten zusammengesezte Haut. Die untersten sind dik und weich, die Oberhaut aber ist dünn, hart, und wahrscheinlich unempfindlich, denn man kann sie ohne Schmerzen mit einer Nadel durchstechen, mit einem Messer heben. An manchen Theilen des Leibes ist die Haut viel dikker. An den Händen und unter den Füßen ist sie am stärksten. Wir haben schon von den Häuten der Muskeln und Knochen gesprochen.

Die Fetthaut ist dünn und besteht aus zween Blättern wie ein Bettüberzug; sie erstrekt sich durch den ganzen Leib, über das Fleisch, zwischen den Muskeln, um die Eingeweide und das Herz und in die Gelenke. Sie enthält alles Fett an welchem Ort es immer sey. Durch dieselbe sind alle Theile des Leibes mit einander verbunden; und die harten Körper, als Nadeln, u. d. gl. die man unglüklicherweise niederschlukt, gehen in derselben solche sonderbare Wege, daß sie bald an der Lende, bald am Knie, bald an der Schulter wieder herauskommen. Diese Haut ist der Siz der Art von Wassersucht, die sich über den ganzen Leib ausbreitet. Durch sie kann man ein Thier so aufblasen, daß es dik und fett scheint, obs

gleich mager und abgezehrt ist. Sie heißt Zellengewebe, weil sie zwischen beiden Häuten ganz voll kleiner Zellen ist, die das Fett enthalten. Das Fett ist ein Oel, das vom Ueberfluß der Speisen abgesondert wird. Es ist immer ein Beweis von Schwäche.

Das Herz, die Lunge, der Magen und die Gedärme, die Leber, die Milz ꝛc. haben jedes seine besondre Haut. Das Herz hängt in einem häutigen Beutel, die Lunge ist in eine Haut eingewikkelt; das Nez umgibt alle Eingeweide des Unterleibes. Heftige Anstrengung, ein Sprung oder Fall kann Löcher darinn reissen, wodurch ein Theil der Gedärme aus seiner Lage fällt, was man einen Bruch nennt, verursachen, der sehr gefährlich werden kann.

Man nennt Drüsen kleine fleischichte, aus unzähligen Gefäßen bestehende Körper, die gewisse Feuchtigkeiten enthalten. Der Mund, der Schlund, der Magen, die Gedärme, die Bänder der Muskeln und der Gelenke sind ganz voll davon.

Drittes Kapitel.

Eingeweide.

Erster Artikel.

Umlauf des Bluts.

Der Rumpf ist hohl, und theilt sich in zwo große Höhlen, nemlich in die Brust und den Unterleib. Diese trennt das Zwergfell, eine Haut, die horizontal von dem Untertheil des Brustbeins bis eben so hoch an die Wirbelbeine, und von den Rippen der einen Seite bis an die Rippen der andern ausgespannt ist. Sie besteht aus Muskeln, und trägt zu den Bewegungen der Lunge, des Magens, der Gedärme, zum Brechen und zum Husten bei.

In der Brust befindet sich die Lunge und das Herz. Die Lunge ist ein großes Stük weiches und schwammigtes Fleisches, das, so wie alle Theile des Leibes, aus unzählichen Fasern und Gefässen besteht, die in einander geschlungen und verwikkelt sind. Sie ist blasroth und hat zwei Theile. Viele Muskeln sezzen sie in Bewegung. Eine Haut umwikkelt sie, damit sie nicht an die Rippen stosse. Die entzündete Geschwulst dieser Haut heißt Pleuresie. Das merklichste Geschäft der Lunge ist das Athemholen. Sie dehnt sich aus und schöpft die Luft, und stößt sie wieder aus,

indem

indem sie sich zusammenzieht; ohngefähr wie ein Schwamm das Wasser einsaugt, indem er sich aufschwellt, und es wieder auswirft, wenn man ihn mit der Hand zusammendrükt. Sie steht vermittelst der knorplichten Luftröhre mit dem Mund in Verbindung, dessen Oefnung die Kehle heißt, sich zusammen ziehn kann, um Töne zu bilden, und sich wol gar zuzieht. Die Lunge kühlt das Blut ab, welches aus dem Leibe in dieselbe fließt, und dies geschieht vermittelst der Luft, die beständig hinein strömt, und des Milchsaftes der aus den Speisen gezogen wird. Man kann von der Menge der Blutgefässe in der Lunge daraus urtheilen, daß sie so viel Blut, als der ganze übrige Leib enthält. Dieser Zufluß und starke Bewegung des Blutes in diesem Eingeweide machens eben, daß es von erhizzenden Ausschweifungen, vom Saufen, von heftigen Leibesübungen, am meisten leidet. Es wird auch immer am ersten angegriffen, und daher entsteht Husten, Heiserkeit, Pleuresie, Schwindsucht und ein elender Tod. Es entstehn kleine Geschwüre, die nach und nach aufbrechen, und die Lunge langsam verzehren, oder ein großes Geschwür, welches bei dem Entstehn sich macht, und im Aufbrechen den Kranken zuweilen plözlich erstikt; und sich gemeiniglich immer wieder bis an den Tod erneuert.

Das Herz ist eine große Muskel, oder vielmehr eine Zusammensezzung von vielen starken Muskeln, in Gestalt einer dikken Birne, welche zur linken, zwischen den Läpplein der Lunge, schief in einem großen Beutel hängt. Vier Hauptblutgefäße gehen dahin, wovon zwei mit der Lunge,

und

und die beiden andern mit dem Leib in Verbindung stehn. Das Herz hat zwei Kammern; die linke ist klein die rechte groß, und eine fleischichte Scheidewand trennt sie bei den Erwachsenen, so daß aus der einen zu der andern kein Durchgang ist. Bei Kindern vor der Geburt öfnet ein eirundes Loch den Zugang von einer in die andre.

Das Geschäft des Herzens ist, das Blut in den Leib herum zu treiben, deswegen ist es in einer beständigen zusammenziehenden und ausdehnenden Bewegung. Durch diese füllt es sich mit Blut; durch jene treibt es das Blut in den Leib. Die leichteste Verlezzung des Herzens tödtet den Augenblik ohne Rettung.

Die Blutgefäße sind von zweierlei Art: Die Pulsadern führen das Blut vom Herzen in die Lunge; und in alle Theile des Leibes; Sie breiten sich, so wie die Nerven, in unzählbaren Zweigen in alle Theile des Leibes aus. Man verwunde sich an welchem Punkt des Leibes man immer will, so wird Blut fliessen, ein Beweis, daß allenthalben Blutgefässe sind. Man kann leicht begreifen, daß sie immer größer werden, je nachdem sie sich dem Herzen nähern, weil dieses der Mittelpunkt ist, woher die ganze Maße kömmt, und wo sie wieder zusammen strömt. Weiter vom Herzen werden die Röhren immer kleiner, bis sie sich in unsichtbaren Zweigen verlieren. Die andern Blutgefäße sind die Blutadern, welche das Blut von der Lunge und von dem Leibe wieder zum Herzen führen. Ihre Zweige sind, so wie die Zweige der Pulsadern, unzählbar. Erstere unterscheiden sich von den Blutadern durch ein immerwährendes Klopfen wie das Herz, und das man an dem

Puls, der Hauptpulsader der Hand, deutlich wahrnehmen kann. Man würde es ebenfalls an dem ganzen Leibe wahrnehmen, wenn die Pulsadern nicht so tief unter dem Fleisch oder andern festen Theilen verborgen lägen, damit diese Gefässe nicht verlezt werden, welches sehr gefährlich seyn würde, denn die Pulsadern heilen, wegen ihres beständigen Schlages sehr schwer. Die Pulsadern haben Klappen, die nicht weit auseinander stehn; diese lassen das Blut durch, aber nie wieder nach dem Herzen zurük. Die Blutadern haben solche Klappen nicht, die beiden allein ausgenommen, die zunächst am Herzen sind, welche jede eine Klappe haben, damit das Blut nicht hineindringt, wann das Herz sich zusammenzieht.

Das Blut fließt aus der linken Herzkammer, wenn das Herz sich zusammenzieht, in eine große Pulsader, die es in alle Theile des Leibes, vermittelst ihrer Zweige, vertheilt. Allenthalben fängt eine Blutader an, wo eine Pulsader zu Ende ist. Diese Blutadern empfangen das Blut, und führen es der großen Ader zu, woraus es in die rechte Herzkammer strömt. Die rechte Herzkammer treibt es in die Lungenpulsader, und durch diese in die Lunge, wo es sich abkühlt. Gleichfalls finden sich hier allenthalben Blutadern, die es in eine große Ader führen, wo es sich mit dem Milchsaft vermischt, in die Lungenblutader, und von da in die linke Herzkammer, seinen Kreislauf wieder anzufangen, geführet wird. Der doppelte Umlauf des Blutes in der Lunge und in dem Leibe, geschieht nicht wechselsweise, sondern immer zugleich. Beide Herzkammern öfnen sich zusam-

zusammen, die linke nimmt das Blut der Lunge durch die Lungenblutader auf, und die rechte, das durch die andre Blutader aus dem Leibe zufließt. Den Augenblik ziehn beide Herzkammern sich wieder zusammen, und treiben das Blut, die linke, in den Leib, durch die große Pulsader, und die rechte, durch die Lungenpulsader in die Lunge. Mit dem Herzen schlagen alle Pulsadern zugleich.

Die ganze Masse des Bluts in einem gesunden Menschen beträgt ungefähr fünf und funfzig Pfund; ein jeder Herzschlag führt zwo Unzen Blut, und geschieht in einer Sekunde, also geschieht der ganze Umlauf in fünf und einer halben Minute, oder, was einerlei ist, die ganze Masse des Bluts geht in dieser Zeit durch das Herz. Diese heftige Bewegung aber erhizt das Blut sehr.

Mit dem bloßen Auge unterscheidet man zwei verschiedene Theile im Blute. Das rothe ist trokken und fest, und besteht aus Kügelchen voller Oels, Schwefels, Salzes und vielen Feuers. Der andre Theil ist eine gelbliche, klebrichte Feuchtigkeit, die Limphe genennt wird, und das Blut fortträgt.

Das Blut ist zur Nahrung des Leibes und aller seiner Theile bestimmt; deswegen fließt es durch den ganzen Leib, selbst die Blutgefäße haben noch ihre Puls- und Blutadern. Das Blut verwandelt sich in Fleisch, Fett, Knochen, Nerven, Sehnen, Haare, Nägel; es gibt Galle, Mark, Thränen, Schweiß, Speichel, Roz, Augenbutter und Ohrenschmalz. Daraus kann man schliessen,

wie viel das Blut in seinem Umlauf verlieren, austroknen und sich erhizzen muß. Man gedenke noch der heftigen Bewegung, so wird man einsehn, wie nötig es ist, daß es in der Lunge durch Luft und Milchsaft erfrischt und erneuert werde. Diese Erhizzung des Bluts verursacht viele Beschwerden, in einem übermäßig heissen Zimmer, oder in der Sommerhizze, da das Blut sich nicht gehörig abkühlen kann. Wenn man in einigen Stunden nichts gegessen hat, wird man heiß, weil das ausgezehrte Blut keinen Milchsaft zur Erneurung mehr findet.

Zweiter Artikel.

Eingeweide des Unterleibes.

Unter dem Zwergfelle findet man den Magen, die Gedärme, das Gekröse, die Leber, die Milz, die Nieren und die Blase.

Der Magen ist ein ziemlich großer Beutel, der unmittelbar unter dem Zwergfell und Brustbein liegt. Sein Eingang hängt an dem Schlunde etwas links, hinten bei den Wirbelbeinen. Der Magen liegt schief, und die Oefnung nach den Gedärmen ist auch gegen die Wirbelbeine, aber rechts gekehrt, und etwas niedriger als jene. Dieses Eingeweide besteht aus vier Häuten von ganz verschiedenem Gewebe und Beschaffenheit; es hat eine beständige Bewegung, die der Bewegung eines kriechenden Wurms sehr ähnlich ist, und daher

her die wurmförmige Bewegung heißt. Es hebt und verkürzt sich, hernach drükt sichs wieder, indem es sich ausdehnt, und wirft also die Speisen hin und her, mengt und macht sie zu Brei. Eine Menge Drüsen geben beständig eine speichelähnliche Feuchtigkeit. Der Magen ists, der uns durch den Hunger das Bedürfniß zu essen ankündigt. Er ist inwendig ganz mit Schleim überzogen, der ihn vor ätzender Schärfe bewahrt.

Laue und geistige Getränke und Gewürze schwächen den Magen, der sich mit überflüßigem Schleim anfüllt, und schlecht verdaut. Die Nahrung geht alsdann schlecht von statten, der Mensch fällt in Auszehrung, in Wassersucht und stirbt elendiglich. Fast alle unsre Krankheiten entstehn aus dem Magen. Kein Wunder, weil er dem ganzen Leib Nahrung gibt.

Vom Munde geht zum Magen eine häutige Röhre, der Schlund, der die Speisen hinunter führt. Er ist hinter der Luftröhre, längst den Wirbelbeinen angebracht. Dieser ist auch voller Drüsen.

Man sagt zwar gemeiniglich, die Gedärme, allein es ist nur ein einziger Schlauch, der sieben bis achtmal länger ist als der Mensch. Dessen Mündung ist an dem Magen, der Ausgang aber an dem After befestigt. Es ist eine Verlängerung des Magens, und hat eben so wol vier Häute, Drüsen und die wurmförmige Bewegung; ist aber weniger empfindlich, vielleicht weil er mehr Schleim hat. Der gröβte Theil desselben ist eng, er wird aber immer breiter um den Bodensaz der Speisen, der immer dikker wird, Raum zu geben.

Der Darm ist nicht auf gerathe wohl in den Unterleib hingeworfen, er ist an das Gekröse, einem fast runden, mit Drüsen und allerlei Gefäs-sen angefüllten, an die Wirbelbeine befestigten Körper gekräuselt und geheftet. Er hat viele Fal-ten, geht hinunter, hinauf, wieder hinunter, bis zu Ende. Seine Länge gibt der Verdauung der Speisen Raum, und seine aufsteigende Krümmun-gen Zeit. Das lezte Ende, das den unbrauchba-ren Bodensaz bekommt, senkt sich grade herunter, um die Ausleerung zu befördern.

Unter der Mündung des Darms ist eine Klappe, die die Rükkehr der Speisen in den Ma-gen verhütet, und eine Röhre die aus der Leber die Galle zuführt. Dieses ist ein scharfes, feines und bitteres Oel, das zur Verdauung der Speisen nötig ist. Weiter hin sind an dem Darm eine Menge Röhren, die den Nahrungs- oder Milch-saft daraus in das Gekröse führen, wo seine Be-hältnisse sind. In dem Darmkanal haben viele Würmer ihre Wohnung. Wenn solche zahlreich sind, hat man viel auszustehn; Kinder sind vor-züglich dazu geneigt. Unter allen ist der Band-wurm am gefährlichsten.

Die Leber liegt links unter den kurzen Rippen, und ruht zum Theil auf dem Magen. Es ist ein großes Eingeweide von braunem Fleische, das ganz mit Gefässen von aller Art durchwebt ist. Es zieht die Galle aus dem Blut, sammlet sie in eine Blase, um sie bei Gelegenheit in den Darm zu leiten. Wenn sich die Galle zu häufig ergießt, so verursacht sie gefährliche Krankheiten, als Ruhr, heftiges Fieber, wenn sie den Darm angreift, und

die

die Gelbsucht, wenn sie in das Blut tritt. Es entstehn öfters Steine und Würmer in der Leber. Die Galle ist grünlicht, sehr scharf, und löst Gummi und Fett auf; deswegen brauchen sie die Maler, ihre Gummifarben aufzulösen. Der Schleim verwahrt den Darm vor ihrer Schärfe.

Die Milz ist auch ein ziemlich großes Eingeweide, und liegt links unter den kurzen Rippen. Ihre Gestalt ist wenig bekannt, und noch weniger ihre Bestimmung; man vermuthet, daß sie das Blut reiniget. Es ist ein weichliches, faserichtes und schwammigtes Fleisch. Bei Erhizzungen schwellt und sticht sie, verursacht manche Beschwerde, und öfters gefährliche Krankheiten.

Die Nieren sind zwei Stükke braunes Fleisches in der Gestalt einer Bohne, und von der halben Größe der Faust. Sie liegen in einer mit Fett angefüllten Haut, und sind an beiden Seiten der Wirbelbeine unter allen Rippen befestigt. Sie sondern vom Blute das überflüßige Wasser ab, und führen es tropfenweis durch zwo Röhren in die Blase.

Diese besteht aus mehreren über einander liegenden Häuten, vielen Gefässen und Muskeln, ist durchsichtig und sehr dünn. Ihre Lage unten am Vordertheil des Leibes befördert ihr Geschäft, nemlich die Sammlung des überflüßigen Wassers aus dem Blute und den Eingeweiden, das man den Harn nennt. Sie ist groß und faßt eine ziemliche Menge Wassers, damit man der Beschwerde es oft zu lassen überhoben sey. Den Hals, der nach unten zu liegt, halten zwei starke

Muskeln zu, damit das Wasser nicht ohne unseren Willen ausfliesse; andre Muskeln drükken sie, wenn sie sich ausleeren soll. Der Harn führt öligte und erdigte Theile, vorzüglich aber viel Sal; bei sich. Aus dem Urin wird Phosphorus gemacht, und es gibt viele Leute deren Harn im Finstern glänzt. Er ist überdies von einem grossen Nuzzen, er gibt abführendes Salz, und dient zur Farberei. Der Harn ist äzend, deswegen ist die Blase innerlich mit Schleim versehn. Wenn dieser mangelt, so frißt der Harn an der Blase, es entstehn heftige Schmerzen, Blutharn und das Brennen, das man zuweilen in den Theilen empfindet. Es haben viele furchtbare Krankheiten in der Blase ihren Siz. Es entsteht ein steinigter Saz, vermuthlich aus den Erd- und Salztheilen des Harnes; man sagt auch, daß die Unmäßigkeit solches hervorbringt, indem sie den Magen und das Blut verdirbt. Wenn der Saz die Gestalt eines groben Kiessandes annimmt, so nennt man ihn Gries, wenn er sich aber in einen Stein sammlet, so heißt er auch Stein. Man hat schon Steine in der Größe eines Hühnereies gesehn. Ein solcher verhindert den Harngang, weil er den Hals der Blase verstopft, und verursacht heftige Schmerzen. Die Schmerzen des Grieses sind vielleicht noch heftiger, weil er sich in die Röhren sezt und sie zerreißt.

Es gibt im Leibe wenigstens viermal mehr flüssige als feste Theile. Zu diesem rechnet man das Fleisch, die Knorpel, die Knochen, die Nerven, die Sehnen, die Häute, die Nägel und die Bände. Die flüßigen sind, das Blut, der Harn, das

Fett,

Fett, das Mark, der Nervensaft, die Thränen, der Schweis, der Roz, die Galle, der Speichel, und die Feuchtigkeit der Drüsen. Alle diese Feuchtigkeiten greifen die Gefässe an, durch welche sie fliessen. Eine jede Bewegung zerreibt die Theile. Der Leib dünstet beständig stark durch alle seine innre und äussere Theile aus, und sogar durch die Haare, die wahre Röhren sind. Zu diesem Behuf, sind alle Theile des Leibes, die Haut und die Knochen selbst, ganz voll von kleinen unsichtbaren Löchern, die man Schweißlöcher nennt. Ein Theil der innern Ausdünstung, wird durch dazu bestimmte Röhren wieder in das Blut geführt, der größte Theil davon aber, geht durch verschiedene Auswürfe verloren. Augen, Nase und Ohren reinigen das Gehirn, und der Auswurf durch den Mund nimmt die Ausdünstungen der Lunge weg.

Wer acht Pfund Speise und Trank genießt, gibt keine vier durch den Harn- und Stuhlgang von sich; dennoch nimmt ein ausgewachsener Mensch wenig zu. Wo bleibt denn das übrige? Es geht durch die Ausdünstung weg. Diese Ausleerung ist also beträchtlicher als die andern. Daher entstehn aus der zurükgehaltenen Ausdünstung große Zerrüttungen, langwierige und gefährliche Krankheiten. Tritt die Ausdünstung des Kopfes zurük, so gibt es Flüße, Augen- Ohren- Kopf- und Zahnschmerzen und Fieber. Wenns die Lunge trift, wird man heiser, kriegt man Lungenentzündungen, Husten, Bräune, Seitenstechen, Geschwüre und Auszehrung. Ists auf der Haut, so erfolgen Krankheiten der Haut, Krezze, Ausschlag,

schlag, Wechselfieber. Erhizzung und Erkältung, alle Ausschweifungen, und alle Unvorsichtigkeiten, die man in der Hizze des Vergnügens begeht, hemmen die Ausdünstung; und der Schade trift gemeiniglich solche, die sich weichlich und warm halten.

Dies starke Zehren eines gesunden und arbeitsamen Menschen, nimmt bei Müßiggang oder Krankheit sehr ab. Der Ueberfluß der Speisen, der mit der Ausdünstung weggehen solte, verwandelt sich in Fett bei Müßiggängern, bei solchen die wenig Bewegung haben, und bei Gefangenen; treibt den Wachsthum der Kinder, der in einer Krankheit gemeiniglich stärker ist, weil sie alsdann die Stube oder wol gar das Bett hüten. Aus dem Grunde wird das Mastvieh eingesperrt.

Die Nahrung, in so fern wir sie kennen, geschieht auf folgende Art. Die Zähne und der Speichel verwandeln die Speisen in Brei, und so werden sie in den Schlund geführt, der ihnen noch aus seinen Drüsen Speichel mitgibt, damit sie hinunterglitschen und noch weicher werden. Der Schlund führt sie zum Magen, und versperrt ihnen den Rükweg mit einer Klappe, die er an seinem Untertheile hat. Der Magen weicht sie noch ein, vermischt, verdünnt, und übergibt sie dem Darmkanal. Hier tritt die Galle zu und lößt das klebrigte darin auf. Dieser Brei geht immer fort und trift überall Röhren an, die den Milchsaft darausziehn; das übrige geht seinen Gang bis es ausgeworfen wird. Der Milchsaft sammelt sich in seine Gefäße im Gekröse, kommt

in

in Röhren von der Art der Pulsadern, die längst dem Rükgrad in den Rinnen, die die Spizzen der Wirbelbeine ausmachen, angebracht sind. Hierinn muß er gerade hinauf bis unter die Achseln steigen. Wie kann aber ein flüßiger Körper steigen? Erstlich liegt jede Röhre an einer starken Pulsader, die durch ihr Klopfen den Milchsaft hinauf treibt; zweitens hat sie Klappen, die den Milchsaft hinauf, aber nicht wieder herunterlassen. In der Lunge, unter den Achseln tritt dieser Milchsaft in die eigentlich so genannten Milchgefäße. So füllen sich die Brüste eines säugenden Frauenzimmers. Wir alle haben gleichfalls Milch in der Brust; nur äussert sie sich nicht. Aus den Milchgefäßen tritt der Milchsaft in Blutadern, hernach in die linke Herzkammer in den Leib, dem es Nahrung zuführt, nachdem es das überflüßige Wasser in den Nieren zurükgelassen; kömmt ausgezehrt, erhizt und vermindert, durch die Blutadern in die rechte Herzkammer zurük, kühlt sich in der Lunge ab und holt neue Säfte, und tritt einen neuen Umlauf an. So wachsen die Kinder, und so nähren sich, d. h. ersezzen die verlornen Kräfte die Erwachsenen.

Man will behaupten, daß wir durch gewisse Schweißlöcher der Haut, und gewisse Röhren, von aussen stärkende Säfte einsaugen; so wie man auch versichert, daß sich die Bäume durch die Blätter so wol als durch die Wurzel nähren. Wahr ists, daß ein geschwächtes oder verwundetes Glied, die stärkende Feuchtigkeit einsaugt, womit man es verbindet. Das Blut wird mit Krezze, Blattern, Nitteln, Petechien, durch bloße Berührung

rung der Kranken angestekt; es dringt also durch dies Berühren etwas in unsern Leib und Blut. Diesem Einsaugen schreibt man noch folgende angebliche Erfahrung zu. Wenn zwei Personen von sehr ungleichem Alter beisammen schlafen, so wird, sagt man, die jüngere geschwächt und die ältere gestärkt. Daher wollen es viele nicht erlauben, daß eine Amme, und gar nicht einmal eine Mutter, ihren Säugling ins Bett nehme. Wenn ein Gesunder bei einem Kranken liegt, leidet er zuverläßig. Es ist auch gewiß, daß man durch blosses Berühren vergiftet werden kann. Wenn die Ausdünstung gut und stark ist, so ist das Anstekken durch die Haut nicht gefährlich, weil sie alsdann das Gift wieder auswirft. Daher kömmts daß man immer sehr in Gefahr ist von einer Krankheit angestekt zu werden, wenn man davor erschrikt, weil das Schrekken die Ausdünstung hemmt, und das Blut nach den innern Theilen treibt. So ist die Furcht öfters schlimmer als das Uebel selbst.

Je weicher und biegsamer die Fasern, und je schlaffer die Bänder sind, desto mehr können sie Nahrung einlassen und das Wachsthum befördern; wie es in der Jugend geschieht. Wenn sie aber mehr Festigkeit erlangen, dehnen sie sich weniger aus, und endlich hören sie gar auf sich auszudehnen. Dies geschieht mit zunehmendem Alter. Alsdann wächst der Leib nur noch in die Breite. Wenn die Fasern gar nicht mehr nachgeben können, so lassen sie nur so viel Nahrung ein, als nötig ist die Lükken der Ausdünstung auszufüllen, alles übrige verwandelt sich in Fett. Endlich verhärtet

härtet sie das hohe Alter so sehr; daß sie nur noch wenig Nahrung einlassen, weil sie steif und unbiegsam, und weil alle Gefäße voll sind; ihre Bewegung ist alsdann schwach, sie troknen aus; es kommt die Zeit wo sie gar keine Nahrung mehr annehmen; die Bewegung stokt, und das Thier stirbt. Man hat bei sehr alten Leuten gefunden, daß die Knorpel, Sehnen und Adern die Härte der Knochen erlangt hatten.

Der Umlauf der Säfte und die innre und äussere Bewegung sind das Leben und die Gesundheit; sie ernähren den Leib, befördern das Wachsthum und wehren der Fäulniß: und eben dieser Umlauf und diese Bewegung verderben den Leib. Die Nahrung erhält das Leben und stärkt die Glieder, und eben diese füllt die Fasern aus, verhärtet und tödtet sie. Die Biegsamkeit der Fasern in der Kindheit macht dieses Alter geschmeidig, und fähig allerlei nüzliche Gewohnheiten anzunehmen, nüzliche Uebungen anzustellen, und zu wachsen. Eben diese Biegsamkeit aber macht seine Schwäche, und die Gefahr, der die Kinder ausgesezt sind. Ein geringes Uebel zerstört dieses zarte Gewebe. Die Härte welche stärkt, und vor Gefahren schüzt, macht steif, erschwert die Bewegung und hemmt sie zulezt gänzlich, d. h. sie tödtet. Also fliessen Gutes und Böses aus einer Quelle.

Viertes Kapitel.

Von der Bewegung.

Wir haben eine zweifache Bewegung; die natürliche, zum Leben notwendige, die von unserm Willen ganz unabhängig ist, und ohne unser Wissen geschieht; eine andere die frei und willkürlich ist, und ganz in unsrer Gewalt steht. Erstere ist die Bewegung des Herzens, der Pulsadern, des Blutes, der Ausdünstung, der Lunge, des Zwerafelles, des Magens, des Darmes. Alle diese Bewegungen sind immerwährend, wie die Bewegung einer Uhr, oder jeder andern Maschine. Wir können sie wol durch Erhizzung beschleunigen, und durch Ruhe oder andre Mittel mäßigen; durch Gewalt können wir sie auch gänzlich aufhalten; es steht aber nicht bei uns sie zu hemmen und hernach wieder in Gang zu bringen. Ihr Aufhören ist Tod. Zwar können wir den Athem, aber nur eine kurze Zeit, halten.

Es ist bisher unmölich gewesen, das Triebwerk zu entdekken, welches alle diese Theile in Bewegung sezt. Die Luft ists nicht, die die Lunge bewegt, sondern die Lunge bringt die Luft in Bewezung. Sie ists vermuthlich auch, die das Herz bewegt. Wenigstens drükt sie das Zwergfell, und dies soll den Magen und die Gedärme erregen. Was ist aber die erste Ursach aller dieser Bewegungen, oder, wenn man will, der Bewegung

der

der Lunge? Diese notwendige Bewegung ist uns mit den Pflanzen gemein, in welchen der Saft umläuft. Sie geschieht durch Hülfe der Muskeln. Der Unterleib hat deren zehn, und die Brust siebenzehn.

Die willkürliche Bewegung ist dem Thier eigen. Bei uns besteht sie in der Bewegung der Arme, der Hände, der Finger, der Beine, der Augen, der Zunge, ꝛc. Sie hängt ganz von uns ab. Wir können sie mäßigen, beschleunigen, unterbrechen, aufhalten, wieder in Gang sezzen, und nach Belieben hierher oder dorthin bestimmen. Sie geschieht, wie man sagt, ohngefähr auf folgende Art. Alle unsre Glieder haben mehrere Muskeln, ihre Bewegungen zu verrichten; die Schulter hat neunzehn, der Ellenbogen zehn, der Knöchel an der Hand sieben, jeder Finger vierzehn, der Hals vier und zwanzig, die Lende zwei und zwanzig, das Knie zehn, der Knöchel dreizehn, der Kinnbakken auf jeder Seite fünf. Im ganzen menschlichen Körper zählt man ohngefähr fünfhundert.

Die Nerven entspringen aus dem Gehirn, entweder unmittelbar, oder durch das Rükmark, und vereinigen sich mit dem fleischichten Theil der Muskeln. Soll nun eine Bewegung vorgehn, so sezzen sich die Nerven, die zu dem Theile, der sich bewegen soll, gehören, in Bewegung, reizen die Muskel, welche aufschwellt, kürzer wird, die Sehne zieht, die an dem zubewegenden Gliede befestigt ist; die gezogene Sehne zieht das Glied, und dies verrichtet seine Bewegung.

Wenn man diese Beschreibung liest, sollte man nicht glauben, daß unsre Bewegungen langsam von statten gehn müssen, ohngefähr so, wie die Bewegung eines Klobens, der nur der Gewalt des mit Mühe durch die Winde angezogenen Thaues weicht? Dennoch ist diese Beschreibung wahr, und muß uns noch mehr in Erstaunen sezzen, da unsre Bewegungen so schnell sind. Sehet die Beine eines Läufers, die Finger eines geschikten Schreibers, oder eines geübten Tonkünstlers an. Mit welcher Schnelligkeit verrichten sie tausend Bewegungen!

Es steht bei uns, vermittelst einer langen Uebung eine bewundernswürdige Schnelligkeit und Leichtigkeit der Bewegung zu erhalten. Diese Bewegungen haben wir immer in unsrer Gewalt, denn sie geschehn nach unserm Willen. Die Finger des Schreibers machen die Buchstaben die er schreiben will, und die Finger des Tonkünstlers treffen die Saiten, die klingen sollen, sie irren hierin nicht. Dennoch verrichten sie ihre Arbeit öfters ohne ihr Wissen. Der Schreiber denkt nicht immer an jeden Buchstaben, den er schreiben will, und an seine Gestalt; der Tonkünstler nennt sich nicht jede Note besonders, so wie der Leser nicht an jeden Buchstaben denkt, den er ausspricht. Man kann lesen, ohne an seine Lesung zu denken; der Mund spricht angewöhnte Worte, ohne daß wirs wissen, weil man zuweilen Complimente macht, und Gebete hersagt, unterdessen daß man ganz etwas anders im Kopf hat.

Was ist aber die Ursach dieser Bewegungen? die Sehnen ziehn das Glied, und werden von den

Mus-

Muskeln gezogen; diese werden durch die Nerven in Bewegung gesezt; was aber sezt diese in Bewegung? das ist die Frage. Niemand hat sie bisher auflösen können. Man denke sich eine Maschine von hunderttausend Rädern, Seilen, Schnellfedern, wenn man will. Keines von diesen Stükken hat eigne Bewegung, und kann also auch in der Zusammensezzung keine haben. Immer wird man ein lebendes Wesen dazu denken müssen, daß die Maschine erst in Bewegung sezt. Also zieht der Uhrmacher die Uhr auf, und der Besizzer folgt ihm. Keine Bewegung in einem leblosen Körper.

In der That ist alles, was wir sehn und fühlen schwer, d. h. es drükt auf einen Körper, der es hält, und hebt sich in Ewigkeit nicht von selbst davon; dies alles kann sich also nie bewegen. Das Wasser fließt, nur auf einer geneigten Fläche; d. h. es fällt von der Höhe, es steigt aber nie zu ihr hinauf, und es steht so bald es die Tiefe erreicht hat. Wenn es in Dünsten hinaufsteigt, so ists das Wasser nicht, das steigt; sondern die Hizze macht es zu leichten Dünsten, und leichter als die Luft, und diese drükt und treibt es in die Höhe, so ohngefähr als die schwere Schaale der Wage jene hebt, aus welcher man das Gewicht nimmt. Wenn diese Dünste eine ihnen gleich leichte Luft erreicht haben, so stehn sie eben so unbewegt, als das Wasser im Glase, bis daß der Wind sie treibt, oder bis die Kälte, oder eine andre Ursach sie verdikt, und als Regen fallen läßt.

Die Luft hat eben so wenig eigne Bewegung als das Wasser; sie bewegt sich nie anders, als wenn sie durch Hizze oder Kälte verdünnt oder verdikt, bald leichter, bald schwerer wird: alsdann fällt die schwere Luft in die leichte, und es wird windig.

Das Feuer selbst, unter allen Körpern unstreitig das beweglichste, ist ganz ruhig, bis daß eine fremde Ursach, als die Hand des Menschen, oder heftiges Reiben, es in Bewegung sezt.

Also ist jeder Körper, alles Sichtbare, alle Materie gänzlich ohne eigne Bewegung. Wo ist also in dem menschlichen Körper, der doch nur aus flüßiger oder fester Materie besteht, die Ursach der Bewegung zu finden?

Vierter Abschnitt.

Geschichte der verschiedenen Zeiten des Lebens.

Erstes Kapitel.

Von der Kindheit.

Der Mensch ist nicht gleich ausgebildet, er wird klein und schwach geboren. Die Küchelchen pipen, laufen und wissen ihre Nahrung zu suchen, so bald sie aus dem Ei kriechen. Das Lamm, das Kalb, das Fullen stehn auf ihren Füßen in dem Augenblik ihrer Geburt, und laufen wenig Stunden nachher. Der Hund, die Kazze, und andre vierfüßige Thiere, die blind geboren werden, brauchen einige Tage, ehe sie gehn können. Die junge Schwalbe bringt ihre ganze Geschiklichkeit mit auf die Welt, und baut ihr Nest so gut wie ihre Mutter. Alle Thiere haben bald ihre Vollkommenheit erreicht, und einige werden ganz ausgebildet geboren. Der Mensch hingegen braucht lange Zeit sie zu erreichen.

Das Kind ist bei der Geburt eine kraftlose Maße, die von der Zeit ihre Vollendung und Vervollkommnung erwartet. Seine Züge sind nicht ausgezeichnet, seine Glieder haben kein Verhältniß, der Kopf ist von ungeheurer Größe. Es

hat Füße, und kann weder gehn, noch stehn, noch sich darauf stüzzen; seine Hände können nicht greifen, nicht fassen, nicht halten; es hat Augen und Ohren, es sieht und hört aber nichts. Es hat nur zwo Kräfte, die ihm zu seiner Erhaltung notwendig sind, die es aber verlieren wird, wenn es vollkommner wird, nemlich die Kraft zu schreien, und die Brüste der Mutter zu saugen. Uebrigens muß man alles für dasselbe thun, es aufnehmen und hinlegen, es reinigen und für alle seine Bedürfnisse sorgen. Und diese leztere muß man errathen, denn es weiß sie nicht deutlich zu klagen. Ohne die aufmerksamste Sorgfalt würde es den ersten Tag seines Lebens umkommen, und es bleibt lange in diesem gänzlichen Unvermögen.

Die ersten Tage ist das Kind heftigen Bauchgrimmen unterworfen, die es schreien machen, Hülfe verlangen, und es großer Gefahr aussezzen. Es scheint als wenn die Jungen der Thiere solche Schmerzen nicht hätten, und wir wissen nicht ob sie die Kinder roher Völker leiden müssen. Also kann man nicht wissen, ob es ein besonders Uebel der Kinder der gesitteten Völker, und eine Folge unsrer Einrichtungen, oder ein Eigenthum der menschlichen Natur ist. Die ersten Wochen gehn fast mit schlafen hin; nach und nach wird des Schlafens weniger, die Kräfte entwikkeln sich, man bemerkt, daß das Kind zu sehn und zu hören anfängt. Zu Ende des zweiten oder zu Anfang des dritten Monats wird es auf das Licht aufmerksam, es wendet den Kopf nach ihm oder nach dem Schall. Aufmerksame Kinderwärterinnen hüten das Kind die ersten Wochen vor zu hellem

Lichte,

Lichte, und folgen hernach der Bewegung seiner Augen, damit es nicht von der Seite sehn und sich nicht das Schielen angewöhne, oder über sich wegsehn und übersichtig werde. Die Kinder bringen mehr als ein Jahr hin, ehe sie die Entfernung erkennen; sie strekken die Arme aus und greifen nach dem, was zehn Schritt von ihnen ist, als wenn sies erreichen könnten. Sie müssen sehen, hören und fühlen, so wol als gehen und sprechen lernen.

So bald die Mutter ihr Kind geboren hat, füllen sich ihre Brüste mit Milch, der Nahrung des Kindes, der einzigen, die es geniessen kann. Die ersten Versuche des Kindes zu saugen sind der Mutter schmerzlich. Einigen schwächlichen Müttern fehlt es an Milch; solche nähren ihr Kind mit Brei, oder geben ihm eine Amme, wenn sie sie bezahlen können. Erstere müssen sich sehr in Acht nehmen, dem Kinde den Magen nicht zu überladen. Brei von Milch und Mehl ist gefährlich, verursacht leicht Verstopfungen, woraus Schwäche, englische Krankheit, Auszehrung und Tod entstehn. Selbst von dem besten Brei von Wasser und altem Brodt, hat man eben diese übeln Folgen zu fürchten, wenn man zuviel gibt. Lautre Milch, die nur aus der Brust ausgenommen, ist ihnen unverdaulich, und man muß sie mit Wasser versezzen. Die mehresten Kinder finden bald nicht mehr in den Brüsten ihrer Säugammen eine hinlängliche Nahrung, und man muß den Mangel mit Brei ersezzen. Man bereut es aber bald, wenn man nicht die größte Vorsicht braucht.

Da die Bequemlichkeit Lohnammen an die Stelle der Mutter zu sezzen einmal gefunden ist, so bedienen sich derselben gesunde aber bequeme Mütter, die ihre Bequemlichkeit mehr, als ihre Kinder lieben, um sich dadurch von der Beschwerde ihre Kinder zu säugen und zu warten loszumachen, und die Freiheit zu geniessen nach Belieben auszugehn, und herumzulaufen. Nur Reiche können solches thun. Solche Frauen sezzen sich großen Gefahren aus, zumal bei einer ersten Niederkunft, weil die Milch, die immer doch in die Brüste tritt, sich darinn aufhält, verhärtet, verdirbt, und Fieber, Geschwüre die man öfnen, Krebsschaden, die man ausschneiden muß, verursacht. Man behauptet, daß die Milch der Lohnamme, die gemeiniglich schon ihr Kind gesäugt hat, dem neugebornen Kinde nicht so zuträglich ist, als die Milch der Mutter, weil die Milch der lezteren dünn, wenig nahrhaft, und dem schwachen Magen des Kindes angemessen ist: weil solche überdies eine abführende Kraft hat, und die Eingeweide des Kindes reiniget. Sie wird aber je älter, je dikker und nahrhafter, und deswegen für das neugeborne Kind zu schwer, was eben so üble Folgen, als der zu dikke Brei, hat.

Die Mutter theilt dem Kinde in ihrem Schooß alle ihre Schwachheiten und Leidenschaften mit. Ihr Zorn, ihr Schrekken, sind die Quelle des Jachzornes und der Bangigkeit des Kindes. Sie überträgt ihm ihre Neigungen und Abneigungen. Als die Königinn Marie Stuart schwanger war, erstachen einige schottische Großen ihren Sekretair vor ihren Augen. Der Sohn, den sie gebar,

Jakob,

Jakob, König von England konnte nie einen blossen Degen ansehn. Man behauptet sogar, daß die Gemüthsbewegungen der Mutter zuweilen auf dem Leib des Kindes sichtbare und häßliche Spuren zurüklassen. Sehr natürlich ists, daß die Mutter dem Kinde, das sie in ihrem Schooße trägt, ihre Gesundheit oder Krankheit, ihre Stärke oder Schwäche mittheile. Mit dem Säuglinge ists einerlei; er nimmt Antheil an allen Gemüthsbewegungen und an allen Schwachheiten der Säugenden, es sei seiner Mutter oder einer Lohnamme.

Ich begegnete einstens in einem dritten Hause einem jungen unbekannten Frauenzimmer Es war eine hübsche wohlgestalltete Brünette. Es sprach und ich erschrak. Es redete aus der Nase, und so undeutlich, daß mans kaum verstehn konnte. Und die Ursach dieses Jammers war ihre Amme. Dieser Unhold hatte sich durch Lüderlichkeit eine Krankheit zugezogen, die die ganze Masse des Blutes verdirbt, und vorzüglich Hals, Zapfen, Kinnbakken und Nase angreift. Das arme Kind hatte die Krankheit eingesogen, war mit Mühe gerettet worden und hatte den Zapfen darin verloren. Wird die Amme zornig, so verdirbt ihre Milch, der Säugling leidet, und nimmt diesen Fehler an, wenn es oft geschieht. Man will sogar sagen, daß der Säugling ein Schurke, ein Schwelger, ein Lekkermaul werden kann, bloß deswegen, weil seine Amme mit diesen Fehlern beflekt ist; und daß er ein Dummkopf werden kann, wenn er die Milch eines einfältigen Tropfs saugt. Auch säugen die Mütter ihre Kinder selbst, wenn sie sie

lieben und es ihnen möglich ist, und hüten sich sehr solche einer Amme anzuvertrauen. Sie denken, daß eine Lohnamme, die ihr eigen Kind verlassen muß, wenn sie ein fremdes säugen will, und daher eine schlechte Mutter ist, nicht viel Liebe zu einem fremden Kinde gewinnen kann, und es schlecht verpflegen wird. Ausgemacht ists, daß eine Amme niemals die Liebe zu ihrem Säugling, als die Mutter zu ihrem Kinde haben wird. Allein die Mode hat es nun einmal den reichen und zumal den vornehmen Frauen zum Gesez gemacht, sich allen diesen Gefahren auszusezzen und Ammen zu nehmen. Man würde sich sehr wundern eine Frau von Stande ihr Kind selbst säugen zu sehen, und die reichen Bürgerinnen, die den Damen von Adel so gern nachahmen, nehmen Ammen sobald sie nur können. Man findet doch viele Frauen, die diese üble Gewohnheit verachten, und es scheint als ob diese etwas von ihrem Ansehn verlören.

Das Kind wird in Windeln und Tüchern von aller Art eingewikkelt. Die ersten Tage wikkelt man ihm sogar die Arme ein. Man sagt daß man es deswegen thut um solche auszustrekken. Das würde ja wol von selbst geschehn. Die Wilden in Asia, Afrika und Amerika, machen so viele Umstände nicht, sie legen ihre neugebornen Kinder auf Moos, Wurmmehl oder Lumpen. Den fünften oder sechsten Tag nach der Geburt eines Knaben, gab der Vater seinen Freunden ein Gastmal. Da sie zu Tisch sizzen, wird um Hülfe geschrieen, das Kind ist weg, es hat Verzukkungen, es stirbt, die Mutter fällt in Ohnmacht. Eine Frau aus der Gesellschaft nimmt das Kind, rüttelt, entwikkelt

felt es. Kaum sind die Bande loß, so athmet das kleine Geschöpf wieder. Sein Wikkelband erstikte es, ein Augenblik später so war es todt. Vor dem Vierteljahre wird das Kind bei Tage von seinen Banden befreit, zur Nacht legt man sie ihm wieder an. Bei Tage trägt es eine Schnürbrust. Die mehresten Mütter behaupten, daß die Kinder zu schwach seyen, und daß sie sich ohne diese Schnürbrüste nicht halten könnten. Das Kind thut aber zu der Zeit noch keine Bewegung. Diese Panzer sind bei den Negern, Huronen, Lappen und Tartaren unbekannt, und die Kinder kommen doch sehr gut fort. Unsre Bauern sind so besorgt nicht, und doch findet sich selten ein Krüppel unter ihnen; hingegen sind ihre Kinder stärker.

Gegen das Ende des dritten Vierteljahres fangen die Vorderzähne an durchzubrechen. Wenn mehrere auf einmal kommen, so leidet das Kind viel und ist in Gefahr; es geschieht aber selten, und sie kommen gemeiniglich einzeln, einige Monate nach einander. Wenig Kinder kommen ohne Bauchgrimmen und ein wenig Fieber davon, einige haben sogar häufige und gefährliche Verzukkungen, und etliche sterben. Man hat berechnet, daß ein Viertheil der Kinder im ersten Jahre sterben. Was den armen Kindern große Lindrung verschaft, ist ihr häufiger Speichelfluß, und der Durchfall, den man befördern muß. Man ersezt den Mangel des lezteren durch abführende Arzeneien und Clystire. Im vierten Jahre haben die Kinder alle ihre Zähne, die vier lezten Bakzähne ausgenommen, die erst um das zwanzigste Jahr ausbrechen.

Gegen das Ende des ersten Jahres fängt das Kind an auf den Beinen zu stehen. Man trägt gemeiniglich die Kinder bis sie gehn können. Solche Kinder pflegen faul zu werden, und wollen immer auf den Armen sizzen. Sie wissen sich nicht zu helfen. Die Armen pflegen ihre Kinder nach den ersten Monaten auf die Erde auf ein Tuch zu legen oder zu sezzen, und überlassen sie früh sich selbst. Auch wissen diese sehr früh sich zu helfen, zu wenden und zu schleppen. Nur muß man sie an einen Ort sezzen, wo sie nicht hart fallen können.

Sobald ein Kind einen Fuß vor den andern sezzen kann, und es gehn lernen will, so hilft man ihm vermittelst Rollwagen oder Leitzäumen. Alle diese Maschinen haben den Nachtheil, daß sie die Brust drükken. Die Kinder des gemeinen Volkes und zumal der Landleute, lernen von sich selbst gehn, und alle Kinder könnten die Leitzäume entbehren. Furchtsame Eltern lassen ihre Kinder lange leiten, ob sie gleich recht gut gehn; sie geben vor, das Kind sey wild. Die Gefahr ist nicht groß; ein Kind fällt zwanzigmal in einem Tage, ohne Schaden zu nehmen, weil es nicht hoch fällt. Schwache Kinder, die allein gehn, sind furchtsam, und nehmen sich in Acht, so daß sie selten fallen. Wenn ein solches Kind im vollen Laufen ist, und es kommt an eine Schwelle oder ein ander Hinderniß, so hemmt es seinen Lauf, und ergreift eine Stüzze. Hingegen werden die Kinder, die man zu lange führt, unbesonnen, weil sie die Gefahr nicht kennen; sie fallen desto öfter und gefährlicher, sie wissen sich weder

zu helfen noch vorzusehen. Je länger man sie hütet, je plumper und unbesonnener werden sie, und je härter wird ihr Fallen. Eltern die für ihre Kinder besorgt sind, dürfen ihnen nur sehr früh die Leitbänder abnehmen, oder gar keine anlegen.

Kaum können die Kinder gehn, so klettern sie. Hier ist wirklich Gefahr. Sie können im Fallen sich verlezzen, Arm und Bein verrenken oder zerbrechen, oder wol gar todt fallen. Kinder, denen man diese Uebung ganz versagt, werden ungeschikt und furchtsam. Die andern erhalten dadurch Stärke, Muth und Geschiklichkeit. Vorsichtige Aufseher und Eltern mildern nur die Gefahr, versperren den Kindern den Zugang zu beträchtlichen Höhen, zu den Fenstern und Dächern, allzu hohe Leitern sezzen sie weg. Sie sind bei den Kindern, um ihnen im Nothfall zu helfen; sie sagen ihnen aber nichts, helfen ihnen weder zu klettern noch herunter zu steigen, und reichen ihnen die Hand nur, wenn jene sich gar nicht helfen können. Wenn sie sie in wirklicher Gefahr sehn, so schreien und schelten sie die Kinder nie; sondern sie suchen sich zu fassen, sezzen sich in den Stand zu helfen, und lassen die Kinder sich ganz sachte aus der Gefahr ziehn, und warnen sie wenns vorbei ist. Selten sieht man Kinder, die eine vernünftige Freiheit geniessen, Schaden nehmen; das Unglük trift gemeiniglich nur solche, die man zu ängstlich zurükhält, hütet, denen man immer hilft, und die nun ohne Uebung und Geschiklichkeit etwa der Wachsamkeit ihrer Aufseher entrinnen. Ein geübtes Kind mißt sein Unternehmen nach seinen Kräften, es kennt und sieht die Gefahr.

Der Kopf schließt sich im zweiten Jahre. Alsdann fängt auch das Haar an den Kopf zu bedekken. Viele Leute bedekken sorgfältig den Kopf ihrer Kinder. Diese Gewohnheit schwächt Haut und Hirnschädel, und macht den weichlichen Kopf zu vielen Schmerzen geneigt; ohngerechnet, daß diese beständige Wärme viel Blut nach dem Kopf zieht; denn das Blut häuft sich immer in den wärmsten Theilen des Leibes; dies alles verursacht oft hartnäkige Flüsse, Augen- Ohren- und Zahnschmerzen und Schnupfen. Einige hundert Jahre nach einer Schlacht zwischen den Persern und Egyptiern, konnte man noch auf dem Wahlplazze die Schädel beider Völker unterscheiden. Die Schädel der Egyptier waren dik und hart, der Perser ihre aber dünn und weich. Das kam daher, daß die Egyptier den Kopf blos, die Perser aber dikke Müzzen trugen. Viele Leute, um ihren Kindern den Kopf zu stärken, und ihnen vorherbesagte Uebel zu ersparen, geben ihnen nur leichte Müzzen so lange der Kopf offen ist, und gar keine, sobald dieser sich geschlossen hat. Die Haare wachsen desto besser. Man muß zwar nicht ein Kind mit blossem Kopf der brennenden Sonnenhizze aussezzen. Kälte, Schnee und Regen sind wenig oder gar nicht gefährlich. Kleine Kinder pflegen Ungeziefer auf dem Kopf zu haben. Mit ein wenig Sorge verliert es sich, wenn sie heranwachsen. Manche Leute glauben, daß das Ungeziefer den Kindern heilsam ist, indem es dem Kopf die überflüßigen Säfte benimmt. Die Kinder haben fast alle von Zeit zu Zeit einen starken Ausschlag auf dem Kopf. Dieser bedekt sich mit Schörfen, und wol gar mit Geschwüren. Dieser

Ausschlag, so ekelhaft wie er auch ist, ist dem Kinde sehr heilsam, und wer ihn zu früh heilt, zieht seinem Kinde traurige Uebel zu; zuweilen verlieren die armen Kleinen das Gehör oder das Gesicht über diese Unvorsichtigkeit. Diese Ausschläge verlieren sich mit der Zeit von selbst, und sind gar nicht gefährlich, wenn man sie nur fleißig reiniget, oder wenn man, im Fall, daß sie zu stark werden, die Haare abschneidet, damit keine Wunden entstehn, und der Eiter sich nicht sammle. Man hat vernachläßigte Kinder gesehn, denen der Eiter tiefe Wunden gefressen, die sich mit Würmern gefüllt haben.

Zweites Kapitel.

Von den Blattern.

Wenig Menschen entkommen den Blattern. Es ist ein bald stärkerer, bald schwächerer Ausschlag, der sich in Gestalt kleiner rother Flekken, die sich nach und nach erheben, zu Geschwüren werden und sich mit Eiter füllen, über den ganzen Leib verbreitet. Diese Geschwüre brechen auf und werfen ihren Eiter aus; oder sie vertroknen ohne sich zu öfnen. Im Alterthum wuste man von dieser Krankheit nichts; In Amerika war sie unbekannt bis die Europäer es entdekten, und ihm die Krankheit mittheilten. Mich deucht, daß sie im südlichen Afrika und in Indien wenig bekannt

ist.

ist. Sie ist gemeiniglich epidemisch und kömmt alle sechs oder sieben Jahre wieder. Sie ist auch ansteckend, zumal wenn die Blattern abtroknen, und sehr tödtlich, denn sie raft fast den zehnten Theil der Kinder hin, die sie anfällt, denn an den Kindern vergreift sie sich am häufigsten. Sie greift aber auch Erwachsene an, und alsdann ist sie um desto schmerzlicher und gefährlicher, je älter man und je härter die Haut ist. Es ist ein Glük, daß sie den Menschen nur einmal angreift, wenigstens hat man noch kein recht bestätigtes Beispiel, daß sie einer zweimal gehabt hätte.

Die Blattern äussern sich durch Uebelkeiten, Erbrechen, Kopfschmerzen, Fieber und Irrereden, das aber gar nicht gefährlich ist, eben so wenig als die Konvulsionen, die zuweilen den Ausbruch begleiten und befördern.

Je mehr man die Kinder erhizt, auf welche Art es auch geschehe, desto stärker vermehrt man das Fieber, den Ausbruch und die Gefahr. Die armen Leute, die das nicht wissen, heizen die Stuben übermäßig, bedekken die Kinder mit schweren Dekken, geben ihnen Wein oder andre hizzige Sachen, und glauben es gut zu machen. Auf diese Weise gehn viel Kinder verloren, und die durchkommen, tragen oft üble Folgen davon, als böse Augen, einen hartnäkkigen Ausschlag. ꝛc.

So viel als möglich ist, muß man die Kinder bei dieser Krankheit aufheitern, und vom Schlaf abhalten, ausser ihrer gewöhnlichen Schlafzeit; sie müßten denn sehr schlecht seyn und das Bett hüten. Die armen Kleinen sind mismüthig,

schwer,

schwer, schläfrig, man muß aber dieser Schläfrigkeit widerstehn. Die Aerzte verbieten, die Kranken in der Stube zu erhalten, und verordnen, daß man sie in der Luft, und sogar in der Kälte spielen lasse, wenn diese sie nur nicht zu sehr angreift. Sie verbieten das starke Heizen, und wenn das Fieber eintritt, auch das Fleisch. Man soll nach ihrer Vorschrift das Zimmer ein oder zweimal des Tages lüften, und mit Eßig räuchern. Durch diese Vorsicht werden gemeiniglich die Blattern sehr gemildert.

Man hat noch ein ander Mittel ersonnen, ihr Gift zu dämpfen, nemlich die Einimpfung. Man nimmt ein wenig Blatterneiter auf der Spizze einer Lanzette, und bringt es, durch ein leichtes Rizzen unter die Oberhaut. Diese Kunst kommt aus Circaßien, wo sie schon seit einigen Jahrhunderten gebraucht wird, die Mädchen schön zu erhalten, und theurer verkaufen zu helfen. Es ist ausgemacht, daß die eingeimpften Blattern, auch bei gleich starkem Ausbruch, viel milder, als die natürlichen sind. Anhaltende Beobachtungen haben dargethan, daß bei der Einimpfung unter tausend kaum zehn, bei den natürlichen Blattern aber über hundert sterben. Dieses Mittel findet zwar noch viel Widerspruch, es scheint aber, als ob es die Oberhand gewinnen wolte.

Vor diesem musten die Kinder einige sechs Wochen lang mit vieler Strenge zu der Einimpfung vorbereitet werden; man gab ihnen oft abführende Arzneien ein und hielt sie in genauer Diät. Alles Fleisch wurde ihnen gänzlich untersagt. Heut zu Tage halten viele Aerzte von Vor-

bereitung gar nichts mehr, verordnen keine Diät, und erlauben das Fleisch bis zum Eintritt des Fiebers.

Wenn die Blattern häufig sind, können sie das ganze Gesicht verunstalten, die Haut mit Narben verderben, die Züge verändern, verwirren, gröber machen, so daß ein Kind, daß vorher niedlich aussah, durch diese Krankheit verunstaltet, häßlich und unkenntlich gemacht werden kann. Und was noch betrübter ist, sie greift sogar die Seelenkräfte an, wenn sie heftig ist, und macht die Kinder dumm. Oft übt sie ihre Wuth auf den Augen aus. Eingeimpfte Blattern thun diese betrübten Wirkungen nicht.

Die Masern sind auch eine Kinderkrankheit. Es ist ein Ausschlag in Gestalt rother Flekken, die aber nicht eitern. Ihre Folgen sind gefährlicher als sie selbst; oft sezt sich ihr Gift auf die edlern Theile, läßt traurige Ueberbleibsel, und vornemlich Husten nach, und tödtet auch zuweilen. Sie erfordert Wärme, das Bett und die Diät.

Fast alle Kinder haben Würmer. Wenn sie nur nicht zu häufig sind, und wenn die Kinder einige Kräfte erlangt haben, so thut ihnen das nichts. Die Menge aber wird gefährlich. Es gibt viele Arten derselben.

Eine jede ansteckende Krankheit ist den Kindern gefährlicher als den Erwachsenen. Je jünger sie sind, desto zärter sind ihre Theile, desto tiefer dringt das Gift hinein, und desto stärker wütet es. Vorsichtige Leute entfernen so viel als möglich die Kinder von den Krankenstuben. Man glaubt sogar, daß alte Leute sie auszehren, wenn sie mit

ihnen schlafen. Wenigstens laufen die Kleinen eine augenscheinliche Gefahr, nemlich erstikt zu werden, wenn die bei ihnen schlafende Person sich auf sie wälzt; schon manche sind auf diese Art umgekommen. Daraus sieht man, wie sehr ihr Leben in Gefahr ist. Deswegen denken Kluge immer, daß sie ihre lieben Kinder verlieren können; sie brauchen alle ersinnliche Vorsicht, sie zu erhalten, allein sie bedenken immer die Gefahr, damit sie sich nicht zu sehr betrüben, wenn sie kommt. Wer diese Vorsicht nicht braucht, ist im Unglük untröstlich. Die Hälfte der Kinder stirbt vor dem dritten Jahre: und es ist sehr was seltenes, eine mäßig zahlreiche Familie zu finden, die nicht mehrere Kinder begraben hätte. Man sieht Häuser, wo acht, zehn Kinder immer klein wegsterben. Ein Augenblik kann ein gesundscheinendes Kind wegraffen.

Drittes Kapitel.

Fortsezzung der Geschichte der Kindheit.

Kinder weinen und schreien viel. Anfänglich haben sie kein ander Mittel ihre Bedürfnisse, ihre Schmerzen und ihre Wünsche zu äussern. Oefters schreien sie, ohne daß man die Ursach davon entdekken, oder sie besänftigen kann. Viele haben eine gewisse Periode, wo sie ohn Aufhören und dem Anschein nach ohne Ursach, schreien; das

währt täglich eine oder mehrere Stunden, einige Monate hindurch immer zu derselben Zeit. Ist die Zeit um, so hört auch das Schreien ohne anderweitige Ursach auf. Alles ist umsonst, sie vom Schreien abzuhalten oder abzubringen. Gewisse Leute glauben, daß dies Geschrei den Kindern heilsam ist, daß es ihre Lunge entwikkelt, ihr Blut in Bewegung sezt, und ihnen statt eines Spazierganges dient. Sie schreien immer weniger, je nachdem ihre Kräfte sich entwikkeln, bis daß die Knaben als Männer das Vermögen zu weinen fast gänzlich verlieren. Das andre Geschlecht ist empfindlicher, und findet in jedem Alter Thränen. Die Kinderwärterinnen können die Kinder leicht zum Weinen und Schreien gewöhnen, wenn sie auf ihr Geschrei zu sehr merken, und sich zu viel Mühe geben, sie zu stillen.

Diese Schmerzen, dieses Geschrei, und dieses Weinen der Kinder greift sie so nicht an, als wie Erwachsene bei ähnlichen Symptomen angegriffen seyn würden. Die Unwissenheit des Uebels, die Unachtsamkeit, der Leichtsinn, und zumal das frohe Gemüth der Kinder, erspart ihnen die Vorsicht und die Erinnerung des Uebels, und einen großen Theil des Schmerzes. Auch sind sie immer froh und lustig. Sobald wie das Kind einige bedeutende Töne hervorbringen kann, sobald es die Gegenstände unterscheidet, und einige Freiheit genießt, so wird man in seinen Bewegungen, in seinem Gesichte, in seinem Ton eine große Lebhaftigkeit, und eine reizende Fröhlichkeit gewahr. Es tummelt sich, es plaudert, es sezt Nachdruk in seinen Ton, man solte sagen, es verstände was es sagt,

es

es erzähle etwas, es zürne, es liebkose; es lacht, es schreit auf, es hüpft, es will alles greifen, und greift alles mit einer drollichten Ungeschiklichkeit, es trägt alles zum Munde, und endlich schmeißt es alles weg. Man muß ihm den Schaden, den es thut, nicht übel nehmen. Ein Zahlpfennig oder ein kostbares Geschirr, alles ist ihm gleich, es wirft eins wies andre zur Erde, denn es kennt weder den Werth noch die Zerbrechlichkeit des Geschirrs. Wer seine Sachen erhalten will, muß sie vor den Händen der Kinder hüten. Lange Zeit bleiben die Kinder ungeschikt, allein ihre Ungeschiklichkeit steht ihnen gut. Der Leichtsinn verläßt sie auch nur spät; er folgt aus dem Mangel an Erfahrung. Sie kennen das Uebel nicht, wie könnten sie vorsichtig seyn?

Die Kinder sind zornig, eine Verweigerung, die geringste Beleidigung erzürnt sie, sie schreien aus vollem Halse, sie schlagen, sie stampfen mit den Füßen. Diese Leidenschaft wird durch das üble Betragen der Wärterinnen noch höher getrieben. Mit ihrer Sorge, den Kindern jede unangenehme Empfindung zu ersparen, machen sie sie empfindlich und weichlich. Wer aber empfindlich und weichlich ist, ist auch zornig, weil ihm alles weh thut. Man nekt die Kinder, lacht über ihren Zorn, den man gereizt hat; man lehrt sie schlagen, und belustigt sich mit ihrer Heftigkeit und ihren kleinen Gewaltthätigkeiten. So werden die Kinder gereizt und erbittert. Es gibt auch Leute, die einfältig genug sind, durch ihr Beklagen das Kind für seine Schmerzen oder empfangene Beleidigungen noch empfindlicher zu machen.

Sie bürden dem Tisch, dem Hunde, die Unbesonnenheiten des Kindes auf, und lehren das Kind seinen Zorn gegen diese unschuldigen Dinge auszulassen; sie schlagen solche Dinge um jenes zu trösten, oder ihm einen Zeitvertreib zu machen, lassen sich wolgar selbst schlagen, und thun, als wenn sie darüber weinten. Ein Kind, dem man früh etwas versagt, und dessen Geschrei man nicht achtet, das man weder durch Schelten noch durch Liebkosungen zum Schweigen zu bringen sucht, lernt Verweigerungen ertragen; und dasjenige, auf dessen Klagen man nicht hört, lernt Schmerzen erdulden. Das Kind, das sich selbst helfen muß, dem man, wenn es fällt nicht zu Hülfe eilt, lernt standhaft fallen und andre kleine Zufälle leiden. Man kann die Kinder fast nach Belieben gewöhnen, wenn man sich nur Mühe geben will.

Die Kinder scheinen von Natur zur Furcht nicht geneigt. Ein Kind, das früh im Finstern allein geschlafen hat, scheut die Finsterniß nicht, nur muß es in den ersten Monaten dazu gewöhnt worden seyn. Kinder greifen Hunde und Kazzen an, und sie würden es mit Löwen und Tigern aufnehmen; sie kennen die Gefahr nicht, die die Erfahrung allein uns lehrt. Dennoch sieht man sehr furchtsame Kinder. Die Ursach davon ist, daß man sie niemals allein, niemals im Finstern gelassen hat; die Wärterinnen haben sie die Dinge und die Orte fürchten gelehrt, die sie nicht angreifen, und wo sie nicht gehn solten; sie haben ihnen mit dem schwarzen Manne, mit dem großen Hunde ꝛc. gedroht, um sie zum Schweigen zu bringen, sie haben ihnen fürchterliche Geschichten um sie zu

vergnü-

vergnügen oder einzuschläfern, erzählt. Die armen Kleinen, die die Furcht nicht sowol aus den unsinnigen Reden, als aus den ängstlichen Gebehrden und dem erschroknen Tone der Erzählenden geschöpft haben, wissen die vermeinte Gefahr, von welcher sie keinen Begriff haben, nicht zu schäzzen, und haben lauter Ungeheuer in ihrer erhizten Pantasie ausgebrütet; sie dürfen nichts unternehmen, der kleinste Hund, ein Vogel, ein Schatten, sezzen sie in Schrekken.

Diese Furchtsamkeit hat betrübte Folgen. Ein armes Kind hat, zumal in den langen Winterabenden, viel auszustehn, es darf sich nicht rühren, nicht die Schürze seiner Wärterin loslassen. Das geringste Geräusch im Hause kündigt ihm Gespenster und Unholde an. Das Schrekken bringt es ausser sich, sezt sein Blut in Wallung, greift seine Gesundheit an. Ein übler Spaßmacher darf es nur erschrekken, und dazu gehört nichts weiter als ein Tuch, eine Larve oder eine rauhe Stimme, so fällt das Kind in Ohnmacht, in Jammer, in Verzukkungen, und es stirbt elendiglich; oder wenn es lebt, so lebt es unglüklich und unbrauchbar, es fehlt ihm der Muth, es darf nichts unternehmen.

Verständige Eltern haben auf ihre Kinder und Gesinde ein wachsames Auge, damit diese, der übeln Folgen einer solchen Thorheit unwissend, erstere nicht durch alberne Mährchen verderben. Wenn sie merken, daß die Kinder von einem unbekannten Dinge oder Geräusch erschrekken, so lassen sie sie solches in der Nähe besehn und betrachten.

Kinder ekeln sich vor nichts; Spinnen, Würmer, Raupen, die ekelhaftesten Dinge, alles greifen sie an. Wenn sie immer so blieben, so würden sie mancher unangenehmen Empfindung überhoben seyn, allein ihre Kleider, ihre Sachen, und die Leute, die mit ihnen Umgang haben, würden darunter leiden. Allenthalben würde man sie verstoßen, weil sie Ekel erwekten würden. Daher bringen ihnen die Eltern früh einen Ekel wider die Unreinlichkeit bei, und lehren sie sich reinlich halten. Verständige Leute hüten sich aber, ihnen Ekel gegen Spinnen, Raupen, oder andre Insekten einzuflössen, weil solches unnüz und unvernünftig ist.

Kinder zausen gern Hunde, Kazzen, Vögel, alle Thiere die ihnen zur Hand kommen, und sogar ihre Kameraden. Es ist eine Folge von ihrer Thätigkeit; sie wollen was thun, und wissen nicht was: und es gibt alberne Wärterinnen, die sich, den Kindern zum Zeitvertreib von ihnen schlagen und zausen lassen. Vernünftige Leute verbieten gänzlich diesen Unfug, weil er für jene eine Quaal, und für diese eine Uebung zur Grausamkeit ist. Wenn aber Kinder Grausamkeiten zu ihren Spielen machen, so wird ihr Zorn Wuth werden.

Die Kinder sind sehr neugierig, sie wollen alles sehn und alles untersuchen, und wenn ihre Augen und ihre Finger noch nicht geübt sind, so stekken sie alles in den Mund, um zu sehn, obs nicht etwas zu naschen ist, das einzige was sie jezt angeht. Das ist natürlich, sie kennen noch nichts, und sollen unendlich viel lernen. Aus eben dem Grunde geschiehts, daß ein Kind auf der

Gasse

Gasse oder beim Spazierengehn, sich bei allem aufhält, jedes Steinchen, jedes Splitterchen Holz, jedes Blümchen aufnimmt. Diejenigen die den Nuzzen dieses Triebes kennen, wehrens ihnen nicht; sie entfernen aber die mit Gelb und Grün grob beklekkerte Spielsachen, weil diese Farben Gift sind, die das Kind ablekken, und womit es sich schaden würde.

Diese kleinen Geschöpfe hängen sich früh an die, die sie warten; erst kommt die Amme, hernach die mit ihnen spielen, oder die ihnen nach ihrer Art Gutes oder einen Gefallen thun; endlich haben kleinere Kinder ihre Aufmerksamkeit und ihre Liebe. Es ist ein Vergnügen zwei kleine Kinder, die nicht zu einander gewöhnt sind, beisammen zu sehn. Alles übrige, zumal aber grössere Kinder und Erwachsene, ist ihnen sehr gleichgültig. Sie haben sogar zwei oder drei Perioden in ihrem Leben, wo sie schüchtern sind, und keinen Fremden sehn wollen. Das vergeht von selbst, und zwar bei den Kindern, die viele Leute zu sehn bekommen, sehr bald. Oft ist die Zuneigung der Kinder denen zur Last, die sie gewonnen haben; Die Kleinen wollen sie weder Tag noch Nacht verlassen, und keinen Dienst, keine Pflege als von ihrer Hand annehmen; überall wollen sie ihre Freunde begleiten, und weinen und haben sich ängstlich, wenn sie von ihnen getrennt sind. Dies pflegt wol nach einer Krankheit, mit denen die sie bedient haben, zu geschehn. Diese Anhänglichkeit ist gut, sie gränzt aber nah an den Eigensinn. Dem zuvor zu kommen, darf man nur das Kind zu mehreren Menschen, zu den Bedienten ohn Unterschied, auch wol zu Fremden gewöhnen.

In der Kindheit und Jugend kann der geschmeidige Leib sich ausbilden und zu allem geschikt werden. Dies ist auch die Zeit, wo man die Anfangsgründe der Wissenschaften, die man in der Folge brauchen wird, am besten erlernen kann. Deswegen muß man die Jugend nicht ungenuzt vorbei gehn lassen. Aus der Ursach schikken die Eltern ihre Kinder in die Schule, und lassen ihnen den nötigen Unterricht geben. Nun lernt man am leichtesten Schreiben, Instrumente spielen und Tanzen. Wenn diese Zeit vorüber ist, so lernt man nur mit vieler Mühe, es bleibt fast nichts mehr, als die Reue nichts gelernt zu haben übrig, und diese quält manche Erwachsene, die in ihrer Jugend Rath und Befehl in den Wind geschlagen haben. Nach dieser Zeit, ists fast unmöglich schreiben oder Klavier spielen zu lernen, weil die steifen Finger sich nicht mehr biegen wollen. Hingegen ist die Kindheit und Jugend auch die Zeit, wo man üble Gewohnheiten annimmt, die Geschmeidigkeit des Leibes und des Geistes neigt und gewöhnt sich zum Bösen, eben so wie zum Guten; und solche Verwöhnung, wenn man sie nicht bald ablegt, wird unüberwindlich und bleibt das ganze Leben hindurch. Deswegen wachen die Eltern und Erzieher so sorgfältig über die Fehler der Jugend.

In der Jugend entstehn Laster und Tugenden, als Faulheit und Fleis, Nachläßigkeit und Ordnung, Kleinmüthigkeit und Muth, Bosheit und Güte, Zorn, Rachsucht und Sanftmuth, Gefräßigkeit und Mäßigkeit. Es sind Gewohnheiten, die man annimmt.

Je älter und größer das Kind wird, desto mehr nimmt es an Kräften zu, desto fester wird seine Gesundheit, und desto vollkommener werden seine Sinne durch die Uebung.

Viertes Kapitel.

Jünglingsalter.

In der Zeit zwischen dem sechszehnten und zwanzigsten Jahre pflegt die Jugend ihre völlige Größe zu erreichen, die Jünglinge kriegen den Bart, und ihre Stimme wird rauh und tief. Junge Mädchen erreichen gemeiniglich früher ihren Wuchs.

Die gewöhnliche Größe wolgestalteter Männer ist zwischen fünf und sechs Fuß. Es gibt größere, ja gar Männer von acht Fuß und drüber. Solche lassen sich aber als Seltenheiten für Geld sehn. Diese Größe ist unbequem; unser Hausgeräth, unsre Gebäude, unsre Fahrzeuge sind für uns und nicht für Riesen gemacht. Die Geschichte der Patagonen, auf der Magellanischen Küste in Amerika, deren kleinster zwölf Fuß hoch seyn soll, ist eine Fabel. Eben so ists mit den Geschichten von Riesen, wenn man darunter nicht Menschen von sieben bis acht Fuß versteht. Es gibt viele unter fünf Fuß, allein sie sind fast alle verunstaltet, und ihre Kleinheit ist eine Folge ihrer Gebrechen. Die Grönländer sollen nicht viel über

vier Fuß haben, ob sie gleich nicht ungestaltet sind; und man sagt, daß ein Mann von fünf Fuß bei ihnen etwas seltenes ist. Vielleicht ist die Kälte des Landes daran Schuld. Die Weiber sind durchgehends einige Zoll kleiner als die Männer.

Die Jugend ist die Zeit zur Wahl eines Standes und der eigentlichen Vorbereitung dazu. Die Jünglinge lernen Handwerke, Künste und Wissenschaften. Aus diesem Grunde ist dieses von großem Einfluß auf das ganze Leben. Wer sichs zu Nuzzen macht und eine nüzliche Arbeit erlernt, hat in der Folge sein ehrliches Auskommen; wer aber diese Zeit versäumt hat, führt ein elendes Leben in Noth und Verachtung.

Allein dies ist auch die gefährlichste Zeit im Leben, die Zeit der ungestümen Leidenschaften, des Zorns, der Lust, der Unmäßigkeit, des gewagten Unternehmens, des blinden Zutrauens zu sich selbst und zu andern. Die Jugend fühlt die ersten Kräfte eines entwikkelten Verstandes, man fängt an ihr, als den Erwachsenen zu begegnen, und ihr Achtung zu bezeugen. Oefters geben ihr die Eltern viel Freiheit, oder sie ist sich wol gar selbst ganz überlassen. Nun dünkt sie sich auf einmal Mann geworden zu seyn, und gibt nur ihren Einfällen Gehör; es fehlt ihr an Erfahrung, ihr Verstand ist noch unreif; so weiß sie sich weder zu führen, noch führen zu lassen. Unglüklicherweise lokt ihre Unvorsichtigkeit, ihr blindes Zutrauen, ihre Bereitwilligkeit sich verführen zu lassen, die Verführer herbei. Verlorne Jünglinge, zu Grunde gerichtete Männer, alte Schurken, ehrlose Weiber, alles stürzt auf den Jüngling zu, der der

Vor-

Vormundschaft entspringt. Diese lehren ihn schwelgen, und sich der Schwelgerei rühmen; andre thun auf seinen Beutel Angrif. Freilich ist nur der Reiche dieser Gefahr ausgesezt; es lohnt die Mühe nicht einen armen Burschen zu verführen. Es findet sich wol dann und wann ein Taugenichts von niederer Gattung, der mit einer Kleinigkeit vorlieb nimmt; das ist aber selten, und der Pöbel entrinnt gemeiniglich der Gefahr. Er pflegt auch wol bei dem Saufen stehn zu bleiben, zumal in der Provinz; in der Hauptstadt und unter Leuten von Bedeutung geht man weiter. Dies geht nur gesittete Völker an; bei den rohen Völkern findet sich kein Verführer.

Ein Jüngling, der das Unglük hat in die Schlingen zu fallen, verliert die kostbaren Jugendjahre, richtet sich in Ansehung des Vermögens, so viel er kann, und in Ansehung des Leibes, der Seele und der Sitten vielleicht unwiderbringlich zu Grunde. Er vernachläßiget die Bildung seines Verstandes, gewöhnt sich zur Unordnung und zum Laster, und bereitet sich fürs dreißigste Jahr ein hinfälliges Alter.

Die Mädchen bereiten sich ein noch traurigeres Schikſal, wenn sie der Verführung unterliegen. Das geringste Unglük für sie ist ein Leben voller Schande und Verachtung.

Die Jugend ist die Zeit der übereilten Freundschaft. Diese ist bald geschlossen, weil das Mistrauen, eine späte Frucht der Erfahrung, sie nicht hindert. Aufrichtigkeit und ein gänzliches Vertrauen machen sie gemeiniglich sehr lebhaft; und wenn einige Gewohnheit mit einander, und eine

gewisse

gewisse Gleichheit tugendhafter Neigungen sie befestigt, so pflegt sie wol Zeitlebens zu dauern. Diese Neigung zur Freundschaft ists, die den jungen Menschen dem Verführer in die Hände spielt.

Jezt entwikkeln sich schleunig alle Empfindungen; man wird auf einmal ein ganz andrer Mensch. Tugendliebe und Religion sind in ihrer größten Stärke.

Bisher hat die Jugend von Almosen gelebt, denn sie hat noch nichts durch eine nüzliche Arbeit verdient. Alle ihre bisherige Geschäfte, waren nur Vorbereitungen zu ihrem wirklichen Leben. Sich selbst und den andern unnüz hing sie bisher von der Gnade ihrer Eltern und der Gesellschaft ab; und diese haben sich mit Vergnügen ihrer Schwachheit angenommen, in der Hofnung, daß sie ihnen einstens wieder dienen wird. Nun ist die Zeit da, wo sie selbst für sich sorgen, und der Gesellschaft ihre Schuld, durch nüzliche Arbeit bezahlen soll. Der Akkermann, der Handwerker fangen früher an ihre Schuld abzutragen, als diejenigen, die sich der Wissenschaften befleissen, oder Aemter vom Staate erwarten. Leztere müssen lange Lehrjahre aushalten, ehe sie im Stande sind, Bedienungen, die immer wichtig sind, zu erhalten. Durch ihren bisherigen Fleiß haben sie weiter nichts, als die ersten Anfangsgründe erlernt; nun müssen sie ihre Kenntnisse erweitern, und die Reife des Verstandes mit den Jahren abwarten, ehe ihnen die Verwaltung der Gerechtigkeit, des Staates und seiner Einkünfte, oder der Unterricht der Jugend und des Volkes anvertraut werden kann.

Bei

LB Coburg

Bei den rohen Völkern ist ein junger Mensch alles was er werden kann, sobald er eine Heerde zu weiden, ein Stük Landes zu bauen, ein Wild zu jagen oder einen Fisch zu fangen weiß. Nun ist er Mann, besezt sich, und wird Hausvater. Was das andre Geschlecht betrift, so ist seine Bestimmung in allen Landen, das Haus zu regieren und die Kinder zu erziehn; sie sind viel eher als die Männer im Stande ihre Bestimmung zu erfüllen.

Fünftes Kapitel.

Männliches Alter.

Die Zeit der größten Kraft ist zwischen dreißig und funfzig Jahren. Alsdann hat sich der Ungestüm der Leidenschaften gelegt, die Erfahrung hat den Verstand zur Reife gebracht, der Leib ist durch die Jahre fest geworden, ohne zuviel von seiner Beweglichkeit und seiner Gelenkigkeit verloren zu haben. Dies ist die Zeit der Arbeit und der Nuzbarkeit.

Die Kräfte sind verschieden, je nachdem der Mensch von starken, oder weichlichen, oder wol gar von kränklichen Eltern geboren ist; nach seiner Erziehung, d. h. nachdem er ein thätiges, oder sizzendes Leben geführt, nachdem er ist simpel oder weichlich gehalten, genährt und gekleidet worden; nach dem Gewerbe, das er treibt, und hauptsächlich

lich nachdem er sich gut oder schlecht aufführt. Der Akkermann, der Handwerker, der ein schweres Handwerk treibt, als, z. B. der Schmid, armer Leute Kinder, die wenig gepflegt, simpel gespeist werden, die viel herumlaufen, und denen man wenig hilft, werden stark und dauerhaft. Wenn sie Männer geworden, halten sie lang bei schwerer Arbeit aus, und tragen ungeheure Lasten. Reicher Eltern Kinder hingegen, die man sorgfältig gepflegt, zärtlich gespeiset, denen man überall geholfen, die alle mögliche Erleichterung in Krankheiten erhalten, die keine schwere Arbeit gethan haben, sind weit schwächer; so wie auch die, die ein eingezogenes sizzendes Leben führen, viel lesen oder schreiben. Die Eltern pflegen oft ihren Kindern ihre Schwachheiten mitzutheilen; z. B. wenn Vater oder Mutter hektisch ist, so steht sehr zu befürchten, daß es die Kinder einstens auch werden, das Podagra pflanzt sich von Eltern auf Kinder fort. Wer aber am mehresten zu beklagen, am schwächsten und kränklichsten ist, ist derjenige, der seine Jünglingsjahre in Schwelgerei zugebracht hat; solcher pflegt schon gegen die dreißig Jahre, die Schwachheiten des Alters zu empfinden, sein Leib ist abgenuzt, seine Kräfte sind verloren.

Das Kind ist lustig, der Jüngling feurig, der Mann gesezt und ernsthaft, klug und vorsichtig, bedenkt sein Unternehmen, ist standhaft bei seinem Entschluß und führt ihn anhaltend aus. Ein jeder Mann aber ist nicht Mann. Mancher ist im vierzigsten Jahr leichtsinnig, unvorsichtig, unbesonnen, wandelbar und träge. Der nemlich, der in seiner Jugend seine Vernunft zu brauchen

nicht

nicht gelernt hat; der Reiche, der alle seine Wünsche immer befriedigt hat; derjenige, der mit Schmeichlern umgeben, diensteifrige Nothelfer an ihnen findet, die seine Thorheiten dekken und beschönigen, ihn der Strafe seiner Fehler überheben, für ihn denken und handeln. Ein reicher Knabe, der einen armen Cameraden bezahlen kann, seine Ausarbeitungen für ihn zu machen, wird unfehlbar vom Manne nichts als die Gestalt haben, er wird die Kenntnisse und den Verstand eines Knaben behalten. Ein andrer, der sich dem Laster ergeben, bleibt lasterhaft, und erreicht nie die männliche Weisheit; er bleibt faul, wie ein Kind, das die übeln Folgen der Faulheit nicht kennt; lekker, jachzornig, und des Puzzes beflißen, wie ein Unmündiger, je nachdem er sich verwöhnt hat.

Den vernünftigen Jüngling hört man mit Vergnügen und Gefälligkeit, man liebt ihn, wenn er sich wol verhält. Wenn er sich vergißt, verlacht und verachtet man ihn. Zürnt er, so erwekken seine Drohungen Mitleiden, denn man weiß, daß Kraft und Standhaftigkeit, seine unbedachten Drohungen auszuführen, ihm fehlen. Der weise Mann wird geschäzt und geehrt, alle, die ihn kennen, schenken ihm ihr Zutrauen, man frägt ihn um Rath, man gibt ihm Gehör, seine Rede hat Nachdruk, weil sie vernünftig und durchgedacht ist, und weil Alter und Erfahrung ihr Gewicht geben. Er zürnt nie ohne Ursach, oder um Kleinigkeiten, aber sein Zorn ist furchtbar, weil er gerecht ist, weil der Mann standhaft in Erfüllung seines Vorhabens ist, und Ansehn und Macht hat. Er ists, der die ungehorsamen Kinder, und

das

das widerspenstige Gesinde zur Pflicht anhält, der Ruhe im Hause schaft, und der Frechheit der Friedensstörer Einhalt thut. Nie verspricht er etwas, ohne die Billigkeit des Versprechens und die Möglichkeit des Haltens erwogen zu haben; was er aber verspricht, das hält er. Er ist standhaft in der Ausübung seiner Pflicht und der Ausführung seines Vorhabens; er weiß sein Vergnügen aufzuopfern, und dem Anliegen zu widerstehn. Nicht die Bitten der Freunde, die Vernunft nur und die Billigkeit sind seine Richtschnur. Er ist arbeitsam, denn er weiß, daß das Wol seines Hauses auf ihm beruht. So soll der Mann seyn; es finden sich solche; aber viele scheinen Männer und sinds nicht.

Das Weib ist von einem ganz andern Karakter. Geduld, Sanftmuth und Gefälligkeit unterscheiden es. Man erwartet von ihm nicht Muth sondern Güte. Man fürchtet es nicht, man liebt und ehrt es aber, wenns verständig ist; zu ihm nimmt man seine Zuflucht, wenn man etwas erhalten will.

Wenn aber alle Männer nicht Männer sind, so sind auch alle Weiber nicht Weiber. Man findet Thörinnen, die auf nichts als Puz bedacht sind; kindische Weiber die weiter nichts thun als plaudern, Stadt- und Hausneuigkeiten anhören, aufsuchen, und schief erzählen. Solche werden verachtet weil es unverständige Weiber sind, die nichts nüzliches oder ernsthaftes zu thun wissen; man haßt sie wol gar, weil sie die Geheimnisse der Familien auszuforschen suchen, die keiner bekannt gemacht wissen will; weil sie erfinden,

erra-

errathen, zusezzen, fast lauter Unwahrheiten reden, viel Verdruß und Verwirrung, nicht zwar vorsezlich, aber aus Dummheit verursachen. Endlich gibt es wütende Weiber, die die größten Bosheiten ausüben, die ihren Zorn, gegen ihre Männer, durch zanken und schelten auslassen; die ihr Gesinde und ihre Kinder mishandeln. Man hat bemerkt, daß ein solches Weib gefährlicher ist als ein Mann, und daß es viel weiter geht, weil die Weiber überhaupt empfindlicher sind und also weniger über ihre Empfindungen herrschen als die Männer. Man findet auch welche die männlichen Ernst und Standhaftigkeit besizzen; das ist aber eben so selten bei ihnen als die männliche Stärke.

Sechstes Kapitel.

Vom hohen Alter.

Gegen das Ende dieser Periode fängt man an die Schwachheiten des Alters zu empfinden; man verliert die Gelenkigkeit, die Kräfte schwinden, die Empfindung erkaltet, der Leib krümmt sich, das Haar wird weis, die Glieder, die Augen, der Geschmak, alles wird schwach, das Gehör hart, die Finger steif, und so nimmts immer zu, bis zum Tode.

Die Leidenschaften sind schwach und die Thätigkeit sehr vermindert; der Verstand macht sich

aber diese zu Nuz, und wächst durch die Erfahrung. Klugheit, Weisheit und große Kenntniß machen das Alter ehrwürdig, und es wird von allen Verständigen geehrt.

Das Alter ist eben nicht zu einer Arbeit aufgelegt, die Thätigkeit erfordert; desto geschikter ist es aber andre anzuführen, und zu rathen. Zuweilen machen es seine Schwachheiten mürrisch, und die Befreiung von heftigen Leidenschaften streng; seine Liebe zur Ruh entfernt es von der brausenden Jugend. Man findet aber doch muntere und nachsichtsvolle Greise, die die Gefälligkeit haben die Jugend zu dulden, und ihr Vergnügen zu befördern; solche werden sehr geliebt. Mit dem weiblichen Alter verhält es sich eben so.

Wer ein zügelloses Leben geführt, sich den Leidenschaften oder der Faulheit ergeben hat, erreicht das hohe Alter nicht, oder er ist elend. Schmerzen plagen ihn, er hat keinen Verstand, er bedauert die Vergnügungen, die er nicht mehr genießen kann, beneidet den Genuß der Jugend, und rächt sich durch bittern Tadel an ihr. Nie hat er die Achtung der Menschen erhalten, und die Verachtung verfolgt und begleitet ihn nebst seiner Thorheit und seinen Schmerzen, bis ihnen der Tod ein Ende macht.

Das hohe Alter ist traurig; es ist mit ihm aus, man muß es hüten und pflegen, wie ein Kind. Die Zähne sind weg, und es genießt nur noch etwas flüßige Speise, und schmekt sie nicht; die Hände sind schwerfällig und zitternd, die Zunge stammelt, kaum sehn die Augen noch das Licht,

und der Verstand selbst ist geschwächt. Alsdann wird der Mensch furchtsam, argwöhnisch, eigensinnig; er ist zu nichts mehr nüz.

Siebentes Kapitel.

Vom Tode.

Endlich endigt der Tod die Freuden und die Leiden des Lebens. Er erwartet aber nicht immer das hohe Alter. Es ist kein Lebensjahr wo nicht viele Menschen sterben; und die ersten sind in der grösten Todesgefahr, je weiter es hin kömmt, je fester wird der Körper, und je mehr hat man Ursach ein langes Leben zu hoffen, wenn man nur Gesundheit und Kräfte hat. Es gibt viele Krankheiten, die einen jungen Menschen schleunig tödten, denen aber bejahrtere widerstehn. Vor dreißig Jahren ist Hektik bald tödtlich; nach diesem aber kann man sich viele Jahre damit schleppen. Das männliche Alter ist darum nicht sicher, heftige Krankheiten raffen es öfters unvermuthet hin. Man hat sogar bemerkt, daß starke Leute bei gewissen heftigen Krankheiten, in größerer Gefahr, als Schwächere sind. Vermuthlich kömmts daher, daß leztere, die ihre Schwachheit behutsam macht, vorsichtiger leben und die Gefahren vermeiden, worin Muth und Vertrauen jene stürzen. Es kann auch seyn, daß der weiche Bau der Schwächeren von einer heftigen Krankheit nicht

so gewaltig erschüttert wird, als der feste und nervichte Bau der Stärkeren. Das Rohr biegt sich, bricht aber nicht. Die Eiche steht, wenn aber der Sturm zu heftig wird, so bricht oder fällt sie. Aus dem Grunde können die Frauen gewisse Krankheiten besser vertragen, als die Männer.

Man hat Leute das hunderte, hundertzwanzigste, hundertdreißigste, ja gar das hundertfunfzigste Jahr erreichen sehn. Das ist aber selten. „Unser Leben währet siebenzig Jahr, und wenns „hoch kommt, achtzig Jahr.“

Der Tod kömmt zuweilen plözlich und ohne Vorboten. Junge Leute und Greise sterben bei voller Gesundheit; der eine schläft nach dem Essen ein, während daß er sich anzieht um auszugehn; ein andrer, als er Abends von einer frohen Malzeit nach Hause kommt, ein dritter, da er sich ins Bett legen will und sich auskleidet. Mit einem Wort:

„Das Leben ist ein fallend Laub.“

Die Ursachen des Todes sind verschiedene Unfälle, Krankheiten, Thorheiten und das Alter. Es gibt auch Selbstmörder, die Engländer sollen es leicht werden; allein Deutsche und Franzosen ahmen ihnen nach; ich habe selbst einen Knaben von siebenzehn Jahren gesehn, der sich an einem Abend durch einen Pistolenschuß das Leben nahm, ohne daß man die Ursach davon erfahren konnte. Er war gesund, wurde von seinen Eltern geliebt. Er hatte aber Bücher gelesen, in welchen man mit Lobeserhebungen die Geschichte einiger Menschen erzählte, die sich erschossen hatten, und er folgte dem Beispiel. Man fand einen Zettel von

ihm

ihm mit den Worten: „Ich habe als ein braver „Mann gelebt; ich will als ein englischer Held „sterben.“ Sein Leben als ein braver Mann bestand darin, daß er einige Blätter Latein in der Schule gelernt hatte.

Vor diesem bestrafte die Obrigkeit solche That. Der Leichnam des Selbstmörders wurde dem Nachrichter übergeben, und mit Schimpf zur Erde bestattet; und der Schimpf fiel auf die Familie, die schon durch den elenden Tod ihres Mitgliedes gebeugt war; der todte Verbrecher fühlte sie nicht. Heutiges Tages mischt sich die Obrigkeit nicht mehr darin; die Familie wird bedauert, und man sieht den Selbstmörder als einen Thoren an. Schwerlich wird man einen vernünftigen und tugendhaften Mann sich entleiben sehn; vielleicht sind Brutus und Cato die einzigen Beispiele dieser Art. Sie tödteten sich um nicht Zeugen des Unglüks ihres Vaterlandes zu seyn. Diejenigen aber, die sich das Leben rauben, thuns meistentheils, um sich dem Elende, den Schulden, der Schmach, den Schmerzen oder der Ahndung der Obrigkeit zu entreissen. So sind unsre englischen Helden beschaffen. Junge Leute ermorden sich aus Verdruß, weil sie nicht alles nach ihrem Sinn einrichten können, weil sie sich der Arbeit und Ordnung unterwerfen müssen, wenn sie in der Welt fortkommen wollen; weil sie ein Mädchen, dem sie unter dem Vorwande der Liebe nachstellen, und das die wachsamen Eltern ihren Nachstellungen entziehn, nicht verführen und mit Schande bedekken konnten.

Ein Unglük, ein Fall, ein Brand, das Wasser können uns des Lebens berauben. Von den Krankheiten werde ich nachher reden. Es gibt Menschen die andre unglüklicherweise tödten, oder sie in der Wuth, oder um sie zu berauben, ermorden. Einige nordamerikanische Völker schlagen ihre Eltern im hohen Alter aus Mitleid todt, um sie von den Mühseligkeiten des Alters zu befreien. Räuber brechen zur Nacht ein, stehlen und ermorden die, die sich widersezzen, oder passen auf den Heerstraßen den Reisenden auf, und plündern und ermorden sie. Solche sind Taugenichtse, die in der Jugend sich der Faulheit ergeben haben; sie können und wollen nichts thun, es fehlt ihnen an Vermögen und Gewohnheit zur Arbeit, und leben wollen sie doch; also legen sie sich aufs Stehlen. Wenn die Obrigkeit es erfährt, so läßt sie ihnen nachstellen, und sie werden spät oder früh gekriegt und gestraft.

Nur allzu oft muß die Obrigkeit Uebelthäter, als Mörder, Straßenräuber, Mordbrenner, zum Tode verurtheilen; alsdann werden diese auf mannigfaltige Art vom Nachrichter hingerichtet.

Die Trunkenheit gibt zu Zänkereien Anlaß, darauf folgt Schlägerei, und ein unbesonnener Schlag hat oft getödtet. So erschlug Kain seinen Bruder. Zorn und Wuth sind so gut als Trunkenheit. So ein Elender hat nicht die Absicht so weit zu gehn, die Wuth aber blendet ihn. Man hat Leute gesehn, die ihre Verwandten umgebracht haben, um von ihnen zu erben.

Wenn Edelleute im Steit gerathen, pflegen sie die Sache mit dem Degen oder der Pistole

auszümachen. Die Gesezze verbieten solches, der Zweikämpfer ist einem schmählichen Tode, wenigstens dem Verlust aller seiner Güter ausgesezt, allein die Gewohnheit verachtet das Gesez. Freilich geht das Gefecht nicht immer bis aufs äusserste, manchmal wird kein Tropfen Blut vergossen; wenn aber die Streiter eifrig sind, so entstehn böse Wunden, auch wolgar Ermordung daraus. Allein das heißt, seine Ehre vertheidigen. Dieser Gebrauch kommt von den Galliern und Germaniern zu der Zeit ihrer Barbarei; die alten gesitteten Völker haben ihn nie gekannt. Ein athenienſischer General hatte einstens im Kriegesrath mit seinem Kollegen einen Streit. Lezterer drohete ihn mit dem Stok; das verdroß ihn aber nicht einmal: Schlag zu, sagte er, aber höre mich nur an. Wenn die Japaneser einen Streit haben, so tödten sie sich selbst, um ihren Muth zu zeigen und ihre Ehre zu retten.

Die tödtlichen Krankheiten sind insgemein wenig schmerzhaft, weil sie den Leib schwächen, und weil die Schmerzen in Verhältniß mit den Kräften stehn. Grieß, Stein, Gicht, Zahnschmerzen sind sehr schmerzlich, ob sie gleich nicht tödten; und die tödliche Schwindsucht endigt sich ohne Schmerzen. Der Tod selbst ist nichts, der Kranke schlummert gemeiniglich zulezt, oder die Krankheit betäubt, oder entkräftet ihn. Die Zukkungen in den lezten Zügen empfindet der Zuschauer nur, der Sterbende fühlt sie nicht.

Dennoch fürchten die Menschen sich vor dem Tode, als vor dem grösten Unglük. Viele möchten mit Grieß und Gicht, und Elend und Ver-

stümmlung ihr Leben retten. Wenn die Krankheit lang und beschwerlich ist, wünscht sich doch mancher den Tod, und manchem wirds wieder leid, wenn die Erfüllung seines Wunsches bevorsteht. Der Weise wünscht und fürchtet den Tod nicht.

Wir begraben die Todten, andre verbrennen sie, die Egyptier balsamirten sie ein, einige Amerikaner verzehren sie, die Eingebornen zu Madera stellten sie in eine Felsenhöle, gaben ihnen einen Stok in die Hand und einen Topf mit Milch. Hierin aber sind alle Völker eins geworden, die Leichenbestattung zu einer Gelegenheit zur Pracht zu machen. Einige Neger verkaufen nach dem Tode des Vaters oder des Mannes all sein Vermögen, um bei seiner Beerdigung seine Freunde und Nachbarn, welche sich fleißig bei den Trauernden einfinden, mit Fleisch und Brandtwein zu bewirthen. Die Egyptier verwandten große Summen auf die Einbalsamirung ihrer Todten; die Japaneser und Indianer verbrennen die ihrigen auf Scheiterhaufen von kostbarem Holz, worauf sie wohlriechendes Oel giessen. Die Alten hatten silberne und goldene Aschenkrüge, und prächtige Grabmäler. Heut zu Tage beladet man die Leichname mit reichen Zeugen und kostbaren Juwelen; man hat metallene Särge mit vielen Verzierungen, die ledig bleiben. Die Leichenbegängniße der Reichen geschehn des Nachts mit brennenden Fakkeln; eine Menge, mit schwarzem Tuche behangener Kutschen, folgen dem Leichenwagen, als wenn die ganze Stadt dabei wäre; die Kutschen sind aber leer, die Herschaften sizzen zu Hause, und die Menge Bedienten leuchten

nur

nur Pferden und Wagen. Es werden Glokken geläutet, Zimmer mit Schwarz ausgeschlagen, und öfters ist dies alles leere Ceremonie; öfters fault der Leichnam schon in der Erde, weil man ihn der Verwesung wegen wegschaffen muste, ehe die Anstalten zu seinem Begängnisse fertig waren, und man trägt mit dem Pomp einen leeren Sarg hin. Es gibt Häuser, die sich mit Beerdigung ihrer Todten an den Bettelstab bringen.

Die Neger am Senegal eilen zu dem Sterbehause auf das Klaggeschrei eines gemietheten Weibes. Einer nach dem andern nähert sich dem Verstorbenen, macht ihm Komplimente und überläßt einem andern den Plaz. Bei vielen Völkern werden Weiber zum weinen bestellt und bezahlt. Man gibt dem Todten schöne Kleider, Waffen u. d. gl. mit. Viele ordnen sogar selbst mit Sorgfalt ihren Puz und Leichenbegängnis. Diogen wurde einst gefragt, was man mit seinem Leichnam thun sollte. Werfet ihn auf das Feld. Sollen euch denn die Raben fressen? Nicht doch, gebet mir nur einen Stok in die Hand, ich will sie schon wegjagen. Ihr werdet es ja nicht fühlen. Ei nun, was verschlägts mich dann ob mich die Raben fressen oder nicht. Eben diese Frage wurde auch dem Sokrates vorgelegt. Wie ihr wollt, war die Antwort, wenn ihr mich nur kriegen könnt und ich euch nicht entrinne. Die Japaneser haben eine seltsame Gewohnheit, sie verbrennen auf dem Scheiterhaufen die besten Waffen und das schönste Pferd des Verstorbenen. Das thaten die alten Germanier auch; den Indianern ist dies noch nicht genug, die geliebteste Frau verbrennt

sich mit ihres Gemahls Leichnam, und die Witwen zanken heftig mit einander um diesen Vorzug; öfters müssen Richter die Sache schlichten. Die den Sieg davon trägt, frohlokt, schmükt sich mit ihren prächtigsten Kleidern, und springt ins Feuer unter Gesang und Tanz. Die übrigen gehn traurig und beschämt nach Hause.

Dies gilt nur von den Reichen, wie man sichs leicht vorstellen kann; die Armen aber ahmen diesen allenthalben, und zuweilen über Vermögen nach; sie stekken sich in Schulden um Leichenbegängnisse zu machen.

In allen Landen haben die Priester dabei ihre Rolle; man glaubt ihre Amtsverrichtungen, ihre Gebete, ihre Zeremonien seyen dem Verstorbenen nötig, oder wenigstens heilsam, und die Trauernden erwarten von ihnen Trost. Oefters noch dienen sie bloß der Eitelkeit der Familie, und machen, wie die Fakkeln und Kutschen, einen Theil des Leichenzuges aus. Es gibt sogar Gegenden, wo sie dem Verstorbenen eine Leichenrede halten müssen, und dabei ist ihnen nichts als Lob erlaubt, wenn sie auch lügen sollten.

Die Trauer ist von dem höchsten Alterthum, und über der ganzen Erde ausgebreitet. Sie ist nach Zeit und Umständen sehr verschieden. Bei uns trägt man Schleier, Franzen, schwarzes wollichtes Zeug, Flöre, Kleider ohne Knöpfe, mit Schwarz überzogene Stökke und Degen; man braucht schwarzeingefaßtes Papier, und schwarzen Lak. Anderswo, oder zu andern Zeiten ists weiß, oder eine andre Farbe, je nachdem die Mode ist.

Bei einigen Völkern währt die Trauer nur einige Tage und bis zur Bestattung des Leichnams zur Erde; anderswo einige Wochen. Bei uns richtet sie sich nach den Personen. Für Vater und Mutter und Frau ein halbes Jahr, ein Vierteljahr für Bruder und Schwester, eine Wittwe betrauert ihren Mann ein Jahr. Man hat tiefe, halbe Trauer und mehrere Stufen. Für ein Kind unter zwölf Jahren wird nicht getrauert. Alle diejenige, die Landesbedienungen haben, und der Adel, müssen für den regierenden Herrn und seine Familie trauern. Die Gesezze bestimmen hierin alles, um den schädlichen Ausschweifungen vorzubeugen.

In ausserordentlichen Fällen bitten sich die Aerzte von der Familie die Erlaubniß aus, den Leichnam öfnen zu dürfen, um die Ursach und den Siz der Krankheit zu untersuchen. Ihre Absicht ist, sich in den Stand zu sezzen, diejenigen, die eben solche Krankheit haben möchten, zu heilen. Sie zergliedern auch die Leichname derer, die in gewissen Krankenhäusern sterben. Vor diesem konnten sie keine solche Erlaubnis erhalten, und sie musten mit großen Kosten die Leichname von den Kirchhöfen oder Galgen stehlen. Wenns das Volk merkte, so verabscheute es, oder mishandelte sie wol gar. Heutiges Tages ist man so schwierig nicht, man weiß, daß es zur Kenntnis des Körpers, der Krankheiten und der Heilungsmittel nüzlich und notwendig ist. Doch gibts noch viele Leute, die das, weder für sich noch ihre Familie, erlauben wollen.

Es ist nun aber das Mittel, sich vor dem entsezlichsten Unglük, vor der lebendigen Beerdigung,

zu bewahren, was mehrmals geschehn ist. Die Todtengräber haben manchmal Leichname auf dem Bauch liegend gefunden, ein Beweis, daß sie lebendig in die Erde gekommen, weil man die Todten allemal auf den Rükken in den Sarg legt. Man erzählt, daß ein Küster die Kleinodien einer Dame, die in ein Gewölbe beigesezt worden war, stehlen wolte, als er ihr den Ring nicht abnehmen konnte, fieng er an in den Finger zu schneiden. Der Schmerz wekte die Todte auf; der Küster entfloh, die Frau folgte ihm in ihrem Leichenpuzze, und gieng zu ihrem Mann. Langezeit wollten ihr die Bedienten nicht aufmachen, weil sie sie für ein Gespenst hielten. Die Juden sind der Gefahr, öfters Lebendige zu begraben, ausgesezt, denn sie tragen ihre Todten weg, sogleich als sie gestorben zu seyn scheinen. Ein gleiches geschieht bei vielen Völkern, theils aus Unwissenheit der Gefahr, und theils weil sie einen Leichnam, als etwas unreines und abscheuliches ansehen, das man je eher je lieber wegschaffen muß. Eine Ohnmacht kann alle Zeichen des Todes haben, den stokkenden Puls, keinen merklichen Athenzug, eine über den ganzen Leib ausgebreitete Kälte; und dieser Zustand kann einige Tage währen. Das einzige recht merkliche und untrügliche Zeichen des Todes, ist die Verwesung, die sich durch den Geruch äussert. Auch werden im Sommer die Leichen nur nach dem zweiten oder dritten Tage, und im Winter noch später begraben.

Achtes Kapitel.

Gesundheit und Krankheit.

Der gewöhnliche Zustand des Menschen ist die Gesundheit, die aber selten ganz vollkommen und ohne alle Unpäßlichkeit ist. Allein diese Unpäßlichkeiten sind des Erinnerns nicht werth. Wer von einer Krankheit genesen, findet, daß die Gesundheit ein edles Ding ist; ohne Schmerzen seyn, den freien Gebrauch seiner Glieder und Sinne haben, mit Vergnügen essen und trinken, ruhig schlafen, nach Belieben ausgehn können, die Schönheit der Natur und den Umgang mit Menschen geniessen, nüzliche und angenehme Arbeit thun, keine Langeweile haben; das sind die Vortheile der Gesundheit. Wer aber nie krank gewesen ist, empfindet sie wenig.

Vergangnes Leid muß Wohlseyn fühlen lehren;
Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich.

Die besten, oder vielmehr die einzigen Mittel die Gesundheit zu erhalten, sind mäßig genossene Bewegung, Ruhe und einfache Speisen; die Herrschaft über die Leidenschaften, über Furcht, Traurigkeit, Zorn und Freude.

Krankheiten unterbrechen zuweilen die Gesundheit. Wer von weichlicher, zärtlicher Leibesbeschaffenheit ist, wer in Unmäßigkeit lebt oder gelebt hat; wer Unvorsichtigkeiten oder Ausschwei-

fun-

fungen begangen; wer sich zu ängstlich einhüllt, ist am meisten in Gefahr. Man sieht Leute die fast immer krank sind, andre sinds niemals.

Einige Krankheiten schwächen, erschöpfen, zehren den Kranken aus, sezzen ihn ausser Stand etwas zu thun, ohne ihm Schmerzen zu machen; andre hingegen sind sehr schmerzlich. Einige sind tödlich, andre ohne Gefahr; einige vorübergehend, andre langwierig, und noch andre unheilbar, ob sie gleich nur nach langen Jahren tödten; leztere heissen chronische Krankheiten. Einige fallen plözlich an; es sind gemeiniglich die heftigsten: andre kommen langsam, stuffenweise nachdem sie lange gedroht haben. Sie sind nach Gegenden, Alter, Jahreszeiten, und selbst nach dem Jahrhundert unterschieden. Im Alterthum herrschten Krankheiten, die jezt unbekannt sind, und wir entdekken neue. Im Frühjahr gibt es Entzündungen, im Sommer und Herbst faule Krankheiten; der Winter macht gemeiniglich allen Epidemien ein Ende. Man hat innre und äusserliche Krankheiten; leztere sind Verrenkung und Bruch der Glieder, Geschwülst, Geschwür, Entzündung und Verlezzung der Haut und des Fleisches, Eindringen fremder Körper, als Splitter ꝛc. Diese sind die Sache des Wundarztes. Alle übrige werden innre Krankheiten genannt, ob sie gleich öfters auf der Haut erscheinen, als Pokken, Petechien, Krezze, Pest ꝛc. weil sie im Blut entstehn. Der Arzt besorgt sie.

Man kann diese Krankheiten alle auf eine einzige Ursach, nemlich verdorbenes Blut zurükführen; dieses Verderben ist aber wie seine Ursachen mannig-

nigfaltig. Das Blut wird durch schlecht verdaute Speisen verdorben, wenn der Magen durch Hunger, Begierde oder Lekkerhaftigkeit geschwächt wird. Allzu nahrhafte Speisen, wenn sie auch gut verdaut werden, beschweren das Blut mit überflüßigen Säften. Aus diesen Ursachen entstehn Magenhusten, Erbrechen, Ausschlag, faule, Flek- und Wechselfieber, Petechien, ꝛc. Wenn starke Getränke, Gewürze, Leidenschaften, Nachtwachen, das Uebermaß der Arbeit oder des Vergnügens das Blut in Wallung bringen, erhizzen, austroknen, so entstehn Entzündungskrankheiten, als Schnupfen, Husten, Bräune, Pleuresie, Geschwüre in der Lunge, Hektik, hizziges Fieber, Auszehrung und Wassersucht. Die Ausschweifungen aller Arten rassen eine Menge junger Leute in der Blüte der Jahre hin, und vergällen den Rest ihres kurzen Lebens.

Es gibt erbliche Krankheiten; ich habe schon davon gesprochen. Die Leidenschaften richten in dem Körper schrekliche Zerrüttungen an. Der Ekkel vor einer Krankheit kann einen Gesunden anstekken. Der Zorn erregt hizzige und Gallenfieber, Irreden, Gelbsucht, Schlagfluß, Epilepsie und einen schleunigen Tod. Ein Mädchen fiel in ein plözliches hizziges Fieber, bei dem Anblik eines ihr verhaßten Menschen. Eine andre bekam durch Nekkerei die fallende Sucht. Schrekken bringt Konvulsionen und Tod. Ein unbesonnenes Mädchen spielte das Gespenst, um seine Gespielinnen, die sich ein Vergnügen machten, zu erschrekken. Viele dieser armen Kinder fielen in Ohnmacht; sie erholten sich schwer und einige wurden krank.

Die

Die Traurigkeit raubt Schlaf und Appetit, führt zu beständiger Siegheit, zur Gelbsucht und langsamen Tode. Uebermäßige Freude verwirrt den Verstand und tödtet plözlich. Da jenes Geschlecht zärtlicher ist als wir, so ists auch den Zerrüttungen der Leidenschaften mehr unterworfen.

Eine Ursach vieler Krankheiten, oder vielmehr einer beständigen Schwäche und Weichlichkeit, eines wesentlich siechen Zustandes, und einer immerwährenden Geneigtheit zur Krankheit, ist die ängstliche Sorge für die Gesundheit. Gewisse Leute scheinen kein ander Geschäft zu haben, als sich wol zu befinden, und die von ihrer Gesundheit keinen andern Gebrauch machen, als ihre Gesundheit zu bewachen. Aus Furcht krank zu werden, brauchen sie ihre Kräfte nicht, damit sie sich nicht erhizzen; sie gehn nicht aus, sie kleiden sich recht warm, damit sie ja keinen Schnupfen kriegen; sie dürfen nie ihrem Geschmak folgen, alles was sie essen, muß zart und schmelzend seyn; im Sommer trinken sie warm; mit einem Worte, sie sind Sklaven und Märtyrer ihrer Gesundheit. Sie haben ihre gewisse Zeiten, wo sie einnehmen, zur Ader lassen, den Brunnen trinken. Das heißt man Preservative. Und diese eben sind schwächlich und kränklich, haben weder Kraft noch Gesundheit, sondern immer Husten, Schnupfen, Bauchgrimmen, Magenschmerzen. Ihre Furcht, ihre Vorsorge stürzen sie in die Krankheiten, die sie vermeiden wollen. Man kann sie mit denen vergleichen, die vor einem Pferde zittern. Eine Kutsche kommt getrabt, sie laufen, und treffen eben dahin, wo jene hinlenkt. Nun übernimmt

sie

sie die Angst, nur den Wagen sehn sie, den Stein nicht, sie laufen, und stürzen unter die Räder. Wer ohne Furcht ist, steht, beobachtet den Lauf des Wagens, thut zwei Schritt zur Seite und ist sicher. Hier ist die Lehre eines berühmten Arztes.

„Der Gesundheitszustand und die Kräfte „mögen seyn wie sie wollen, so ist der Aderlaß „schädlich, sobald er nicht nötig ist. Wenn er oft „geschieht, schwächt und entnervt er und macht alt, „hemmt den Umlauf der Säfte, macht fett, schwächt „noch mehr, verdirbt die Verdauung und erregt „Wassersucht, bringt die Ausdünstung in Unord„nung, woraus Anlage zu Schnupfen entsteht. „Die Nerven erschlaffen, darauf folgt Hypochon„drie, d. h. Erschlaffung der Eingeweide. Diese „übeln Folgen verspürt man nicht gleich, hinge„gen findet man sich leichter. Der Schade ist „aber zuverläßig. Umsonst sagt man, daß man „einige Tage darauf mehr Blut hat, als vorher, „d. h. daß man träger ist, und daß also das Blut „sich bald ersezzen läßt. Das ist richtig, beweiset „aber zugleich, daß die natürlichen Ausleerungen „schlecht von statten gegangen sind, und daß man„ches im Körper geblieben ist, was heraus sollte. „Dieselbe Menge von Blut ist da, aber das Blut „ist schlechter.

„Das unnötige oder wiederholte Abführen hat „eben die schädlichen Wirkungen; es verdirbt die „Verdauung, der Magen thut seine Dienste nicht, „die Eingeweide erschlaffen, man ist heftigen „Bauchgrimmen unterworfen; dem Körper fehlt „die Nahrung, und er dünstet nicht recht aus; „es kommen Flüsse, Nervenkrankheiten, man siecht,

„und wird lange vor der Zeit alt. Es ist ein „allgemeines Vorurtheil, daß man was einnehmen „muß, wenn man keinen Appetit hat; und sehr „oft ists falsch; als z. B. wenn dieser Mangel „des Appetits von der Schwäche des Magens „herrührt. Die mehresten Ursachen dieses Man„gels kann eine abführende Arzenei nicht heben, „und einige werden dadurch gestärkt. Diejenigen, „die viel Schleim in dem Magen haben, glauben „durch solche Mittel sich zu helfen; in der That „finden sie anfänglich Linderung; sie ist aber kurz „und betriegerisch. Die Ursache des Schleims ist „die Schwäche des Magens, und die Arzenei ver„mehrt solche. Ob sie gleich also einen Theil des „vorhandenen Schleims abführt, so macht sie doch „die Ursach desselben wirksamer, nach einigen Tagen „ist mehr als vorher vorhanden, und durch Wieder„holung der Arzenei wird das Uebel bald unheil„bar und die Gesundheit geht verloren. Man „kann öfters die Arzenei entbehren, selbst wann „sie nötig zu seyn scheint, wenn man sich nur eine „Malzeit täglich auf einige Zeit, nebst den nahr„haften und fetten Speisen entziehn will, viel „kaltes Wasser trinkt, und sich etwas mehr als „gewöhnlich Bewegung macht. Weil der Magen „bei einem abführenden Mittel immer mitgenom„men wird, so muß man sich einige Tage vor vielen „und vor harten Speisen hüten.

„Das sicherste Vorbeugungsmittel ist die Ver„meidung aller Ausschweifungen. Man ißt über„haupt mehr als zur Gesundheit nötig ist. Man „hat sichs nun einmal angewöhnt, wenigstens aber „sollte man nur nach Appetit essen. Die Mäßig„

„keit

„keit allein ist im Stande fast unheilbare Krank-
„heiten zu heben, und die zerrütteteste Gesundheit
„wieder herzustellen.

„Den Kindern thut man durch unzeitige Ab-
„führungen den größten Schaden. Man hindert
„dadurch ihr Wachsthum, ihr Zunehmen an Kräf-
„ten, und verdirbt ihnen die Zähne.

„Diejenigen, die oft den Schnupfen oder
„Husten haben, glauben sich recht warm halten zu
„müssen. Dieser Irrthum richtet vollends ihre
„Gesundheit zu Grunde. Diese Neigung zu
„Schnupfen hat zwo Ursachen; die leicht verhin-
„derte Ausdünstung, und die Schwäche des Ma-
„gens oder der Lunge. Die erste Ursach wird
„durch das beständige Warmhalten, und schwizzen
„vermehrt. Diese laue Feuchtigkeit schwächt den
„Leib und vornemlich die Lunge: die Säfte finden
„darin einen geringen Widerstand, und häufen
„sich daselbst an. Die Haut, die beständig gleich-
„sam in einem lauen Bade ist, wird weich, und
„kann ihre Dienste nicht thun. In solchem Zu-
„stande hemmt die geringste Ursach die Ausdün-
„stung und es entstehn daraus eine Menge schlei-
„chender Krankheiten. Der Kranke verwahrt sich
„immer mehr vor der Luft, und seine Vorsorge
„ist ein wirksames Mittel seine Gesundheit noch
„mehr zu schwächen; und es ist desto wirksamer,
„weil die Furcht vor der Luft den Kranken inne
„hält, wodurch das Uebel immer ärger wird.
„Das laue Getränk verdirbt vollends alles. Ein
„einziges Mittel zur Genesung ist da, nemlich mit
„der freien Luft bekannt zu werden, die warmen
„Stuben zu meiden, sich immer leichter zu kleiden,

„im Kalten zu schlafen, nichts als Kaltes zu essen „und zu trinken; (selbst Eisgetränke ist heilsam) „sich viel Bewegung zu machen, und endlich, wenn „das Uebel eingewurzelt ist, kalt zu baden. Diese „Kur ist auch denen heilsam, deren Krankheit „ursprünglich von der Schwäche des Magens oder „der Lunge herrührt.

„Viele Leute die schon seit mehreren Jahren „den ganzen Winter hindurch den Schnupfen „hatten, nicht ausgiengen und warm tranken, „haben die beschriebene Kur gebraucht, und sich „sehr wol darnach befunden.“ Eben derselbe Arzt erzählt, daß er verfrorne Hände kriegte, als er einmal einen Muff brauchte.

Ein gewisser reicher Mann von einer guten Leibesbeschaffenheit lebte als ein Reicher, d. h. er aß gut, verschlief die Hälfte seines Lebens, und die andre Hälfte brachte er in Vergnügungen zu. Schon im drei und vierzigsten Jahre hatte er einige Anfechtungen vom Schlage, und alle Jahr eine tödliche Krankheit ausgestanden. Sein Vermögen gieng verloren, und nun muste er sein Brod mit der Arbeit verdienen. Alle Morgen stand er um vier Uhr auf, und oft hatte er nichts als Wasser und Brod. Alle seine Krankheiten verschwanden, und er erreichte in guter Gesundheit das fünf und siebenzigste Jahr.

Es gibt Leute, die gar keine Arzeneien brauchen wollen. Sie sagen, daß die Natur selbst ihren Verlust zu ersezzen und die Ordnung in ihren Theilen wieder herzustellen weiß. Sie behaupten ferner, daß die Aerzte unsern Bau nicht hinlänglich

lich kennen, weil seine Theile dazu viel zu fein, viel zu sehr zusammengesezt sind, und daß es daher unmöglich ist, zu wissen, wo die Unordnung stekt. Wahr ists, daß die Aerzte oft irren, und eine Krankheit für die andre ansehn. Wahr ists, daß sie selten über Krankheit und Heilungsart einig sind. Sie ändern ihre Kurart oft, das kann von neuern Beobachtungen, die sie ein besseres belehren, herkommen. Wahr ists aber auch, daß die Kunst eines geschikten Arztes dem Kranken helfen und wol gar das Leben retten kann. Wer aber die Arzenei ganz verwirft, befindet sich dabei besser, als wer sie misbraucht, wenigstens zieht er sich durch Arzeneien keine neue Krankheit zu. Wenige haben diesen Muth.

Viel mehrere verwerfen die Hülfe des Wundarztes; und die Ursach davon, ist die Furcht vor seinen Operationen. Sie scheinen zu denken, daß der Wundarzt an schneiden und zerfezzen Vergnügen habe, und sie erschrekken vor einem Lanzettenstich. Auch sieht man viele, die Finger oder ein ander Glied verlieren, weil sie sich selber schlecht verbunden haben.

Endlich gibts Leute, die bei gesunden Tagen oder um einer kleinen Unpäßlichkeit willen, weder Arzt noch Arzenei brauchen, die aber in schweren Krankheiten die Hülfe der Kunst anwenden, und alsdann pünktlich die Verordnungen des Arztes befolgen. Diesem folgen sie aber allein, von keinem andern mögen sie Rath oder Arzenei annehmen.

Eine Menge Leute theilen Rath und Arzeneien aus; man hat auch allerlei Hausmittel, die man

in die Kreuz und in die Queer braucht. Was diese guten Leute irre führt, ist der Glaube, daß die Arzenei, die in einem Falle geholfen hat, in allen ähnlichen Fällen helfen muß. Sie wissen nicht, daß ähnliche Schmerzen aus ganz verschiedenen, auch wol gar entgegengesezten Ursachen kommen können, und daß die Arzenei also, die der einen Ursach abgeholfen, die entgegengesezte wirksamer machen muß. Man kann eine Ohnmacht vor Erschöpfung, aber auch vor Ueberfüllung haben. Können der Schmachtende und der Völler auf eben dieselbe Art hergestellt werden? Zahnschmerzen entstehn entweder von Fäulnis der Zähne, oder von Entzündung des Zahnfleisches. Ein Aderlaß heilt diese, jene aber nicht. Das beste Mittel gegen faule Zähne ist sie auszuziehn; das würde aber bei der Entzündung schreklich werden. Freilich sind viele Leute bei dem Gebrauch der Hausmittel gesund geworden; aber sie mochten von ungefähr recht angebracht seyn, oder die Kräfte des Kranken reichten zu, ihre schädliche Wirkung zu hindern oder zu überwinden.

Alte Weiber, Schäfer und Henker treiben heimlich die Arzeneikunst, und Marktschreier versprechen alle Uebel mit ihrem Kram zu heben. Sie rühmen sich, dem Blinden das Gesicht, dem Tauben das Gehör wiederzugeben, schwache Augen zu stärken, den Magen, die Lunge in guten Stand zu sezzen, Grieß, und alle eingewurzelte Uebel, die die geschiktesten Aerzte für unheilbar erkennen, zu heilen, und zwar in kurzer Zeit, mit wenigen Kosten. Der Pöbel gibt ihnen Gehör, weil sie viel versprechen, weil sie sich rühmen Wunderkuren

gethan

gethan zu haben, und weil sie das arme unwissende Volk mit einem unaufhörlichen Schwall von Worten und einer unerschütterlichen Unverschämtheit zu betäuben wissen. Das Glük kömmt ihnen zu Hülfe, und heilt zuweilen, nicht durch ihre Arzeneien, aber unter ihren Händen, einige schwere Krankheiten. Weil es Unwissende sind, die nicht die geringste Kenntnis von dem Bau und den Triebfedern des menschlichen Körpers, noch von der Kraft der Sachen, die sie brauchen, haben, so kanns nicht anders seyn, als daß sie viel Unheil anrichten. Auch müssen sie heimlich zu Werk gehn, damit sie der Polizei nicht in die Hände fallen.

Endlich gibt es noch eine Art Menschen, die alle Krankheiten heilen wollen, und zwar ohne Arzenei, blos durch gewisse heimliche Operationen, die sie mit dem Blute, dem Schweiß, dem Speichel oder andern Auswürfen des Kranken vornehmen. Sie nennen dies, durch Sympathie kuriren. Es klingt ohngefähr so, als wenn man einen Mann prügeln wolte, der in Amerika wäre, indem man auf sein Bild, oder ein altes Kleid, das er zurükgelassen hätte, losschlüge. Die Menge läuft zu solchem Wundermann, es ist ja so angenehm, von verzweifelten Krankheiten, ohne Arzeneien und ohne Kosten, zu genesen! Vor einigen Jahren kam ein solcher in eine gewisse Stadt. Kranke von allerlei Alter und Ständen liefen herbei. Die Obrigkeit versagte dem Wunderarzt den Eingang in die Stadt. Nun kam er nicht mehr herein, die Kranken aber giengen und schikten hinaus. Man sprach von nichts, als von Leuten,

die er geheilt hatte; wahre Wunder hatte er gethan. Nun muß man wissen, daß unser Arzt ein Gärtnergeselle war, dessen ganze Gelehrsamkeit auf graben und Kohlpflanzen sich einschränkte. Dies wuste ein jeder. Dabei spielte er den Frommen, und verlangte von seinen Patienten den christlichen Glauben, weil der Unglaube, seinem Vorgeben nach, die Kraft seiner Operation vernichtete. Die Verblendung dauerte einige Monate, nach diesen sprach man von seinen Kuren nicht mehr. Der Schaden kam wieder, oder war nicht geheilt worden. Was einen solchen Menschen begünstigt, ist, ausser der Leichtgläubigkeit des Volkes, erstlich, daß wirklich einige unter seinen Händen genesen, und zweitens, daß fast alle Kranken eine Verändrung empfinden, indem sie die Kurart verändern.

Es ist ausgemacht, daß unter hundert Kranken neunzig durch die bloße Hülfe der Natur genesen. Stehn nun die hundert auf dem Verzeichniß eines beliebten Arztes, so wird diesem die Genesung zugeschrieben. So gehts mit den wahren Aerzten auch; die Natur thut immer mehr, als sie und ihre Arzeneien. Ein Quaksalber verlangt gleich, daß seine Patienten, im Vertrauen auf ihn, aller Hülfe der Aerzte entsagen. Nun ist ein Mann, der lange, und vielleicht manche unrecht angebrachte und schädliche Arzeneien gebraucht, eine strenge und wol gar übel verstandene Diät beobachtet, mit einem mal, auf Verordnung des Quaksalbers, von Diät und Arzenei frei; da muß er ja wol eine große, und zuweilen vortheilhafte Veränderung empfinden. Man denke nun noch

die

die Freude, die Hofnung einer baldigen Genesung, nach dem verwegenen Versprechen des Betrügers; was Wunder, daß einige glükliche Genesungen unter seinen Händen geschehn?

Eine andre Ursach, die das Ansehn eines jeden unwissenden Betrügers bei dem Volke erhöht, ist, daß er in der That manche Uebel geschwind heilt, die in den Händen des Arztes in die Länge ziehn, oder wol gar nie heilen. Von dieser Art sind Wechselfieber, alte, von selbst entstandene Wunden, Husten, Schnupfen, Ausschläge auf dem Kopf oder dem Leib, heftige Ausleerungen, als Diarrhee und Ruhr, ꝛc. Gemeiniglich ists leicht, allen diesen Beschwerden ein Ende zu machen. Es ist aber nicht gut, solches zu thun, denn es sind gemeiniglich Wege, die die Natur eingeschlagen hat, den Leib von Unreinigkeiten zu befreien; und man kann die Natur nie ungestraft in ihren Verrichtungen stören. Ein zu schleunig gehobenes Fieber zieht eine schlimmere Krankheit nach sich. Der Durchfall, die Ruhr verursachen faule oder Entzündungsfieber, wenn man sie allzu früh stopft. Der Arzt, der die Gefahr kennt, hütet sich ein kleines Uebel zu hemmen, damit er nicht ein grösseres erzeuge. Das unwissende Volk wird ungeduldig, der Marktschreier kömmt, lacht über das Unvermögen des Arztes, verspricht baldige Genesung, und hält Wort. Nun ist er weit über die geschiktesten Aerzte erhoben, er hat das Vertrauen des armen Volkes, und belohnt es dadurch, daß er es verhunzt und zu Grabe schikt. Umsonst warnt der Verständige, umsonst zeigt er die Gefahr; man sezt ihm diese und jene Erfahrungen

entgegen, und sieht auf die Folgen nicht. Aus diesem Grunde entstehn die Klagen, die man täglich gegen die Aerzte führen hört. Man beschuldigt sie, die Krankheiten in die Länge zu ziehn, und man will geschwind genesen.

Die Aerzte verordnen Arzeneien zur Heilung der Kranken, sie finden aber hierin vielen Widerspruch. Noch mancher will von Aderlassen, von Klystiren, von Brechmitteln nichts wissen. Es ist ausgemacht, daß ein Aderlaß zur rechten Zeit, bei einer Entzündungskrankheit das Leben retten kann. Man hat freilich auch solche Kranken ohne diese Hülfe genesen sehn. Die Klystiere thun eine sehr schnelle und heilsame Wirkung. Oft ist ein Brechmittel der abführenden Arzenei vorzuziehn, weil diese die Unreinigkeiten, die sie wegschaffen soll, durch den ganzen Darmkanal führen muß, und so geht vieles davon in das Blut über, das dadurch verdorben wird. Das Brechmittel hingegen wirft sie gleich hinaus, ohne daß sie ins Blut kommen.

Die Hauptsache ist die Diät. Oft reicht sie allein zu, wichtigen Krankheiten abzuhelfen, oder vorzubeugen. Ueberdies ist sie den Genesenden nötig, gefährliche Rükfälle zu verhüten. Hier versteh ich unter Diät das ganze Verhalten des Kranken, Essen und Trinken, Schlaf, Bewegung, Wärme und Kälte, Kleidung, ꝛc.

Die mehresten glauben, wenn sie krank oder unpäßlich sind, oder eine Krankheit befürchten, daß sie sich durch den Schweiß helfen werden; sie nehmen etwas hizziges ein, als Wein, Gewürze,

Brand-

Brandwein, sie dekken sich mit schweren Dekken und heizen die Stube übermäßig. Dieses Verhalten ist schädlich. Eine jede fieberhafte Krankheit, sagen die Aerzte, verdikt und vertroknet das Blut. Nun nimmt der Schweis dem Blut die wenige Feuchtigkeit, die es übrig hat, weg, troknet vollends und dorret es aus, und vermehrt auf diese Art die Krankheit. Dazu ist noch die Art den Schweiß zu treiben schädlich; weil sie mehr erhizt, als den Schweiß treibt, und das Fieber erhöht. Kühle Luft erquikt gemeiniglich den Kranken: Alle hizzigen Getränke und Gewürze sind beim Fieber schädlich.

Freilich heilt der Schweiß einige Krankheiten in ihrem Anfang, ehe das Fieber das Blut entzündet; man muß ihn aber nicht durch übermäßige Kleidung und Dekken, durch heiße Stuben, durch hizzige Getränke und Gewürze treiben, sondern durch Thee von Fliederblüte, oder durch laues Wasser mit ein wenig Eßig vermischt, befördern.

Der heilsame Schweiß kommt gemeiniglich von selbst; diesen muß man befördern, nicht durch übermäßiges Bedekken und Erhizzen, sondern dadurch, daß man sich vor Entblößung und Verkältung hütet. Ein starker Jüngling von siebenzehn oder achtzehn Jahren hatte eine hizzige Krankheit; nun trat der Schweiß ein, der ihn vermuthlich gerettet haben würde, allein er wolte ihn nicht leiden, und entblößte sich beständig. Plözlich geschah ein Absaz auf die Lunge, der ihn nach dreißig Stunden hinrafte.

Man besorgt, daß der Kranke Hungers sterbe, und man zwingt ihn wider Willen zu essen. Ein schädlicher Gebrauch. Ein Kranker verzehrt nichts, weil er still liegt, und er kann Wochen lang ohne Nahrung seyn. Uebrigens ists umsonst, daß man ihm Speisen in den Magen pfropft. Nicht was man ißt, sondern was man verdaut gibt Nahrung, und der Magen verdaut nicht, wenn er durch das Fieber verdorben, verunreinigt und geschwächt ist; also kann die Speise die der Kranke niederschlukt ihn nicht nähren. Diese Speisen verfaulen in seinem Leib, verderben das Blut und vermehren das Uebel. Auch bemerkt man, daß ein Kranker nach dem Essen gemeiniglich schlechter ist. Also muß er nicht eher essen, als bis er Lust dazu empfindet. Sein Ekel ist eine Warnung vor der Gefahr des Eßens, und solte ihn davor hüten. Hauptsächlich aber muß er Fleisch und Fleischbrühe, Wein, Eier und Kuchen, so lange das Fieber währet, meiden. Keine heiße Stube, keine schwere Dekke; und wenn er auf seyn kann, muß er nicht zuviel im Bette liegen. Reifes und zumal wäßrigtes Obst und Getränke von Obst, sind, vornemlich bei Ruhren, Durchfällen und Verstopfungen, ohngeachtet der entgegengesezten Vorurtheile, sehr heilsam. Sie sind sogar ein Verwahrungsmittel vor der Ruhr. Vor diesen wurden sie aufs strengste verboten; allein die Erfahrung hat den Irrthum entdekt.

Viele Kranken rufen den Arzt, lassen sich Arzenei und Verhalten verordnen, lassen aber jene stehn, und verabsäumen dieses. Sie verheelen sorgfältig ihr Betragen; wenn man sie ansieht, solte

man

man glauben, daß es nur darauf ankömmt, sich vor dem Arzt zu verbergen, und daß Unordnung nicht schadet, sobald sie nur der Arzt nicht weiß. Freilich werden dabei doch viele Leute gesund. Ganze Völker wissen von Arzt und Arzenei gar nichts. Auch ändert sich die Heilungskunst. Vor diesem vermied man das Obst bei der Ruhr, und man brauchte erhizzende Sachen, wie auch bei den Blattern und andern Krankheiten. Brechmittel und China wurden als äusserste und gefährliche Mittel angesehn. Jezt ists gerade umgekehrt. Vor diesem genasen und starben die Kranken unter den Händen der Aerzte; heute genesen und sterben sie noch. Die Kunst rettet und tödtet nicht alle, die bei ihrem Gebrauch genesen und sterben. Die Frage wäre, bei welcher Methode die mehresten genesen; wahrscheinlich solte es bei der neuern seyn, weil man desto mehr beobachten kann, je weiter man kömmt; man hat die Erfahrung der Vorgänger und seine eigne vor sich.

Die Aerzte sind zu ängstlich, sagt man, deswegen ists nicht nötig, sich so genau an ihre Vorschriften zu binden. Das ist gewiß, die Aerzte richten ihre Verordnungen nach der möglichsten Gefahr ein; das müssen sie thun, weil man doch am Ende nicht wissen kann, was erfolgen wird. Sie haben gesunde Leute gesehn, die ein geringes Versehn in tödtliche Krankheit gestürzt hat. Das geschieht freilich nur selten, es ist aber ihre Pflicht, uns zu warnen, und ihre Verordnungen darnach einzurichten. Wer nun sich daran nicht kehrt, wagts in die äusserste Fälle zu gerathen. Das sicherste ist also immer ihnen pünktlich zu folgen.

Irrt der Arzt, was wegen der Verwikkelung unsers Baues und der Krankheiten, nur allzu oft geschieht, so muß notwendig derjenige noch mehr irren, der gar keinen Begrif davon hat.

Bei vielen unwissenden und rohen Völkern, sind die Priester zugleich Aerzte, weil diese Priester die einzigen sind, die einige Kenntniß haben, oder haben wollen. Ihre Kunst besteht gemeiniglich in Gebeten, abergläubischen Gebräuchen, Amuleten, in vermeinten heiligen Worten. So sah es ohngefähr im Alterthum aus; und so ists noch häufig zu unsrer Zeit. Viele gute Leute glauben jezt noch, daß man das Fieber durch gewisse Worte oder Schriften vertreiben kann; daß durch ähnliche Künste, Warzen und Rose vergehn, und sie geben vor, Beispiele solcher Genesungen zu kennen. Darüber muß man sich nun nicht wundern, weil die Natur allein manche Genesung bewirkt, die man auf die Rechnung des angewandten Mittels schreibt. Allein diese Künste können auch zur Heilung beitragen. Wie? Die Einbildung erzeugt wahre Uebel, und macht sie ärger. Dieser glaubt er ist krank, und ists nicht; jener bildet sichs ein, und wirds wirklich; noch ein andrer ist krank, er wird unruhig, denkt er sey in Gefahr, die Furcht ängstiget ihn, erhizt sein Blut, und macht das Uebel ärger. Ein Mensch bildete sich ein, sagt man, daß er lebendige Frösche im Leibe hätte. Alle Arzneien waren vergeblich, weil die Frösche nur in seinem Kopfe stekten. Einem Bedienten fiel es ein, Frösche in seinen Nachtstuhl zu werfen; der Kranke glaubte solche von sich gegeben zu haben, und ward gesund.

Zween

Zween Männer wurden von einem Hund gebissen. Der eine reiset weg, nnd kömmt erst nach zwanzig Jahren wieder. Er erkundigt sich nach jenem, erfährt, daß er nach einem Hundebiß toll geworden und gestorben ist. Dieser vergleicht die Zeiten, und findet daß jener Hund eben der ist, der ihn auch gebissen hat. Das fällt ihm auf, er wird toll, und stirbt elendiglich. Ohne diese Nachricht würde er gesund gelebt haben, denn nach vierzig Tagen ist der Biß eines tollen Hundes nicht mehr gefährlich. Ein jedes Mittel also, das die Einbildung beruhigt, erzeugt Hofnung zur Genesung, erheitert das Gemüth, und kann eben dadurch sonderbare Genesungen bewirken. Man hat viele Leute in den Niederlanden vor der Tollheit blos dadurch bewahrt, daß man ihnen ein Stükchen vermeintes geweihetes Zeuges aufgelegt hat.

Man muß aber auch bemerken, daß die rohen Völker, weit weniger als wir, zu Krankheiten geneigt sind. Ihre Lebensart; Luft und Wetter, denen sie oft ausgesezt sind; der Fischfang, die Jagd, der Krieg, die Einfachheit ihrer Speisen und Getränke, lassen ihnen nur die von der menschlichen Natur unzertrennbaren Schmerzen. Der Tartar der nur Wasser und Pferdemilch hat, kann sich Magen und Blut nicht so wie wir verbrennen, die wir Wein und abgezogene Wasser haben. Der Appetit des Grönländers, der durch kein Gewürz, keine Menge von Gerichten gereizt wird, verursacht ihm die Unverdaulichkeiten nicht, die uns tödten.

Wenn von einer Seite unsre Geschiklichkeit gefährliche Speisen, Kleidungen, Wohnungen und Bequemlichkeiten bereitet, so weiß sie auf der andern Seite uns vor manchem Uebel zu bewahren. In unsern Gegenden kennt man die Pest, die den Orient alle Jahre heimsucht, nur dem Namen nach. Vor diesem wurden Brand und Krebs für unheilbare Krankheiten gehalten, man fängt jezt an sie zu heilen: manche andre Krankheit hat ihre tödtende Kraft verloren; die Blattern wüten nicht mehr so schreklich als ehmals.

Die Krankheiten sind nicht ohne Nuzzen; sie lehren uns die Mäßigkeit. Wer schwere Krankheiten ausgestanden, ist gemeiniglich vorsichtiger und behutsamer; er läßt sich so leicht nicht zur Ausschweifung am Tische und beim Vergnügen verführen, als der, der nie gelitten hat. Daher kömmts vermuthlich, daß man weichliche Personen lange leben, und starke Leute früh sterben sieht. Daher kommt die Unbehutsamkeit der Jugend; sie hat gemeiniglich noch nie die Folgen der Unvorsichtigkeit gefühlt. Man hat bemerkt, daß kränkliche Kinder überhaupt genommen verständiger als gesunde Kinder sind. Jene reden und urtheilen beinah wie Männer; nur schade, daß sie bald sterben.

Die Krankheiten haben uns zur Zergliederungs- und Scheidekunst, zur Kräuterkunde, und mehreren schönen Wissenschaften geführt. Wenn der Mensch keinen Schmerz leiden dürfte, so würde er z. B. keine Wahl der Speisen treffen, die erste beste Frucht, die ihm in die Hände fallen würde, wäre gut. Da es aber einigen übel bekommen ist,

eine

eine unbekannte Frucht zu essen, so hat ihr Unglük die andern behutsam gemacht; man hat sich also bemüht, die Früchte kennen und unterscheiden zu lernen. Andre haben bemerkt, daß sie von ihren Schmerzen befreit worden sind, nachdem sie gewisse Früchte oder Kräuter gegessen hatten, nun ist man auf diese heilsamen Gewächse aufmerksam geworden, und man hat sie kennen gelernt. Man ist begierig gewesen, die Natur der Krankheiten zu wissen, und man hat Leichname geöfnet, zergliedert und untersucht. Wer würde, ohne diesen Beweggrund, es auf sich genommen haben, den Ekel vor Leichnamen zu überwinden? wer würde diesen Gestank vertragen? So haben wir einen Theil des großen Reichthums der Natur, und die Wunder unsers Baues kennen und bewundern gelernt.

Es gibt Leute, die die geringste Unbequemlichkeit verdrießt und ungeduldig macht; sie klagen gleich, als wenn sie schwere Leiden hätten. Andre wieder sind ruhig und wolgar heiter, mitten unter heftigen Schmerzen; und dies beweist, daß unsre Leiden nicht sowol von den Schmerzen, als von der Art sie zu ertragen abhängen.

Die Kranken haben manchen Trost und manche Erleichterung. Bei vielen Krankheiten verfält man in einen fast beständigen Schlaf, wo man nichts weiß noch fühlt. Eine jede Erleichterung ist so angenehm, daß sie fast die schmerzlichen Augenblikke vergütet. Man macht sichs zur Pflicht, die Kranken zu besuchen, mit ihnen zu sprechen, und sie soviel es ihre Kräfte zulassen, zu unterhalten. Das ist den armen Leidenden sehr

angenehm, und macht sie einige Augenblikke ihre Schmerzen vergessen. Man eilt ihnen auf alle ersinnliche Arten zu dienen und Erleichterung zu verschaffen. Man bequemt sich nach ihren Wünschen, und sogar nach ihren Einfällen und ihrem Eigensinn. Bei der Genesung erbietet sich ein jeder; ihnen angenehme und gesunde Speisen zu verschaffen. Selbst unbekannte verwrigern ihnen nicht etwa guten Wein, den man bei dem Kaufmann nicht haben kann, oder sonst etwas seltenes, oder auch wol kostbares.

Das andre Geschlecht hat vorzüglich eine bewundernswürdige Geduld in Aufwartung der Kranken; sie wachen bei ihnen, sie pflegen ihrer und sind dabei unermüdet. Zehn Männer würden nicht leisten was ein Frauenzimmer thut. Ihre Güte und Gefälligkeit, ihre Besorgniß wegen der geringsten Kleinigkeit, die Weichlichkeit, womit sie den Kranken berührt macht, daß sie zu dieser traurigen und unangenehmen Bedienung vollkommen geschikt ist. Man sieht sie öfters bei einem Krankenbett mehrere Nächte nach einander wachen, sich selbst und Essen und Trinken und Schlaf über die Verpflegung des Kranken vergessen, zumal wenn es einen Mann, einen Vater, ein Kind oder einen Bruder gilt.

Die Genesung ist ein unaussprechlich angenehmer Zustand. Alsdann fühlt man wie gut es ist nichts zu leiden, den freien Gebrauch seiner Glieder, die Kraft sich zu bewegen zu haben, die Schönheit der Natur zu sehn, und den Wolgeschmak der Speisen zu empfinden. Dieses fühlt

man

man nach einer langen Gesundheit eben nicht; man empfindet es, nachdem man dessen beraubt worden ist.

Dieser Zustand erfodert Behutsamkeit; Anstrengung, die Luft, zumal bei Kälte oder Regen, muß man vermeiden. Ein Mann genas von einem hizzigen Fieber; in den ersten Tagen gieng er einen Augenblik in der schönen Mittagssonne aus; es war gegen das Ende des Brachmonats, er fiel wieder zurük und starb einige Tage darauf. Mit dem neuen Appetit muß man sich aber am meisten in Acht nehmen, es ist sehr gefährlich zu viel zu essen; und man ist sehr dazu geneigt.

Fünfter Abschnitt.

Von der Seele und ihren Kräften.

Erstes Kapitel.

Von den Verstandeskräften.

Wenn man den Menschen mit den Thieren vergleicht, so scheints beim ersten Blik, daß er der schwächste unter allen ist, nach Verhältniß seiner Größe. Der Bär, der Löwe, der Wolf, der Hund und sogar die Kazze, können ihm furchtbar werden. Dies hat zwo Ursachen. Jedes Thier hat seine Waffen, Zähne, Klauen, Huf oder Hörner. Der Mensch hat keine; seine Zähne sind schwach und sein Mund klein, seine Nägel sind weder krumm, noch spiz, noch stark. Alle Thiere haben eine dikke harte Haut, und einige sind gar schußfest, wie der Elephant, das Flußpferd, das Rhinoceros, und der alte Eber. Keines fürchtet einen Faustschlag. Die Haut des Menschen ist zart, empfindet alles, alles dringt durch. Also ist er gegen die Thiere ohngefähr in dem Verhältniß als ein Wehrloser gegen einen Bewafneten und Bepanzerten.

Diese Blöße hat ihn gezwungen, sich Waffen und Wehren von aller Art zu machen. Stok und

Stein

Stein waren die ersten. Man erfand die Schleuder um weiter zu werfen; der Stok wurde mit einer im Feuer gehärteten, knöchernen Spizze, mit einer Fischgräte, oder einem scharfen Stein versehn. Das sind noch die Waffen der rohen Völker. Darauf ist der Bogen gefolgt, hernach die Wurfspieße, der Degen, die Lanze, der Spieß, die Maschinen, die centnerschwere Steine warfen; man dekte sich mit Panzern, Schilden und Helmen. Man machte sich ganze eiserne Rüstungen, um sich vor Schaden zu schüzzen. Endlich ist das Pulver, und mit ihm viele neue Künste des Angrifs und der Gegenwehr, entstanden. Die furchtbarsten Thiere und die Kunst sie zu überwinden, zu unterjochen oder zu vertilgen, sind nunmehr ein Spiel für den Menschen, das er blos zum Vergnügen treibt.

Man will doch behaupten, daß der Mensch wirklich die gröste Kraft nach Verhältniß der Größe besizt. Er kann sie durch Uebung vermehren. Ein Mensch, der zärtlich genährt und erzogen ist, und der keine schwere Arbeit thut, ist ziemlich schwach. Allein der Akkermann, und der, der ein schweres Handwerk treibt, wird sehr stark, und bekommt eine harte Haut. Der Schmid hält ein Eisen fest, das wir nicht ohne uns zu verbrennen anrühren dürften. Der Lastträger hebt Pferdelasten, und Reisende erzählen noch erstaunenswürdigere Dinge von den rohen Völkern. Ein Läufer läuft ein Pferd müde; und der Amerikaner läuft dem Hirsch nach und holt ihn ein.

Die Geschiklichkeit gibt dem Menschen einen großen Vorzug. Er ist viel behender als die

Thiere; diese haben keine Hände zum greifen und halten; und können wenig Geschiklichkeit zu ihrer angebornen erwerben. Der Mensch lernt auf allerlei Art sich zu bewegen, auf Bäume zu klettern, mannigfaltige und schnelle Bewegungen zu machen. Man erzählt, daß es Menschen gibt, die es auf die Faust mit Hund und Wolf aufnehmen können, und daß einige Bären zu Boden geworfen und in ihren Armen erstikt haben. Von der Behendigkeit der Finger haben wir schon gesprochen.

Stärke und Behendigkeit hängen fast gänzlich von uns ab. Ein gesunder Mensch kann diese Eigenschaften durch Uebung und Arbeit erwerben; durch Unthätigkeit und Nachläßigkeit kann er sich auch schwach und schwerfällig machen. Muth und Lust erhöhen die Kräfte, Zaghaftigkeit schwächt.

Es scheint, daß der Mensch, selbst der rohe Bewohner von Afrika und Indien, mehreren Schmerzen als die Thiere unterworfen ist, er besizt aber auch die Kunst sich Linderung zu verschaffen.

Der Mensch hat Kräfte, die von den Kräften der Thiere ganz verschieden sind, nemlich die Kräfte des Verstandes.

Wir unterscheiden die Dinge die uns nahe liegen, und wir können sie in unserm Verstande, in ihrer Abwesenheit, vermittelst der Einbildung uns vorstellen, und das Gedächtniß erkennt sie wieder.

Man wird gewahr, daß die Thiere diese Kräfte auch besizzen. Der Hund kennt seinen Herrn, unter-

unterscheidet die Fremden, stellt sich die Jagd im Traum vor, und erinnert sich des Unterrichts und der Schläge die er bekommen hat.

Die Einbildung bleibt bei der Vorstellung des Gesehenen nicht stehn, sie bildet sich, durch Zusammensezzung neue Bilder; so kann sie sich ein geflügeltes Pferd vorstellen; so stellt sich der Maler die Züge eines Zornigen vor, der Tonkünstler die Stimme eines Betrübten und der Dichter die Rede eines Bittenden. Dies kann kein Thier.

Unsre Gedanken (Ideen) haben nicht immer einerlei Klarheit und Bestimmtheit. Man weiß wol, daß man etwas gesehn hat, man stellt sich auch das Ding vor, allein nur dunkel, und so ohngefähr, als wenn man es bei Nacht sehn würde, man weiß nicht was es ist. Man glaubt etwas hier gesehn zu haben, und es war dort. Man weiß nicht ob der Mensch, dem man begegnet ist, braunes oder blondes Haar, ein grünes oder graues Kleid, eine kurze oder lange Nase hatte, ob jenes Haus drei Stokwerk und vier oder sechs Fenster in der Breite hat. Man hat ein Kraut gepflükt, und man weiß nicht ob sein Stengel rauh oder glatt war, ob diese Blume ein langes Laub, und sechs oder acht Blätter hat. Man kann deswegen doch mehrentheils die Dinge selbst erkennen. Wer weiß z. B. genau die Zahl seiner Knöpfe, der Blätter einer Nelke, eines Laks, oder einer Rose? Man weiß auch nicht mehr wer es war, der in einer zahlreichen Gesellschaft dis oder jenes gesagt hat. Man hat mehrere Anekdoten gehört, man verwechselt die Helden und die Erzähler,

ler, und man bringt die Züge einer Geschichte in die andre.

Dies geschieht aus Mangel der Aufmerksamkeit, oder weil die Gegenstände in zu großer Menge sind. Es ist immer unmöglich alles auf einmal zu sehn, zu hören und zu beobachten, weil man immer eine Menge Gegenstände hat. Ich sehe, z. B. einen Menschen, man solte sagen, es wäre nur ein Gegenstand; es sind aber einige tausende. Seine Gestalt, d. h. seine Größe, die Dikke seines Bauches, die Breite seiner Schultern, die Höhe seiner Brust, die Gestalt seiner Beine, seiner Füße, seiner Arme, die Länge und das Verhältniß seiner Finger, die Breite seiner Hand, die Farbe und Stärke seines Bartes und seiner Augenbraunen, die Länge seines Haares, die Farbe, die Bewegung, die Größe seiner Augen, die Oefnung seines Mundes, die Größe und Gestalt seiner Nase, die Höhe seiner Stirn, ꝛc. Nun kommen seine Bewegungen, sein Gang, seine Geschiklichkeit, seine Sprache, seine Kleidung; dieses alles besteht aus einer unendlichen Menge Theilen; Tage lang gehörten dazu, dies alles zu betrachten, und man hat es nur einen Augenblik gesehn. Es waren hiermit zugleich Millionen Gegenstände da. Die Zusammenkunft geschah in einem Garten, da sah man Himmel und Wolken, da fühlte man Wind, Regen oder Sonnenhizze, es düfteten tausend Blumen; Gras, Bäume, Früchte, Gartengewächse boten sich zugleich dar; die Vögel sangen, eine beschwerliche Fliege stach, eine Bremse summte um die Ohren. Oder es war in einer Stube; da beschäftigte Hausgeräth, die Tapete, das Bett, das

Canapee,

Canapee, eine Uhr, Schildereien, Vorhänge unsre Augen; Reinlichkeit oder Schmuz, Ordnung oder Unordnung, Wolgeruch oder Gestank machten Eindruk; Hizze, Licht oder Finsterniß, die Aussicht auf die Strasse oder auf den Garten theilten die Aufmerksamkeit. Wars möglich auf dies alles zu merken, alles zu betrachten, und sich von allem einen deutlichen und richtigen Begrif zu machen?

Dennoch können die Sinne durch die Uebung und Gewohnheit sehr geschärft werden. Der Tonkünstler unterscheidet alle Töne eines Concerts, der Maler faßt ein ganzes Gesicht, eine ganze Lage des Körpers, eine ganze Leidenschaft, weil er geübt ist alle Züge des Gesichts, und die Lage eines jeden Gliedes in jeder Bewegung zu unterscheiden.

Da die mehresten diese Schwierigkeit richtig zu sehn und zu hören niemals bemerkt haben, so geben sie sich keine Mühe zu beobachten. Sie sehn und hören obenhin, und erzählen und betheuren was sie gehört und gesehn zu haben glauben, weil die Sache in ihrer Gegenwart gesagt wurde, oder geschah. So geschiehts oft, daß sie Unwahrheiten sagen, und doch von der Wahrheit ihrer Rede überzeugt sind, und so werden sie für Lügner oder Unbesonnene gehalten. Unterrichtete und verständige Leute merken auf das, was sie wichtig genug glauben, um gesehn und behalten zu werden, und übersehn das übrige, weil man nicht alles fassen kann; und wenn ihnen etwas entwischt ist, wenn sie davon nicht recht versichert sind, so schweigen sie davon. Wenn man solche kennt, so glaubt man ihnen.

Die Einbildung kann uns abwesende Gegenstände, oder wolgar ihre eigene Phantasien so lebhaft vorstellen, daß wir sie einen Augenblik für die Wahrheit, d. i. für wirkliche und gegenwärtige Dinge halten, und wir nie ohne Mühe aus dem Irrthum kommen. Dies ist der Fall der Träume, der Phantasien der Kranken und der Wahnwizzigen.

Ein Mensch sieht im Traum Abwesende, oder wolgar Verstorbene; er spricht mit Königen und Fürsten; findet große Summen, spaziert in bezauberten Gefilden, plözlich befindet er sich in entfernten Gegenden, fliegt durch die Luft, sieht Ungeheuer, die ihn verschlingen wollen. Mit dem Kranken ists ohngefähr einerlei.

Der Wahnwiz ist nichts anders als ein irriger Gedanke, den die Einbildung überspannt hat, so daß er sich an alle andre heftet und über sie herrscht. So denkt der eine er sey ein König oder Fürst; ein andrer glaubt, er werde gehaßt, verfolgt, er schwebe in der äussersten Gefahr. Beide handeln nach ihren Gedanken. Der erste spricht mit Stolz, ertheilt Befehle, puzt sich mit Lumpen oder Papierschnizzen aus, die er seine Tressen, sein Ordensband, seinen Stern nennt. Jener thut ängstlich, sieht sich schüchtern um, ob nicht Häscher hinter ihm sind, er geht leise und in Eile, verstekt sich, und gukt sich nach allen Seiten um, ehe ers wagt wieder hervorzutreten. Ein solcher ist wie ein andrer verständig, so lange man seinen Flek nicht trift. Man pflegt diese armen Menschen einzusperren, damit sie nicht beschwerlich fallen.

Es gibt eine Art Wahnwiz, die nur einen Augenblik währt; nemlich, wenn die Einbildung stark von einem Gegenstand eingenommen uns denselben vergegenwärtiget. So wird man stark an einen Abwesenden oder Verstorbenen denken, den Augenblik sieht man ihn, sogar bei hellem Tage. Die mehresten erschrekken über solche Erscheinungen, wenden die Augen weg und versichern, daß sie etwas gesehn haben. Daher so viele Gespenstergeschichten. Verständige Leute sind bei Sinnen geblieben, haben genau zugesehn, untersucht, und haben erkannt, daß das Gespenst in ihrem Gehirn war. Daß die Einbildung Krankheiten machen und heilen kann, ist schon gesagt worden.

Die Wallung des Geblüts erhizt die Einbildung. Wer im Schrekken oder Zorn schreit, sich bewegt, kann dadurch die Leidenschaft bis zur Ohnmacht, zur Verzukkung und Raserei erheben. Wer das weiß hütet sich davor, und wird auch bald ruhig. Diese Macht des Blutes und der Einbildung machts, daß man durch eine blosse Vorstellung, ein Gemälde, eine Erzählung, durch den Ton der Musik betrübt, niedergeschlagen, erschrokken, erzürnt werden kann. Durch diese Künste ahmen wir die Gebehrden, die Sprache, den Ton des Zürnenden, des Betrübten, des Erschrokenen nach. Man ist auf die Vorstellung sehr aufmerksam, die Phantasie erhizt sich und man sieht die Sache selbst.

Das Gedächtnis ist getreu, wenn es uns die Dinge so erinnert, wie wir sie gekannt haben; wenn es aber solche verändert, heißt es ungetreu;

es ist stark, wenn es lange etwas behält, und schwach, wenn es leicht verzißt. Manches Gedächtnis kann vieles fassen. Selten aber hat es die Eigenschaften zusammen. Wir vergessen, wir verwechseln die Gedanken, zumal wenn diese sich häufen. Wer diese Fehler des Gedächtnisses nicht kennt, verläßt sich auf dasselbe, glaubt eine Sache zu wissen, weil er sie vormals gewust, spricht, entscheidet, erzählt alles verkehrt. Auch diese werden für Lügner oder Einfältige gehalten. Die Uebung stärkt das Gedächtnis, wenn wir eine Klage dawider haben, so ists gemeiniglich unsre Schuld. Krankheiten können es erstaunend verderben; man hat Leute gesehn, in einer Krankheit, die Namen der gemeinsten Dinge, ja selbst ihren eignen Namen vergessen. Alter thut dieselbige Wirkung.

Die sinnlichen Kenntnisse, die wir durch die Sinne, nemlich durch das Gesicht, den Geschmak, den Geruch, das Gehör und das Gefühl erhalten, machen nicht unser ganzes Wissen aus. Wir verschaffen uns noch intellectuelle Begriffe, d. h. solche die man gar nicht vorstellen kann, und die man nur denken muß, als, z. B. der Begriff von der Güte. Man sieht wol ein Ding, das gut ist; das Gute, das es wirkt, sieht man auch; als, z. B. ein gutes Messer, und daß es leicht schneidet; oder Brod, das Vergnügen es zu essen, seine gute Wirkung, die Nahrung; dies alles sieht oder fühlt man, die Güte aber nicht. Eben so ists mit dem Nuzzen, der Unordnung, der Tugend und dem Laster, der Kälte und der Wärme.

Wir sehen Brod, das gut ist, ein Messer, das gut ist, ein Kleid, das gut ist. Alle diese Dinge haben eine gewisse Aehnlichkeit, die darin besteht, daß sie Dienste leisten. Nun betrachten wir diese Aehnlichkeit allein, und ohne die Dinge, in welchen sie sich befindet, und nennen sie die Güte, die wir hernach in verschiedenen Dingen wieder finden, und mit demselben Namen belegen. So entstehn intellectuelle Begriffe.

Alle Worte der Sprachen bedeuten, in ihrer Unbestimmtheit solche Begriffe. So heißt der Mensch nicht dieser oder jener, sondern alle die den Namen führen, weil sie eine gewisse Aehnlichkeit haben, die man die Menschheit nennt. Ente bedeutet ebenfalls die Aehnlichkeit zwischen gewissen Wasservögeln. Das Gehen, seh ich nicht, aber wol einen der da geht. Dieser und dies bedeutet auch nur eine Aehnlichkeit, nemlich die Gegenwart eines Dinges, das ich zeige; denn es bedeutet bald Peter, bald Jakob, bald einen Hund, bald ein Pferd, bald einen Baum, bald ein Haus und bald einen Felsen. Die Aufmerksamkeit auf unsre Gedanken heißt **Nachdenken.**

Diese Kraft, die Aehnlichkeiten von den Dingen abzusondern, und zusammen zu bringen, um einen Begriff daraus zu machen, scheint den Thieren gänzlich zu fehlen, und daher kommts, daß sie keine Sprache haben. Freilich wissen sie sich mit denen von ihrer Art zu verständigen, doch aber nur durch Laute, die Schmerz, Freude, Zorn oder Furcht ausdrükken, nicht aber durch Worte die Begriffe bedeuten. Ein Hund gibt zu verstehn, daß er leidet, kann uns aber mit seinem Winseln

nicht

nicht erklären ob er geschlagen, gebissen, verbrennt worden, oder Bauchgrimmen hat. Er liebkoset seinen Herrn und erweiset ihm Liebe; er kann aber nicht ausdrükken, ob es Gewohnheit oder Dankbarkeit ist. Einige Vögel sagen Worte, sprechen aber nicht, d. h. sie drükken keine eigne Gedanken aus, und wissen die Bedeutung der Worte nicht. So sagen der Papagei, die Elster, ꝛc. guten Morgen, Morgens und Abends, und Semmel, ohne welche zu verlangen, oder zu mögen. ꝛc.

Wir sind so gewohnt die Dinge von ihren Eigenschaften zu trennen, daß wir sie immer als getrennt betrachten, und sie nachher durch das Nachdenken wieder verbinden; wir sagen, z. B. nicht: da ist das gute Brod, sondern: das Brod ist gut. Woraus man sehn kann, daß wir den Begriff Gut und den Begriff Brod, jeden allein denken, beide vergleichen, und lezterem den Begriff gut, den wir anderswo hergenommen haben, zuschreiben. Das heißt Urtheilen. Urtheilen heißt also, einem Dinge eine Eigenschaft, die wir darin entdekken, zuschreiben. Der Unachtsame irrt sich, und urtheilt falsch.

Es gibt Dinge, die uns nicht zur Hand sind, als die Gestirne, entfernte Gegenden, die Menschen und Thiere die ausser dem Flekke der Erde, in welchem wir uns befinden, wohnen, die Dinge, die in der Erde oder tief im Meer verborgen liegen. Es gibt auch in den Dingen, die wir sehn, verborgene Eigenschaften. Alsdann urtheilen wir von den entfernten Dingen, aus gewissen Aehnlichkeiten mit den uns naheliegenden, die wir

darin wahrnehmen; und von den verborgenen Eigenschaften, aus gewissen Zeichen die wir bemerken. Wir sehn weder die Größe noch die Entfernung der Sonne, des Mondes, der Sterne. Von ihrer Entfernung urtheilen wir folgendermaßen. Man sieht einen Menschen weiter als einen Hund, weil jener höher ist. Einen Baum sieht man noch weiter, und noch weiter einen Thurm; diesen aber verliert man eher aus den Augen als einen Berg. Wir haben daraus geurtheilt daß man ein Ding desto weiter sehn kann, je höher es ist, und daß es desto höher ist, je weiter man es sehn kann. Nun wissen wir, daß man dieselben Gestirne tausend Meilen von uns zu gleicher Zeit mit uns sieht; so weit kann man aber keinen Thurm, keinen Berg, keine Wolke sehn; daraus ziehn wir den Schluß, daß die Gestirne weit höher seyn müssen. Nach und nach ist man durch Kunst dahin gekommen, diesen Abstand ohngefähr zu bestimmen; und aus dem Abstand haben wir auf ihre Größe geschlossen, die unendlich den Anschein übertrift: auch diese lehrt uns die Kunst ungefähr bestimmen, aus dem Grunde, daß ein Ding desto kleiner scheint, je weiter es entfernt ist.

In den Urtheilen, wovon die Rede vorhin war, sind nur zwo Gedanken; z. B. das Brod ist gut; Brod und Gut; ich vergleiche den Gedanken Brod mit dem Gedanken gut, und verbinde sie. Hier aber sind die beiden Begriffe Gestirn und Entfernung nicht zureichend, weil ich die Entfernung nicht deutlich seh. So muß ich also zu einem dritten Begrif meine Zuflucht nehmen: Je höher ein Ding steht, desto weiter sieht

mans. Ich muste diese Eigenschaft der Gestirne, daß man sie weit sieht, kennen lernen, um daraus schliessen zu können, daß sie sehr hoch über uns, oder sehr weit von der Erde entfernt sind. Von ihrer Größe konnte ich auch nicht eher urtheilen, als bis ich ihren Abstand wuste. Diese Art zu urtheilen heißt schliessen.

Wir schliessen auch, wann wir von Dingen aus ihren Eigenschaften oder ihren Zeichen, aus ihren Ursachen oder Wirkungen, oder aus ihren Aehnlichkeiten urtheilen. Mit einem Wort, jedes Urtheil, das aus mehr als zwei Begriffen besteht ist ein Schluß. Also schliessen viele Leute aus dem Lichte und der Hizze der Sonne, daß sie Feuer ist, weil das Feuer beide Eigenschaften hat. Andre zweifeln daran, daß sie Feuer sey, weil sie andre Aehnlichkeiten sehn, woraus sie schliessen. Man sieht einen gesunden Menschen, der sich gut aufführt, man schließt, daß er lange leben und gesund bleiben wird. Zwei Menschen sind gegen einander aufgebracht. Dem einen stößt ein Unfall zu. Wird ihm jener helfen? Der eine urtheilt: Nein, weil jener aufgebracht ist; Andre aber wissen, daß er gewöhnlich gütig ist, leicht vergibt, und Mitleid empfindet; diese urtheilen: Ja. Dies sind Schlüsse aus Ursachen und Wirkungen; hier sind welche aus Zeichen. Man sieht aus einem Dach einen starken Rauch aufsteigen; daraus schließt man, daß ein großes Feuer da seyn muß, und man befürchtet eine Feuersbrunst. Die Luft ist stikkend und mit Wolken beladen, da erwartet man ein Ungewitter. Alle unsre Schlüsse gründen sich auf die Aehnlichkeiten der gegenwärtigen, mit den

uns

ans schon bekannten Dingen, diese Aehnlichkeiten heissen Analogie.

Diese Aehnlichkeiten sind immer sehr unvollkommen, und deswegen führen sie uns oft irre. Viele tausend Jahre hat man die Sonne und andre Gestirne gesehn ohne ihren Abstand und ihre Größe zu vermuthen. Es ist kaum zweitausend Jahre her, daß ein Weltweiser mit großer Ehre belegt wurde, weil er gesagt hatte, die Sonne sey größer als ganz Morea. Feuer glänzt und leuchtet, das thun auch der Phosphorus, faules Holz, die Schuppen und Eingeweide gewisser Fische, die Augen vieler Thiere, die Johanniswürmchen und ein amerikanischer Käfer. Alles was glänzt ist also nicht Feuer. Holz, Steine, Metall erhizzen sich wenn man sie heftig reibt, und es ist kein Feuer zu sehn. Also kann Hizze ohne sichtbares Feuer seyn. Der Rauch ist ein Zeichen des Feuers: nicht immer. Mist, Kalk, wenn man ihn löscht, kaltes Wasser im Winter geben Rauch. Man kann auch für Rauch ansehn, was nicht Rauch ist, als Dunst, Staub, einen Mükkenschwarm, der weit entfernt ist. Dies macht die Kenntniß der Krankheiten, und die Anwendung der Arzneikunst so unzuversichtlich, weil man die Krankheiten nicht sieht, und weil man davon nur aus öfters zweideutigen Zeichen urtheilen kann. Die Urtheile, über das vermuthliche Thun oder Lassen der Menschen sind vielleicht noch ungewisser. Was sie hundertmal in ähnlichen Fällen gethan haben, werden sie vielleicht heute nicht thnn, entweder weil sie sich anders besonnen haben, oder weil unmerkliche Ursachen sie anders bestimmen. Selbst

vom Vergangenen kann man nicht mit Sicherheit urtheilen. Ein Mensch wird vor dem Richter oder andern Personen, die er ehrt, eines Vergehns beschuldigt, er scheint furchtsam und beschämt. Nun verurtheilt man ihn auf seine Bestürzung. Vielleicht hat man Recht, vielleicht irrt man sich aber auch. Das Erstaunen, der Schmerz über die Verläumdung macht ihn bestürzt, und raubt ihm die Zuversicht, die ihm seine Unschuld geben sollte. Ein andrer äussert Zuversicht; man kann daraus noch nicht auf seine Unschuld schliessen, vielleicht ist er nur frech.

Wir haben drei Mittel, Kenntnisse zu erlangen, 1) die Sinne oder die Erfahrung. Die Sinne lehren uns was ausser uns vorgeht, die Empfindung was in uns ist, den Schmerz, das Vergnügen, das Denken, ꝛc. 2) das Nachdenken, das unsre Gedanken beobachtet, ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten bemerkt, neue Begriffe daraus bildet, und uns Dinge lehrt, die unsre Sinne nicht erreichen. Von diesen beiden, und von ihren Irrungen haben wir gesprochen. 3) Der Unterricht, oder die Mittheilung der Kenntnisse andrer Menschen. Diese hat große Vorzüge. In unserm Zustande brauchen wir eine unendliche Menge von Kenntnissen. Ein Mensch der in den Wäldern lebt, darf nur seine Nahrung auf den Bäumen oder auf der Erde zu finden, seine Speise von einigen geschmaklosen, oder schädlichen Pflanzen zu unterscheiden, sich vor dem Wetter in eine Felsenhöle, oder einen holen Baum zu verbergen, und vor den wilden Thieren, die sich um ihn finden möchten, zu schüzzen wissen. Das ist seine

ganze Wissenschaft. Wir aber müssen auf eine allen nüzliche und angenehme Art arbeiten können, damit uns die andern an ihrer Arbeit Theil nehmen lassen mögen, und diese Arbeit muß mit Kunst und Anmuth prangen. Wir müssen mit den Menschen zu leben wissen: d. h. vor der List und Gewalt der Uebelgesonnenen uns schüzzen, uns in ihren Geschmak und Eigensinn schikken, um ihr Wolwollen zu erwerben; bei der Menge und Verschiedenheit von Gütern die schädlichen Dinge und Misbräuche vermeiden. Irrthum ist uns gefährlich, nicht so dem Huron und Feuerländer. Es ist uns also sehr wichtig die Wahrheit zu kennen, und viele genaue Kenntnisse zu erwerben. Unmöglich könnte ein jeder durch Erfahrung oder Nachdenken alle diese Kenntnisse sammeln, er würde mitten unter seinen Versuchen sterben, und seine Erfahrungen würden ihn tödten.

Also ist diese Mittheilung sehr nüzlich, und sogar notwendig. Dadurch nüzzet ein jeder die Erfahrungen und das Nachdenken Vieler, ja gar der Vorgänger und der verflossenen Jahrhunderte. Die Schriften der Alten lehren uns ihre Wissenschaften, und in den Künsten werden uns von einem Geschlecht zum andern, die Erfindungen, die Werkzeuge und die Handgriffe, deren Nüzlichkeit und Leichtigkeit bewährt ist, überliefert.

Leicht und kurz ist dies Mittel. Wir müssen den Unterricht der Erfahrung immer theuer bezahlen: denn wir können nie den Irrthum entdekken, und das Nüzliche erkennen, ohne den Schaden des Irrthums und der Fehler zu empfinden. Man kann aber ohne Gefahr lernen und behalten, was

uns andre von dem Guten und Bösen, Nüzlichen und Schädlichen lehren. Man sagt uns, daß solches Betragen, solches Ding diesen oder jenen Schaden gethan hat, wir aber empfindens nicht.

Der Weg der Erfahrung ist lang. Ich kann diese oder jene Speise nur alsdann versuchen, wann ich hungrig bin, und dies geschieht höchstens zwei bis dreimal täglich. Ich kann auch nur immer einerlei auf einmal versuchen, damit ich nicht etwa dem einen den Schaden zuschreibe, den mir jenes gethan hat. Wenn ich nun einige Beschwerde nach dieser oder jener Speise empfinde, so weiß ich noch nicht, ob diese Speise daran Schuld ist, oder ob es an dem Zustande meines durch andre Ursachen geschwächten oder verdorbenen Magens liegt. Das Nachdenken kommt auch gemeiniglich erst nach schädlichen Irrungen und Fehlern, die uns warnen uns in Acht zu nehmen. Es geht in seinem Vergleichen langsam, und man muß schon sehr geübt seyn, um zu wissen, was man beobachten soll, und was man übersehn kann. Gesezt, ein junger Mensch soll durch Nachdenken lernen, wie es anzufangen ist, das Wolwollen eines Mannes zu erwerben, von welchem er sein Glük erwartet. Ehe er sich sagen kann: Ich will des Mannes Gewogenheit gewinnen, muß er erst wissen, daß man solche zuweilen nicht hat, und daß ein Mann nicht sogleich sein Zutrauen und seine Liebe hingibt. Und wie wird er dies lernen? Nicht anders als durch die Bemerkung, daß er schon jemandes Zuneigung verfehlt hat. Hat er nun dieses entdekt, so ists die Frage, wie gewinnt man die Zuneigung, d. h. wie macht man sich

andern

andern angenehm? Er wird schon weit seyn, wenn er bemerkt hat, daß man ein schönes Gesicht gern sieht, daß Reinlichkeit und Schiklichkeit der Kleidung angenehm sind; daß Geschiklichkeit und ein gutes Verhalten Achtung erwerben, und daß man denjenigen liebt, der höflich und gefällig ist. Was ihm aber gefällt, wird das auch jenem Gönner gefallen? Noch zweifelt er daran nicht, und gewiß irrt er sich. Ein Ernsthafter achtet die Schönheit des Gesichts wenig, und verachtet den Puz. Was für einen jungen Menschen Geschiklichkeit ist, ists für einen erfahrenen Mann noch nicht; und die simple und treuherzige Höflichkeit, die unserm Jüngling gefällt, ist nicht die ehrerbietige Höflichkeit, die er für einen Mann im Amte haben muß. Das weiß unser Jüngling noch nicht; er handelt nach seinen Einsichten und verstöst. Nun weiß er nicht woran er ist; er sieht mit Bestürzung, daß er den Zwek verfehlt, daß er zurükgekommen ist. Was ist an diesem übeln Erfolg Schuld? Er wird lange nachsinnen ehe es ihm einfällt, daß er das Betragen derjenigen beobachten muß, die die Kunst zu gefallen besizzen. Endlich hat er diese Entdekkung gemacht; er legt von neuem die Hand ans Werk, er beobachtet. Eine Menge Menschen stehn mit seinem Gönner in Verbindung. Er sieht, daß der eine dem Gönner Zutrauen beweist, weil er sein Freund, sein Verwandter ist, oder weil er ihm wesentliche Dienste geleistet hat. Unser Jüngling sieht das Zutrauen, weiß aber das übrige nicht. Er sieht andre, die fast vertraut mit dem Manne umgehn, und willkommen sind; es sind Jünglinge, wie er: das weiß er aber nicht, daß diese die Söhne der Vorgesezten des Mannes sind.

Er sieht andre die unterthänig, diensteifrig sind, und nichts erhalten. Das weiß er nicht, daß diese ehemals den Gönner, durch ihr schlechtes Betragen, das er ihnen nicht leicht vergeben kann, abgeneigt gemacht haben. Wem wird er nun nachahmen? zuverläßig den begünstigten. Da irrt er wieder; und vielleicht wird er niemals seinen Irrthum entdekken, wenn ihm nicht jemand aus Mitleid hilft.

Das Nachdenken kann nur immer auf einen Fall nach dem andern, wie er vorfällt, angewandt werden. Dieser Gang ist langsam, wie mans aus obigem Beispiel ersehn kann. Viele Erfahrungen, und viele Betrachtungen andrer können in wenigen Augenblikken mitgetheilt werden. Dieser Weg ist unendlich kürzer. Die Bequemlichkeit des Unterrichts macht, daß mancher dabei stehn bleibt, ohne selbst zu beobachten und nachzudenken.

Der Unterricht geschieht auf verschiedene Art. Die Künste und Handwerke, welche Sammlungen von Beobachtungen und Versuchen über gewisse Dinge sind, werden mehr durch Uebung als mündlichen Unterricht gelehrt. Ein Mann der seine Kunst versteht, und Meister heißt, nimmt Jünglinge in seine Werkstatt, läst sie unter seinen Augen arbeiten, und zeigt ihnen wie sies machen sollen. Diese Lehrart hat den Vortheil, daß sie zugleich mit dem Unterricht die Gewöhnung verbindet. Der Lehrling weiß nicht, warum er dieses oder jenes thut, er lernt es aber leicht und geschwind thun; er weiß die Handgriffe nicht zu wählen, man lehrt ihn nur die, die für die besten gehalten werden. Viele Meister wissen selbst nichts

weiter. Dies heißt mechanisch arbeiten, und ist der Fall der meisten Handwerker, die selten etwas mehr, als die erlernten Handgriffe wissen, und solche nur aus dem Grunde thun, weil man sie so abgerichtet hat. Wenn man von ihnen etwas verlangt, das sie noch nie gemacht haben, sind sie in großer Verlegenheit. Es gibt aber welche, die weiter gehn; solche werden geschäzt und geehrt, und sie haben reichlich Brod.

Ein andrer Unterricht geschieht in den Schulen, oder besondern Lektionen. Ein Lehrer lehrt die Jugend, was er von andern, oder durch eigne Erfahrung gelernt hat. Dies geschieht entweder durch die Sprache, wenn er, z. B. etwas aus der Staats = oder Naturgeschichte erzählt; oder Uebung, als wenn er sie zeichnen, schreiben, tanzen, reiten lehrt.

Die Bücher sind bestimmt uns zu lehren, was die Entfernten und Verstorbenen gedacht und erfahren haben. Auf diese Art wissen wir die Gedanken und Wissenschaften derer, die einige tausend Jahre vor uns gelebt haben.

Erfahrene Leute geben ihren Freunden und der Jugend Rath, und man theilt in der Unterredung einander die Kenntnisse mit.

Freilich haben alle diese Lehrarten Fehler, die sie unvollkommen machen. Alle Lehrer der Künste oder Wissenschaften, diejenigen, die Bücher schreiben, die Erfahrenen, alle können irren, können unrecht gesehn und gehört haben, und das geschieht oft. Es ist ausgemacht, daß ihre Irrthümer sich in ihren Unterricht einschleichen, und auf

ihre Schüler sich fortpflanzen. Wir finden auch in Büchern eine Menge Lehren, deren Unrichtigkeit offenbar ist. Die Alten redeten in der Naturgeschichte von Einhörnern und vom Phönix, sie stellten das Nilpferd wie ein Pferd vor. Die Schüler und Leser trauen gemeiniglich dem Lehrer oder dem Buche, nehmen ihre Lehren ohne Mistrauen und ohne Prüfung, und zugleich ihre Irrthümer an. Wenn das Buch aus dem Alterthum ist, so ist die Ehrfurcht noch größer; und geht wol so weit, daß man seine eignen Sinne, Erfahrungen und Einsichten, die dem Buche widersprechen, verwirft. So wolten die Aerzte des vorigen Jahrhunderts den Umlauf des Bluts, den tausend Erfahrungen bestätigen, durchaus nicht annehmen, weil die Alten, und vorzüglich Hippokrates und Galenus nichts davon gesagt hatten. So lehren noch viele gelehrte Leute, daß die Erde von Gott verflucht sey, weil man das vor diesem lehrte, und widerstehn hartnäkkig der Erfahrung, die sie täglich von ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit haben. Es ist billig die Alten zu ehren, aber solche Verehrung ist der grade Weg zum Irrthum; da untersteht man sich nicht, zu ihren Lehren zuzusezzen, und solche weiter auszuarbeiten, da man doch die Vorgänger natürlicherweise übertreffen müßte, wenn man immer zu ihren Erfahrungen und Betrachtungen die seinigen hinzu thäte. Oefters wird der Unterricht schriftlich und mündlich mit vieler Nachläßigkeit ertheilt. In den gemeinen Unterredungen ist man noch nachläßiger; man gibt sich wenig Mühe nachzudenken, und deswegen kann man noch mehr irren. Auch stekt eine Menge Irrthümer in unsern Kenntnissen.

Man

Man kann ohne die geringste Aufmerksamkeit lesen oder dem Unterricht beiwohnen. Oefters liest man einige Seiten eines Buches, ohne ein Wort davon zu wissen, weil man unterdessen ganz an etwas anders denkt. Noch leichter ists, einer Rede nicht zuzuhören. Es ist klar, daß hierbei kein Unterricht statt findet. Die Jugend ist zu dieser Zerstreuung sehr geneigt, weil sie die Wichtigkeit des Unterrichts nicht kennt; sie hat noch nie die Schädlichkeit des Irrens und Fehlens empfunden, und was man ihr davon sagt, rührt sie nicht. Die Erfahrung muß dem Unterricht den Weg bahnen, sonst bedeutet dieser nicht viel. Es ist ausgemacht, daß man aufmerksam seyn muß, wenn man den Unterricht nüzzen will. Hierin ist die Erfahrung vortreflich, sie erlaubt keine Zerstreuung.

Mehrentheils kann die Jugend den Unterricht nicht begreifen. Man sagt ihr, z. B. daß der Reichthum seinen Besizzer nicht glüklich macht. Wie kann sie das begreifen, sie, die eine Kleinigkeit erfreut, die so sehr zum Vergnügen geneigt ist, und die da sieht, daß man mit Geld jede Phantasie befriedigen kann? Noch nie ist sie Mann gewesen, und kann also nicht wissen, daß der Mann ganz etwas anders als das Kind wünscht, daß er weniger zur Frölichkeit aufgelegt ist, und was er eigentlich Glük nennt. Oder sie verfällt ins andere Extrem, und glaubt, wie Cyrus, daß der Wein Gift sey. Fast immer thut der mündliche Unterricht zu wenig oder zu viel, selten paßt er recht.

Vortreflich, vollkommen ist er aber für den, der aus Erfahrung den Werth der Lehre kennt, darauf merkt, sie recht begreift, bestimmt, und durch Nachdenken entwikkelt. Ein solcher wird sehr klug. Die Jugend kann hierin etwas thun, das männliche Alter aber ist die rechte Zeit des Unterrichts. Auch sieht man, daß alles Fleißes, den man an dem Unterricht der Jugend und Kindheit wendet, ohnerachtet, diese höchstens sich zum lernen und kennen vorbereitet.

Es gibt Menschen, die lebenslang unfähig sind, etwas schwere Kenntnisse zu erlangen und nachzudenken. Man nennt sie stumpf oder dumm. Fast alle Menschen können leicht dieses oder jenes lernen, und begreifen etwas anders nur schwer. Dieser, z. B. lernt leicht die Geschichte, die Geographie und Sprachen, kann aber in Rechen- und Meßkunst nicht fortkommen. Mit einem andern ists umgekehrt.

Zweites Kapitel.

Von dem Willen.

Wir entschliessen uns, wir nehmen uns etwas vor, wir verwerfen gewisse Dinge. Es wird uns, z. B. ein Vergnügen vorgeschlagen; gern würden wir es geniessen, allein wir haben Geschäfte, das Vergnügen verursacht Aufwand; ein kranker Freund hat uns gebeten ihm Gesellschaft zu leisten.

Nun

Nun untersuchen wir, was wol zu thun sey. Vergnügen ist angenehm, das ist eine Ursach es zu wählen. Allein die Arbeit muß fertig werden; dies ist ein Grund bei der Arbeit zu bleiben, und das Vergnügen fahren zu lassen. Wir können nun dies oder jenes wählen, und nach getroffener Wahl derselben gemäß handeln; d. h. wir gehn dem Vergnügen nach, oder wir bleiben bei der Arbeit, unserm Entschluß zu folge. Dies Vermögen zu wählen und der Wahl gemäß zu handeln, heißt die Freiheit; die wählende Kraft der Wille, und die Ursachen warum wir wählen Beweggründe.

Allemal richtet sich unsre Entscheidung nach unsern Begriffen von Gutem und Bösem. Das Gute wählen, und das Böse verwerfen wir. Also richtet sich unser Wille nach unsern jedesmaligen Kenntnissen; sind diese richtig, kennen wir das Gute und Fehlerhafte der Dinge, so wählen wir allemal das Gute, und verwerfen allemal das Böse. Wer aber für gut oder böse hält, was es nicht ist, der irrt notwendig in seiner Wahl, verwirft das Gute und wählt das Böse, so oft er irrt. Aus diesem Grunde, ists so sehr wichtig, viele richtige Kenntnisse zu erwerben; deswegen ist der Irrthum so gefährlich. Es gibt freilich gleichgültige Irrthümer, die, sowol als die entgegengesezte Wahrheiten weder nüzzen noch schaden. Was ist daran gelegen, ob ich mich irre, indem ich einen Habichtsnasigten für einen Stumpfnasigten, ob ich Alexandern von Macedonien für einen König von Sparta halte, oder Frankreich nach dem Morgen verlege? Der Reisende aber könnte ohngestraft

in

in lezteren Irrthum nicht verfallen. Ein mannbares Mädchen darf nicht, ohne hart bestraft zu werden, sich in dem Karakter desjenigen, der sie zur Ehe verlangt, irren, und ihn für einen verständigen und gesitteten Menschen halten, da er ein lasterhafter Schwelger ist.

Die Menschen irren über das Gute und Böse selbst nicht so sehr, als über das Maas von beiden. Man sieht, z. B. wol, daß der Reichthum gut ist, d. h. daß er Vergnügen verschaft, weil man durch denselben allerlei Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten erwerben kann. Man weiß aber nicht sogleich, in welchem Maas er gut ist, und was er für Mängel und Beschwerden hat. Man bildet sich ein, daß der Reiche immer das Vergnügen empfindet, das ein Armer empfinden würde, wenn man ihn plözlich zum reichen Mann machte. Man weiß nicht, daß die Gewohnheit jenen gegen seine Vortheile gleichgültig macht, so wie der Arme gegen die seinen gleichgültig ist; daß der Reiche, der gewohnt ist, allerlei Einfälle zu haben, und sie auszuführen, immer mehr Einfälle hat, als er ausführen kann, und eben sowol als der Arme, eitele Wünsche hegt, und Mängel empfindet. Man weiß nicht, daß derjenige, der große Reichthümer besizt, auch mit vielen Sorgen und Unruhen, Furcht und Verdruß geplagt wird; daß er verliert, und daß der Verlust ihn mehr schmerzt, als sein Reichthum und sein Gewinn ihm Vergnügen geben.

Kinder pflegen die Erwachsenen zu beneiden. Sie sehn daß es gut ist, erwachsen zu seyn, sie irren sich aber in den Vorzügen derselben, und

in

in dem Maas ihres Glüks. Sie bilden sich ein, die guten Kleinen, daß die Erwachsenen nach Belieben handeln, und mit dem ihrigen thun können was sie wollen, weil kein Aufseher da ist, der ihnen die Zügel hält. Das ist nun aber sehr falsch, denn es ist kein Mensch, den seine Bedürfnisse, seine Familie, seine Pflichten nicht einschränken solten; der sich nicht öfters manches angenehme versagen müßte. Er hat freilich mehr Freiheit als ein Kind, aber seine Freiheit ist doch sehr eingeschränkt. Der Vorzug der Erwachsenen besteht also nicht in der Freiheit ihren Einfällen zu folgen, sondern in der Klugheit solche einzuschränken, in einer reifen Vernunft, in einer Menge angenehmer Kenntnisse, in der Kunst mit den Menschen umzugehn, und sich ihre Liebe zu erwerben.

Ein junger Mensch, den sein Geschmak oder die Verführer in Ausschweifungen, in die Trunkenheit z. B. stürzen, irrt zwiefach. Nicht als ob es kein Vergnügen wäre zu trinken, oder als wenn er die Trunkenheit als etwas angenehmes ansähe; seine Hofnung des Vergnügens ist gegründet, und die Gefahr ist ihm bekannt. Hier ist aber der Irrthum, er stellt sich das Vergnügen viel zu groß, und die Gefahr viel zu klein vor. Er bildet sich ein, daß er immer mit vielem Vergnügen trinken wird, er kennt oder achtet für nichts den Ekel eines überladenen Magens; er schmeichelt sich, der Trunkenheit zu entkommen, oder wenigstens, daß sie von keiner übeln Folge seyn wird, und rechnet auf seinen festen Bau, oder wol gar auf die Vorsicht, die er bei seiner Schwelgerei brauchen will, und wirft die traurigen Fol-

gen der Trunkenheit, die er vor Augen hat, auf die Leibesschwäche dieser Elenden, oder auf ihre Unvorsichtigkeit, die er wol zu vermeiden sich verspricht.

Die Welt ist ganz voll solcher Irrthümer, woraus eine unsägliche Menge schädlicher Fehler entstehn. Andrerseits malt man sich gewisse Uebel, als Krankheit, Armuth, Tod, die Beschwerden des hohen Alters, gewisse Gefahren und Mühseligkeiten des Lebens aufs schreklichste.

Niemals hat der Mensch die Wahl zwischen lauterem Wol oder Uebel, weil keines ist. Alles ist nach verschiedenen Verhältnissen mit Guten und Bösem vermischt. Die größte menschliche Weisheit besteht also nicht darin, daß er alles Böse vermeidet, und lauter Gutes genießt, sondern darin, daß er aus jeder Lage das mehreste Gute zu ziehn, und das geringste Uebel zu leiden weiß.

Da der Mensch frei ist, so hat er das Vermögen, das größte Uebel zu vermeiden und das Beste zu wählen, in allen Fällen wo Wahl statt findet. Wo nur eins zu thun ist, ist keine Freiheit. Einen solchen Fall hat es aber wol niemals gegeben. Diese Freiheit kann nur durch die Kenntniß der verschiedenen wählbaren Fälle bestehn. Sie erfordert also einen geübten Verstand, Aufmerksamkeit und Nachdenken. Der Unwissende und Unachtsame haben keine Freiheit, jener weil er nicht wählen kann, und dieser weil er nicht zu wählen weiß.

Viele Menschen wissen keinen Entschluß zu fassen, uud erholen sich Raths, d. h. sie verlangen, daß man ihren Entschluß für sie fasse. Dies thun sie, weil sie entweder die wählbaren Falle nicht kennen, und dann thun sie vollkommen recht, Belehrung darüber zu suchen, oder sie kennen sich selbst nicht genug, um zu wissen, ob dieses oder jenes für sie ist; oder sie suchen was unmöglich zu finden ist, etwas vollkommenes, und da sies nicht finden, so wissen sie in unvollkommnen Dingen ihre Wünsche nicht einzuschränken, und können den Muth nicht fassen, die damit verbundenen Beschwerden willig zu übernehmen, oder wissen diejenigen nicht zu wählen, wofür sie die mehresten Kräfte haben. Wer aber nachzudenken gewohnt ist, prüft genau die Vorfälle und seine eigne Kräfte; wenn er sie nicht genugsam kennt, so wendet er sich zu andern, sich belehren zu lassen, alsdann entschließt er sich selbst, ohne Rath zu verlangen, d. h. ohne von einem andern zu fordern, daß er für ihn wähle.

Wer Rath verlangt, geht einer von folgenden Gefahren entgegen, nemlich, daß derjenige, an welchen er sich wendet, nicht hinlänglich unterrichtet, oder von ganz andrer Gemüthsbeschaffenheit, als der Fragende sei. Ein guter Pächter hält um Louisen an; die frägt ihre Pathin um Rath, weil sie keine Mutter hat. Die Alte liebt sie und erschrikt über die Beschwerden der Landwirthschaft, über den Haufen Gesinde auf einem Gute, über die Sorge für die Milchkammer, die Küche, den Garten; und solche Unruhe ist ihre Sache ganz und gar nicht. Louise aber ist thätig, und wol

ein

ein wenig unruhig; der Vorschlag wäre ganz für sie, allein sie schlägt den Antrag aus. Man kann von einem andern nicht verlangen, daß er für uns die Sachen untersuche, wenn wir zu bequem sind, es selbst zu thun; und man muß immer voraussezzen, daß ein andrer unsre Angelegenheiten nicht so gut kennt, nicht so genau untersuchen wird, als wir selbst. Was hätte er für Nuzzen davon? Doch sind viele, die Rath verlangen, und noch mehrere, die ihn geben, ohne daß man sie darum bittet.

Was die Freiheit am meisten beschränkt, ist die Lust, die Neigung und die Leidenschaft. Die Lust ist ein vorzüglicher Hang zu einem gewissen Gegenstande, der doch die übrigen nicht ausschließt. Die Neigung ist eine bestimmte und herrschende Lust, als etwa zur Schmauserei, zu starken Getränken, zum Spiel, zum Tanz. Der Widerwille gegen etwas heißt Abneigung; so haben einige eine Abneigung gegen gewisse Speisen, gewiße Gesichter, gewisse Farben, ꝛc.

Diese Neigungen und Abneigungen werden Gewöhnungen; wenn solche böse sind, heißen sie Laster. Wenn die Neigung oder Abneigung so stark ist, daß die Gegenwart ihres Gegenstandes die Gemüthsruhe des Menschen stört, nennt man sie Leidenschaft. Jede Lust und jede Neigung kann zur Leidenschaft werden.

Sehr mannigfaltig ist die Lust; dieser zieht eine Speise, und jener eine andre vor; einige lieben gewisse Farben, und vielen behagt die Musik; andre ziehn das Lesen, uud noch andre gewisse Arbeiten,

beiten, Malen, Stikken, vor. Diesen gefällt solches Zeug, andern ein anders. Dieser liebt die Vögel, jener die Hunde, ein dritter die Kazzen, und ein vierter die Mäuse. Es gibt ganz ausserordentliche Lüste. Man hat Leute mit Vergnügen Raupen und Spinnen essen, das Gequake der Frösche, oder Mauzen der Kazzen hören, gesehn. Solche sind der Spötterei ausgesezt, allein manche sezzen sich darüber weg und folgen ihrer Lust. Die Lust läßt sich nicht durch Vorstellungen ändern; alle mögliche Ermahnungen können nicht machen, daß einer süß findet, was ihm sauer schmekt.

Die Haupt- und Grundneigung des Menschen ist die Selbstliebe, und der Wunsch seines Wolseyns. Diese ist unüberwindlich und unveränderlich. Sie ist von einem unendlichen Nuzzen, oder vielmehr, es fließt alles Gute aus derselben; denn alle Arbeit, alle Bemühungen der Menschen zielen dahin ab, sich angenehme Empfindungen zu verschaffen, und das unangenehme zu vermeiden. Eben diese Neigung ists aber auch, die alles Böse erzeugt, was der Mensch thut. Der Säufer sucht im Saufen das Vergnügen, der Dieb im Stehlen Reichthum; die Selbstliebe treibt sie zu diesen Ausschweifungen, weil sie das Gute und Böse, und ihr Maas nicht genug kennen. Wer das Böse für gut hält, wählt dieses Böse, und leidet darunter. Wer das Mittelmäßige fürs Beste ansieht, verliert das Beste, und hat nur das Mittelmäßige. Wenn man einem zwei ungleiche Beutel anbietet, so greift der Unbesonnene nach dem größten; der Vorsichtige aber öfnet die Beu-

tel, wenn er die Erlaubnis dazu erhält, und sieht, daß der kleine Gold, und der große Kupfer enthält.

Was dem Menschen die Wahl erschwert, und ihn in Verlegenheit sezt, ist, daß er fast immer zwischen den gegenwärtigen Augenblik und der Zukunft wählen muß. Von der einen Seite gegenwärtige Mühe und Arbeit mit einer scheinbaren Hofnung künftiger Vortheile; von der andern, gegenwärtige Bequemlichkeit und Vergnügen mit der Furcht und der Gewißheit der zukünftigen Strafe. Der Säufer hat die Wahl zwischen dem gegenwärtigen Vergnügen zu trinken, mit Uebelkeiten auf dem Abend, und morgen Kopfschmerzen und Bauchgrimmen; oder dem gegenwärtigen Kampfe wider seine Neigung, und morgen die Gesundheit. Allein die Uebelkeit kommt erst auf dem Abend, und die andern Beschwerden erst morgen; Wasser- oder Schwindsucht werden wol noch einige Jahre zögern, und der Wein ist schon da. Der Dieb hat die Wahl zwischen einer angenehmen Habe ohne Mühe, nebst dem Gefängniß oder Strang in der Folge; oder einem arbeitsamen und ruhigen Leben. Allein das Geld ist da, er darf nur zugreifen; er müßte jezt arbeiten, und Gefängniß und Galgen sind noch in der weiten Zukunft. Bei jeder Arbeit ist die Mühe gegenwärtig, und der Lohn soll erst erfolgen; bei der Unordnung aber sind Gewinn und Vergnügen da, und die Strafe noch fern. Der Akkermann sät im Frühling, und erndtet erst im Herbst. Wer Bäume pflanzt, kann erst nach langen Jahren Frucht oder Schatten davon erwarten. Erst im

männlichen Alter wird der Jüngling seine Vorbereitung genieſſen. Das Gegenwärtige macht aber mehr Eindruk, als eine zuweilen entfernte Zukunft. Daher ſo viel Nachläßigkeit und Unordnung.

Die Neigung zum Schmauſen, zum Trinken, zum Vergnügen, zum Spiel iſt ſehr gemein. Ihre übeln Folgen haben wir ſchon erzählt. Sie wird zwar nicht mit uns geboren, wir ſind aber natürlicherweiſe dazu aufgelegt; wir lieben uns, und dieſe Dinge ſind angenehm. Die Neigung aber entſteht erſt aus der, und zwar öfteren Gelegenheit ſolches zu genieſſen. Es hängt ſehr von uns, und noch mehr von unſern Eltern, in unſrer Kindheit ab, uns ihnen zu unterwerfen oder davor zu behüten. Ein Mann, der hart erzogen, zur Mäßigkeit und Arbeit angehalten worden iſt, hat ſolche Neigungen nicht.

Der Menſch ſcheint eine natürliche Neigung zur Beſtrebſamkeit zu haben; der Beweis davon iſt, das unruhige Weſen der Kinder. Dieſe Betriebſamkeit verſchwindet mit den Jahren, wenn man ſie nicht anſpornt; das ſieht man faſt an allen rohen Völkern, die in Unthätigkeit verſinken, und aus Faulheit, die Bequemlichkeiten, die ſie unter den Händen haben, verſäumen. Die Neger am Senegal, z. B. nehmen lieber mit ein wenig Reiß vorlieb, als daß ſie die Mühe der Jagd oder der Fiſcherei übernehmen. Dieſe Thätigkeit erhält ſich aber, wenn ſie nur ein wenig durch Arbeit oder Vergnügen gereizt wird. Im erſten Fall wird ſie nüzlich und regelmäßig; im andern artet ſie oft in Unruhe und Zügelloſigkeit aus.

Der Mensch ist so thätig, daß eine der größten Strafen, womit die Obrigkeit die Widerspenstigen und Uebelthäter belegt, in Gefängniß und Banden, d. h. in Unthätigkeit und Beraubung der Freiheit besteht. Die Thätigkeit treibt uns zur Arbeit an, und macht uns zu nüzlichen Menschen. Sie reizte aber auch den Alexander und Pyrrhus, und manchen andern, zur Verwüstung der Erde, nur damit sie etwas zu thun hatten. Der Mangel an Beschäftigung stürzt den Menschen in eine traurige Schwermuth, die Langeweile heißt, und schlimmer ist, als eine schwere Krankheit.

Die Neubegierde ist eine der ersten Neigungen der Menschen. Bei den rohen Völkern scheint sie mit den Jahren zu verschwinden, nachdem sie das kleine Maas von Kenntnissen angefüllt hat, das diese bei ihrer Lebensart bedürfen. Bei uns gibt ihr die Mannigfaltigkeit und Menge der Gegenstände, und der Unterricht, den Kindheit und Jugend geniessen, eine Kraft, die zuweilen an die Leidenschaft gränzt. Diejenigen, die schon viel gelernt haben, finden so viel Vergnügen daran, mehr zu lernen, daß viele Männer durch ihre Eingezogenheit ihrer Gesundheit schaden, und ihr Leben verkürzen. Diese Neigung ist uns, bei der Menge von Sachen, wobei Wahl, Mäßigung und Vorsicht so wichtig sind, sehr notwendig.

Diese Neugier verleitet aber auch eine Menge Müßiggänger, sich in die Angelegenheiten andrer zu mischen, sich um das, was bei den Nachbaren vorgeht, zu bekümmern, die Handlungen der Leute auszuspüren, und Bediente und Kinder auszufragen.

gen. Solche werden gemeiniglich wegen ihres Müssigganges verachtet, und wegen ihren Klätschereien gehaßt; denn selten behalten sie ihre Entdekkungen für sich; und wie sie mehrentheils nur rathen, weil man ihr Nachforschen soviel als möglich verhindert, und sie daher nur halb sehn, so treffen sie schlecht, streuen falsche, und oft beleidigende Gerüchte aus. Solche Klätschereien entzweien oft Freunde und Verwandte, stürzen Häuser, und verursachen Blutvergiessen.

Die Begierde, die Natur zu erforschen, hat schon oft sehr geschadet und beunruhigt. Manche legen sich auf kostbare Untersuchungen, worunter einige auf nüzliche Entdekkungen gestossen sind. Andre haben Tag und Nacht gegrübelt, um Dinge zu entdekken und zu erklären, die allem Anschein nach der Mensch niemals entdekken und begreifen wird. Und die menschlichen Kenntnisse, so groß sie auch seyn mögen, sind in ziemlich enge Schranken, durch unergründliche Abgründe, die sie von allen Seiten umgeben, eingeschränkt. Wir kennen z. B. wol einigermaßen den Bau unsers Leibes, d. h. die Haupttheile woraus er besteht. Wir kennen aber weder das innre Gewebe dieser Theile, noch die Ursach ihrer Bewegung, noch wie die Speisen, die wir geniessen, sich in diese harte und weiche, feste und flüßige Theile verwandeln. Die Oberfläche der Erde kennen wir so ziemlich, ihren innern Bau aber nicht; ob etwa ein immerwährendes Feuer in ihren Eingeweiden brennt, wie Steine und Metalle sich in ihrem Schooß bilden. Mit einem Wort, es wäre ein unendliches Unternehmen, alles das zu benennen, was wir nicht

ergründen können; denn von allen Dingen kennen wir höchstens die Oberfläche, und die in die Augen fallenden Theile. Die Organisation aber, das Gewebe, das innre Spiel, das Leben, die Bewegung sind uns unerforschliche Geheimnisse. Man hat Leute gesehn, die durch diese Schranken brechen wolten, von Sinnen dabei kommen, weil sie ihren Verstand zu sehr angestrengt hatten. Die Neugier schadet denen auch, die zuviel auf einmal umfassen wollen; sie lernen nichts, die Menge verwirrt ihre Begriffe.

In allen Ländern, wo es Reiche gibt, ist vielleicht kein Mensch, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben, reich zu seyn gewünscht hätte. Wenn dieser Wunsch nicht bis zur Leidenschaft steigt, so ist er ein Sporn zur nüzlichen Thätigkeit, zur vorsichtigen Haushaltung; wodurch der Mensch nicht eben seinen Zwek erreicht, aber doch zu einem mäßigen, und seinem Stande angemessenen Glükszustand gelangt, wenn ihn Unglüksfälle nicht daran hindern. Steigt aber die Begierde bis zur Leidenschaft und Aengstlichkeit, so hat der Mensch viel davon zu leiden, denn selten kann man eine solche Begierde sättigen; und um desto weniger, weil diese immer mit dem Reichthum zunimmt. Wer tausend Thaler gewünscht und erhalten hat, wird bald zehntausend begehren; bald darnach hunderttausend, dann eine Million, und immer mehr, wenn er immer erwirbt.

Solche begierige Menschen können nur selten durch erlaubte Mittel zum Zwek kommen, und so greifen sie nach den unerlaubten, nach Wucher,

Unge-

Ungerechtigkeit, Raub, und allerlei sträflichen Kunstgriffen, bis daß ihr Verhalten der Obrigkeit zu Ohren kömmt, und bestraft wird.. Aus Haabsucht werden sie geizig, sie entziehen sich auch die nötigsten Bedürfnisse, und leben bei ihrem Reichthum elend. Der geringste Verlust macht sie unglüklich.

Zuweilen macht einer ein großes, plözliches und unerwartetes Glük, etwa durch Erbschaft, oder durch Spiel, (als in der Lotterie,) oder er findet eine ansehnliche Summe, oder besondere Umstände sind ihm günstig. So gewannen einige arme Handwerksleute, in einer gewissen Stadt, jeder einige tausend Thaler in der Lotterie; ein englisches Dienstmädchen noch mehr; ein altes Weib fand einen Beutel mit dreihundert Thalern, indem es Sand grub; ein armer Engländer that eine große Erbschaft; ein Pächter hatte bei der Theurung eine gute Erndte; Handwerker haben ausserordentlichen Verdienst, wenn ihre Arbeit stark abgeht, z. E. wenn sie für die Armee bei Kriegeszeiten arbeiten. Selten aber ist solches schleunige Glük dauerhaft, weil es die Leute, die mit Reichthum nicht umzugehn wissen, zu verderblichen Thorheiten verleitet. Sie, die nie große Summen in Händen gehabt, lassen sich durch die schweren Beutel verblenden, und glauben sie unerschöpflich. Alle, die ich vorhin anführte, haben ein schlechtes Ende genommen. Die Handwerker, die in der Lotterie gewonnen hatten, legten die Arbeit weg, schmausten, und wurden bald elender als vorher, weil sie Geschmak an Müßiggang und Lekkerbissen gewonnen hatten. Der Erbe that

desgleichen, die Magd erhieng sich vor Bestürzung, die Alte wurde närrisch, und muste eingesperrt werden. Die Uebrigen pflegen in Schwelgerei, Ueppigkeit und Vernachläßigung ihrer Geschäfte zu verfallen, und das Vermögen geht geschwind genug hin.

Es hat Menschen gegeben, die den Reichthum verachteten, weil sie wußten, daß man ohne ihn zufrieden leben kann, und daß er manche Beschwerden verursacht. So dachten vormals Solon, Sokrates, Diogenes, Camillus, Fabricius; so lehrten und handelten Jesus und seine Schüler. Es wurde ihnen Reichthum angeboten, sie schlugen ihn aber beständig aus.

Der Wunsch geschäzt und geehrt zu werden, ist eine Hauptneigung des Menschen. Wenn er uns nicht angeboren ist, so findet er wenigstens bey uns große Anlage. Die kleinsten Kinder haben Gefühl für Lob und Tadel. Die Ehre ist kein leeres Hirngespinst, denn die Menschen sind gegen diejenigen, die sie schäzzen, gefällig; sie räumen ihnen Vorzüge ein, und sind willig zu ihrem Dienst. Die Gleichgültigen aber lassen sie laufen, und den Verachteten beleidigen sie.

Die Menschen schäzzen verschiedne Dinge, je nach dem Begrif, den sie davon haben. Wer den Reichthum für das größte Gut hält, ehrt die Menschen nach Verhältniß ihres Vermögens. Wer den Puz liebt, schäzt die Wolgepuzten. Andre erweisen der Schönheit große Ehre. Wer die Gelehrsamkeit achtet, ehrt den Gelehrten, und andre schäzzen die Menschen nach dem Maasse ihrer

nüz-

nüzlichen Betriebsamkeit und des Zutrauens, das man in ihre Redlichkeit sezzen kann. Fast überall sind die Gewerbe, die die mehreste Achtung erhalten, nicht die nötigen, sondern die zu einem etwanigen Glük führen. Erstere werden nicht selten verachtet. So genieſſen der Uhrmacher, der Goldschmid, der Perükenmacher, der Stikker mehr Ehre als der Akkermann, der Zimmermann und der Schmid. Das kömmt daher, daß leztere gemeiniglich arm und ihre Sitten grob und unangenehm sind. Die gesitteten Völker sind so ekel, daß sie angenehmes Schnizwerk der bäurischen Nuzbarkeit vorziehn. Auch sucht der gröſte Haufen durch Puz, und alles was ihm das Ansehn von Reichthum geben kann, die Achtung zu gewinnen. Sie sprechen von groſen Summen, von kostbaren Malzeiten; sie verbergen ihre Dürftigkeit, oder ihre Mittelmäßigkeit, unter dem Schein und der Sprache der Pracht. Mancher, um ein Kleid oder ein Kopfzeug nach der Mode anzuschaffen, ißt sich kaum in troknem Brod satt. Ein andrer hat ein seidnes Kleid und kein Hemde, und zieht die Pracht der Notdurft vor. Wer kein goldnes Geschmeide, Edelgesteine und Perlen haben kann, trägt verguldetes Silber, Glassteine und Wachsperlen. Ein armer Jüngling hatte keine Uhr, er hieng Uhrband und Schlüssel an eine blecherne Büchse, und ließ das Band eben so sorgfältig sehn, als er die vermeinte Uhr verbarg. Er wurde aber einstens angeführt, als man ihn nach der Zeit fragte. Ein solcher läßt sich im Nachtzeuge oder bei Tische nicht sehn, um seine Dürftigkeit nicht zu verrathen. Dennoch gukt diese oft durch, und dann erröthen sie und werden

heimlich ausgelacht. Sie machen einen thörichten Aufwand, um sich zu behaupten, und das Ende davon ist die äusserste Noth, ohne daß sie Mitleid finden. Selbst die Neger wollen unter ihren Lumpen reich scheinen; sie tragen am Gürtel einen großen Bund Schlüssel, als wenn sie viele Kasten hätten. Man sagt, daß die Spanier das Hemde um Brod verkaufen und den Degen behalten.

Andre, und vorzüglich das andre Geschlecht, sezzen ihren Werth in der Schönheit, daher so viel unbequemer Puz; die langen Kleider, die Reifrökke, die Schnürbrüste, die die schiefen Beine, Hüften und Schultern bedekken. Man sagt, daß die vornehmen Damen täglich einige Stunden am Puztisch zubringen. Diese Damen haben nicht Zeit etwas nüzliches vorzunehmen, sie versäumen ihre Wirthschaft, und machen übertriebenen Aufwand an Puz. Und man unterscheidet doch eine schöne Person von einer häßlichen; diese wird ausgelacht, und jene beklagt man, daß sie sich durch beschwerlichen Puz verunstalten, und weniger angenehm machen muß. Daß rohe Völker sich bunt bemalen, und die Glieder mit Muscheln, Ringen und Glascorallen beschweren; ist bekannt.

Viele sezzen ihre Ehre darin, von Eltern geboren zu seyn, die sich durch Geburt, Ehrentitel oder Aemter auszeichneten, oder für solche gehalten zu werden. Viele, z. B. geben sich für Edelleute, Freiherren und Grafen aus, wo man sie nicht kennt. Wenige werdens gestehn, daß ihr Vater ein Handwerker war. Das hilft ihnen, bis man die Sitten der ersten und den wahren Stand der andern kennt; alsdann spricht man von jenen:

Schade,

Schade, daß der Nichtswürdige einen so verehrungswürdigen Vater hat; und von diesem: Er ist ein Narr und ein Lügner; und beide werden aus der Gesellschaft ordentlicher Leute gejagt. Kinder armer und geringer Eltern, die ohne ihren Vater zu verläugnen, sich in einen bessern Stand hinaufgeschwungen haben, werden geschäzt, weil man denkt, daß sie viel Verdienst, Geschiklichkeit und Fleiß haben müssen.

Man trift Leute und vornemlich junge Leute an, die sich eine Ehre daraus machen, mehr als andre zu fressen oder zu saufen. Man lieset in der Geschichte, daß Cyrus der jüngere, der die Gunst der Lacedemonier gewinnen wollte, ihnen unter andern von sich rühmte, daß er mehr Wein, als irgend einer im Lande, vertragen könnte. Einige Völker bemühen sich die andern in der Geschiklichkeit die größten Bissen hinunter zu schlukken zu übertreffen, und ringen nach der Ehre des Sieges. Andre suchen ihren Ruhm in der Stärke ihres Arms, in der Schnelligkeit ihrer Füße, in der Kraft ihrer Lunge. Dies alles ist in der That ein Vorzug. Folgendes aber eben nicht. Viele Männer und noch mehrere Weiber pralen mit Weichlichkeit, und affektiren sogar dies oder jenes nicht anrühren, keine Viertelstunde ohne Ermüdung gehn, keine Kleinigkeit heben, weder Hizze noch Kälte vertragen zu können; beim Anblik eines Frosches, einer Maus, oder einer Spinne in Ohnmacht zu fallen, und beim geringsten Uebelgeruch ausser Fassung zu kommen.

Unter den Edelleuten ist eine besondre Art von Ehre stark in der Mode, die zu den niedrigsten

Classen

Classen des Pöbels herabgesunken ist. Sie besteht darin, daß die Männer nie die geringste Beleidigung, nie den mindesten Schein von Verachtung, nie den kleinsten Widerspruch leiden; sie sehn solches als eine Ehreverlezende Beschimpfung an, und glauben sie müssen ihre Ehre durch Schlagen und Schläge bekommen wieder ersezzen. Die Edelleute brauchen den Degen und die Pistole, der Burger hat an Faust und Stok genug. Ersterer glaubt seine Ehre völlig unversehrt, wenn er einen Stich in den Bauch hat, oder wenn ihm die Finger abgehauen sind; und der Bürger, wenn er ein blaues Auge, oder Bäulen am Kopf davon trägt.

Man trift auch Männer an, die nur durch Geschiklichkeit, Wissenschaft, gutes Betragen Ehre suchen, und alles übrige verachten. Wer ihre Verdienste kennt und schäzt, ehrt sie. Allein es finden sich auch viele, die solches Verdienst nicht kennen, und nicht kennen mögen; denn der größte Haufen urtheilt nach dem Schein, nach dem Kleide, nach dem äussern Betragen. Wer mit Weisheit und Tugend äussere Annehmlichkeit verbindet, erhält den mehresten Beifall.

Das Lob ist ein Zeichen der Achtung, alle Menschen lieben es, und man kann dadurch ihre Liebe gewinnen, daß man sie lobt. Daher findet man Leute, die alles loben, und bei jeder Kleinigkeit in Entzükken gerathen. Sie rühmen ein Band, das gute Ansehn eines Gesichts, auch wenns krank ist. Das thun sie, nicht aus Ueberzeugung, sondern um sich einzuschmeicheln, oder aus gutem Herzen, jenem einen Gefallen zu thun, oder auch aus Gewohnheit. Oefters spotten sie des hinter

dem

dem Rükken, was sie in Gegenwart gelobt haben. Ueberhaupt tadeln die Menschen gern. Einige sind auf Lob so sehr begierig, daß sie beständig von dem sprechen, was sie ihrer Meinung nach lobenswürdiges gethan und gesagt haben. Solche liebt man nicht, man nennt sie Prahler. Andre thun, als wenn sie sich tadelten: man glaubt, daß es in der Absicht geschieht, daß man ihnen widerspreche, und sie lobe. Dieser Kunstgrif wird verlacht, und die Klügeren sagen, es sey besser, gar nicht von sich zu sprechen. Wer Fehler an sich hat, von denen er Schande befürchtet, verhehlt sie sorafältig. Die mehresten würden lachen, wenn man sagte, daß sie sich betrunken haben, und würden daraus einen Spas machen, die sich sehr beleidigt halten würden, wenn man von ihnen sagte, daß sie buklicht oder arm wären.

Ein jeder lobt und tadelt, und viele ohne Einsicht. Mancher rühmt ein Stük Musik, der keine Note kennt, oder während dem Concerte geplaudert hat. Ein andrer lobt eine Rede, ein Buch, ein Werk, das er nur im Vorbeigehn gesehn, und dessen Werth er nicht kennt. Noch ein andrer rühmt ein Gemälde, und hat von der Malerei keinen Begrif. Eben so wird der Tadel ausgespendet. Bei einigen geschiehts aus Freundschaft oder Haß; bei andern, um sich das Ansehn eines Kenners zu geben.

Alle Menschen lieben die Gesellschaft; die kleinsten Kinder freuen sich, Kinder von ihrem Alter zu sehn. Dieser Trieb macht, daß wir zu unsern Spaziergängen die Oerter wählen, wo die mehresten Menschen gehn; und den Umgang suchen.

Er

Er ist der Stifter der Trinkhäuser. Durch ihn findet der Verständige Vergnügen, und der unbesonnene Jüngling Vernachläßigung der Pflichten, ein verderbliches Spiel, Laster und Schwelgerei. Das andre Geschlecht pflegt nicht solche öffentliche Häuser zu besuchen, es hält sich aber durch Besuche schadlos. Es finden sich auch Menschen, die die Gesellschaft fliehen, doch selten anders, als im hohen Alter, oder nach einem heftigen Verdruß. Die Gesellschaft beider Geschlechter wird vorzüglich geliebt.

Wir trachten nach der Liebe unsers Gleichen. Die Mittel, sie zu erlangen, sind ohngefähr dieselbigen, wodurch man die Achtung erwirbt. Die Freundschaft erfordert überdies eine gewisse Aehnlichkeit des Gemüths und der Gesinnung, Zutrauen, gegenseitige Dienste. Wer leicht Freundschaft macht, steht in Gefahr lasterhafte Freunde zu haben, und von ihnen verführt zu werden. Der Reiche, und der Ehrenämter bekleidet, haben viele Freunde, man drängt sich um sie her, weil sie einen guten Tisch haben, Geschenke geben, zu Bedienungen verhelfen und bei einem Rechtshandel dienen können. Wenn aber der Reiche zu Grunde geht, und jener seines Amtes entsezt wird, so verlieren sich alle diese Freunde. Man hat Freunde gesehn, die für ihre Freunde ihr Leben gewagt haben. Das ist sehr selten. Häufiger sind solche, die von ihren Freunden ungerechte Dienstleistungen verlangen, und es übel nehmen, wenn sie ihnen versagt werden. Man trift welche an, die ihren Freunden nichts verweigern, weil sie ihrem Anliegen nicht widerstehn können, und

glau-

glauben, daß die Freundschaft alles leisten muß. Man verschwendet den Namen Freundschaft bei blossen Bekanntschaften, oder lustigen Cameradschaften. Es heißt, daß man den Freund nur in der Noth erkennt.

Die Menschen haben einen natürlichen und vielleicht unwiderstehlichen Hang zur Nachahmung. Man siehts bei den Kindern in der Wiege; und Männer thun, was sie thun sehn. Daher kömmts, daß böse Gesellschaften gute Sitten verderben. Kinder und Männer entschuldigen sich damit: Hats doch dieser auch so gemacht, das thun viele. Am häufigsten nimmt man von denen Beispiel, die man liebt oder ehrt. Also ahmt das Volk den Großen nach, und richtet sich mit Nachäffen zu Grunde; so spielen die Kinder gern Besuch, und thun wie die Erwachsenen. Bei kriegerischen Völkern rotten sich die Buben zusammen, marschiren, haben Fahnen, und zerschlagen einander mit Steinen und Stökken die Köpfe.

Die Nachahmung ist ein leichter Wegweiser: man sieht eher, was andre thun, als was man thun sollte. Wie aber die Beispiele gut und schlecht sind, so ist man in Gefahr, nach seinem Muster Böses zu thun. Es gehn auch viele auf diesem Wege verloren. Die Nachahmer sind hauptsächlich die jungen Leute, und solche die zu unwissend sind, sich zu führen: auch Schmeichler, die sich durch Nachahmung einschmeicheln wollen.

Man glaubt zuweilen, Personen, die man ehrt, gleich zu werden, wenn man ihnen nachahmt. So ahmen Kinder ihren Eltern nach; so nehmen

Bediente den Ton und die Geberden ihrer Herren an. Die Höflinge des Alexanders hiengen den Kopf, weil Alexander ihn hieng. Solche Nachahmung bleibt gewöhnlich bei den Fehlern stehn, weil diese auffallender und leichter nachzuahmen sind. Es ist leichter, als ein gelehrter Mann schief zu gehn, als so gelehrt wie er zu werden.

Von der ersten Kindheit an stehn unsre Herzen dem Mitleid offen. Ein Kind schreit, weil es ein anders schreien hört. Niemand kann einen Leidenden sehn, ohne Rührung, und ohne einen Trieb ihm zu helfen. Diese Neigung ist für den Armen und Kranken sehr vortheilhaft, sie finden darin Hülfe, oder wenigstens Trost. Diejenigen, die zu dem Anblik des Elendes und der Schmerzen, wie die Hospitalwärter, oder zu Klagegeschrei, wie die Kerkermeister, gewöhnt sind, haben wenig Empfindung. Man findet zuweilen Menschen, die das Mitleiden gar nicht zu kennen scheinen; sie sind aber selten. Die Leidenschaften, als Zorn, Rache, Haß oder Neid erstikken es zuweilen, und lehren Grausamkeit. Es gibt sogar Fälle, wo die Menschen ihrem mitleidigen Herzen kein Gehör geben dürfen. Der Vater, der sein Kind durch Strafe zur Beßrung führt; die Obrigkeit, die den Uebelthäter, zur Erhaltung öffentlicher Ruhe und Glüks, strafen muß; der Wundarzt, der das Leben eines Menschen zu retten, eine schmerzliche Operation vorzunehmen hat, müssen das Mitleid, das ihnen die Pflicht so sehr erschwert, erstikken. Die Kinder scheinen zuweilen grausam, es ist Theils aus Unwissenheit des Schmerzens, den sie erregen, Theils aus Leichtsinn, weil sie ihn nie bemerken.

Die

Die Thiere, die von ihrem Muthwillen am mehresten zu leiden haben, sind die, die keine recht auffallende Zeichen von Schmerzen von sich geben, als z. B. die keine Stimme haben, wie die Insekten. Die Bergvölker in Labrador tödten ihre hinfälligen Väter aus Mitleiden, um ihnen die Beschwerden und Schmerzen des hohen Alters zu ersparen.

Drittes Kapitel.

Von der Gewöhnung.

Die Gewohnheit vermag viel über uns, sie erleichtert uns Uebungen, die an sich, oder im Anfange schwer sind. Durch ihre Hülfe kann man geschwind lesen, schreiben, Clavierspielen, laufen, den ganzen Tag eine schwere Arbeit aushalten, den Leib und die Glieder nach Belieben drehen. Sie gibt allen Gliedern Gelenkigkeit, und allen unsern Bewegungen Leichtigkeit. Sie ists, die einen so großen Unterschied zwischen dem Mann und dem Kinde, zwischen dem Meister und dem Lehrling, zwischen dem gesitteten und rohen Menschen macht. Ihr hat man die Genauigkeit und Geschwindigkeit der militairischen Bewegungen, der Tänzer seine Leichtigkeit, der Reiter seine Festigkeit und Freiheit zu danken. Sie bildet Augen und Ohren und alle Sinne aus.

Die Gewöhnung schwächt jeden unangenehmen Eindruk. Geräusch, Gestank, Mühe und Arbeit, selbst Schmerz, Hunger und Durst, Armuth und Lumpen, alles, mit einem Wort, wird dadurch erträglicher. Sie lehrt uns den Zwang unsrer unbequemen Kleidung ertragen. Sie fesselt uns an die Gegend, die Menschen und die Dinge. Durch sie zieht der Grönländer und der Lappe seine Eis- und Schneefelder unsern Feldern und Auen, seine Hütte unsern Häusern, und seinen thranichten Fisch unsern Lekkerbissen vor. Daher kömmt die seltsame Vaterlandsliebe, die den Menschen nach seinem Geburtsort seufzen, ihn in der Fremde trauern, sich verzehren, krank werden und sterben macht, obgleich der Geburtsort öfters schlechter ist, als die fremden Gegenden, und ob sie wol nie hoffen können, in jenem wiederzufinden, was sie in diesem zu verlassen bereit sind. Die Gewohnheit ist so stark, daß wir uns zuweilen mit einer Art von Sehnsucht an den Ort erinnern, wo wir vor diesem auch mit wenigem Vergnügen gewohnt haben. Jederzeit sehn wir mit Freuden diejenigen wieder, mit denen wir sonst, und zumal in unsrer Jugend Umgang gehabt, selbst solche, die wir eben nicht schäzten. Das macht die Trennungen so schwer.

Viele Leute halten ein Stük Zeug, Hausgeräth oder ein Buch werther, als es ist, weil ihnen diese Sachen durch einen langen Gebrauch lieb geworden sind. Daher erzählen alte Leute so gern die Begebenheiten ihrer Zeit, weil sie sich daran zu denken gewöhnt haben: sie lieben die alten Lieder, Tänze und Gebräuche, und können keinen Geschmak an Neurungen gewinnen.

Die

Die Gewöhnung benimmt uns den Geschmak des Guten. Ein Armer, der selten einen Tropfen Wein trinkt, genießt ihn mit dem innigsten Vergnügen. Und der Reiche, der täglich die ausgesuchtesten Weine hat, macht sich daraus nicht viel. Der Genesende schmekt die Gesundheit, der Gesunde fühlt sie nicht. Die Empfindung des Genesenden wird bald verschwinden, und wenn der Arme in den Stand kommt, wo er täglich Wein trinken kann, so wird er viel von seinem vorigen Vergnügen verlieren. Also ists umsonst, daß der Mensch zuweilen seinen Wunsch erlangt, bald wird er des reizenden Genusses müde, und wünscht aufs neue.

Wenn uns aber gleich die Gewöhnung die Dinge unschmakhaft macht, so bindet sie uns doch so stark daran, daß wir sie nur schwerlich entbehren können. Dieser Mensch, der so stark Wein trinkt, trinkt ihn ohne Vergnügen, und kann ihn nicht lassen. Er war ihm erst ein Genuß, jezt ist er ihm eine beschwerliche Nothdurft. Allein die Kraft der Gewöhnung geht noch weiter; sie unterwirft uns künstlichen Bedürfnissen, und macht uns unnüzze Dinge notwendig. Der Tabak ist eines von den sonderbaren Bedürfnissen, dessen Grund, Nuzzen oder Annehmlichkeit man nie einsehn kann; und doch ist es so stark, daß das Entbehren eine wahre Qual wird. Vermuthlich hats der Kaffee der Gewöhnung mehr als dem Vergnügen, oder seiner Vortreflichkeit zu danken, daß er so unglaublich im Schwange ist. Viele Leute sagen, sie können kein Wasser trinken; das macht, weil sie sich zu sehr zu andern Getränken gewöhnt haben.

Die Geschichte erzählt, daß Mithridat, König eines Theils von Asien, sich so zu dem Gifte gewöhnt hatte, daß es ihm nie gelang, als er sich endlich selbst vergiften wolte. Die Gewohnheit Wein zu trinken macht, daß man eine unglaubliche Menge hinunter schlukken kann. Der Araber geht barfuß in seinen brennenden Sandwüsten, wo unsre Reisenden kaum mit starken Stiefeln stehn können. Der Grönländer geht durch seine Schneefelder, wie wir durch unsre Wiesen. Der Soldat lernt in einem langwierigen Krieg die Strapazen aushalten, und wenn er wieder zur Stadt kömmt, kann er kaum die verschlossene Luft darin aushalten; Stube und Bett sind ihm ängstlich. Eben so gewöhnt sich der Reisende; je länger die Reise, desto leichter wird sie ihm. Nur der erste Schritt ist schwer, sagt man. Wer den Sturm aus dem Fenster zusieht, beklagt den, der draussen ist; und der durchgeweichte Reisende fühlt nicht die Hälfte von dem, was jener sich vorstellt. Mit dem Laster ist es eben so, als mit den andern Gewöhnungen. Die ersten Ausschweifungen kosten Müh, so wie die erste Anstrengung und die ersten Beschwerden, und bald gewöhnt man sich zu allen. Hingegen macht die Neuheit Eindruk, sie überrascht und reißt hin; sobald sie aber ihren ersten Reiz verloren hat, so kömmt man zum Angewöhnten zurük.

Anhalten, Arbeitsamkeit, Ordnung, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Beobachtung der Pflicht und Wachsamkeit sind oft die Wirkung der Gewohnheit. Gewohnheit heißt Tugend, wenn sie gut, und Laster, wenn sie böse ist. Selbst die Frö-

lichkeit,

lichkeit, die Entschlossenheit und der Muth fliessen gemeiniglich aus dieser Quelle, und entstehn aus der Gewohnheit vergnügt zu seyn, selbst für sich zu denken, und die Gefahr zu bestehn. Alle Anlagen, mit einem Worte, werden durch die Gewöhnung sehr gestärkt. Schwelgerei, Lekkerhaftigkeit, Spielsucht, sind blos Verwöhnung.

Viertes Kapitel.

Fortsezzung von den Neigungen.

Die Grobheit kömmt vom Mangel an Erziehung, oder an Umgang mit gesitteten Leuten. Die Menschen sind dagegen sehr empfindlich; ein vergessener oder schlecht gemachter Reverenz kann der Tugend selbst schaden. Dennoch finden sich Leute, die mit Fleiß die Groben, aus folgender Ursach spielen. Viele höfliche Leute sind Schurken; und die ärgsten übertreiben die Höflichkeit, damit sie ihre Bosheit dekken und sich einschmeicheln; also machen sie viele Komplimente, sagen viel angenehmes und schmeichelhaftes, bükken sich tief. Jene, die tugendhaft sind, oder tugendhaft scheinen wollen, hassen diese betrügerische Höflichkeit, oder stellen sich wenigstens so an, und verfallen in ein hartes und zuweilen grobes Betragen, das sie mit den Ehrennamen der Aufrichtigkeit belegen. Zuweilen ist diese vermeinte Aufrichtigkeit bloße Laune. Man weiß die wahre Aufrichtigkeit wol von der Grobheit, und Verstellung zu unter-

scheiden; sie besteht in der Freimüthigkeit, die Wahrheit, auch wenn sie unangenehm ist, mit Güte und Behutsamkeit, zu sagen. Man hört, z. B. fälschlich beschuldigen, man weiß die Wahrheit und sagt sie, ob man gleich weiß, daß der Widerspruch unangenehm ist, man widerspricht aber ohne Grobheit. Verstellung und Grobheit beleidigen aber ohne Noth, ohne eben auf Wahrheit zu sehn, und zumal ohne Schonung im Ausdruk. Andern Theils findet Schmeichelei gemeiniglich nur bei jungen Leuten Eingang, die noch nicht wissen, daß man den Leuten zu gefallen, und sie zu betriegen, lügen kann.

Es gibt Leute, die eine solche Fertigkeit zu lügen haben, daß sie lügen, nicht eben weil sie Vortheil davon erwarten, oder Vergnügen daran finden, sondern weil es ihnen zu einem Bedürfniß geworden, wie das Tabakschnupfen. Sie lügen beständig, bei den geringsten Kleinigkeiten. Das kömmt von der Gewohnheit, die man in der Jugend anzunehmen pflegt. Solche haben von ihrem Laster die betrübtesten Folgen zu erwarten. Sie werden zum Gelächter, man glaubt ihnen nicht, man rechnet gar nicht auf ihr Wort. Man will ihnen nichts leihen, die Wahrheit selbst in ihrem Munde findet keinen Glauben. Deswegen vermeiden vorsichtige Leute sorgfältig alle Lüge; sie gestehn lieber eine nachtheilige Wahrheit, als daß sie sich durch Lügen aushelfen solten. Sie gewinnen dabei. Die Wahrheit zieht ihnen zwar einen kleinen Verdruß zu, sie gibt aber allen ihren Reden Gewicht und Glauben; ihr bloßes Wort ist hinreichend, und sie werden von allen geschäzt.

Die Lüge hat die Menschen genöthigt, ein Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen, zu ersinnen. Es besteht in starken Betheurungen. Wahrhafte Personen mögen sie nicht brauchen, ihr bloßes Wort gilt. Viele aber mißbrauchen sie ganz erstaunend aus Verwöhnung; sie sagen nichts, ohne es auf Treu und Ehre und Seele zu betheuern. Diese sind der Lüge verdächtig. Ein Mensch, denkt man, der nicht lügt, weiß, daß man ihm Glauben beimißt, weil ers verdient, und bleibt also bei der blossen Aussage stehn, weil das übrige überflüßig ist. Dieser aber braucht Betheurung, er besorgt, daß man ihm nicht glauben möchte, so muß er fühlen, daß ers nicht verdient, er muß sich der Lügen bewußt seyn, und nun will er uns durch Betheurungen den Glauben abzwingen.

Ein Mensch, dem es immer wolgegangen ist, der nie Mühe und Noth gefühlt, der immer Hülfe und Bedienung gefunden hat, wird weichlich und schwach, fürchtet jede Anstrengung, jede Unbequemlichkeit, jede unangenehme Empfindung andrer, die bei ihm eine ähnliche Empfindung erregen würde. Daher entsteht Kleinmüthigkeit, Zaghaftigkeit, Furchtsamkeit, Argwohn und schlaffes Nachgeben.

Das Wort Kleinmüthigkeit bedeutet eine schwache Seele, wie etwa die Seele eines kleinen Kindes. Es bezeichnet solche, die nichts unternehmen dürfen, immer fürchten, daß es nicht gelingen, daß es ihnen an Kraft fehlen möchte. Ihr Wahlspruch ist: Ich kann nicht, ich werde nicht damit fertig werden; wie könnte ich das

thun? In der That, es gelingt ihnen nichts, weil sie nichts unternehmen, oder, wenn sie etwas unternehmen, so sind sie dabei so furchtsam, so schlaff, daß nichts gelingen kann. Sie wenden keine Kräfte an, weil die Zaghaftigkeit sie ihnen benimmt, oder sie an der Anwendung derselben hindert. Man kann sie mit einer Flasche guten Weins vergleichen, die man aber niemals öfnet, aus Furcht, der Wein möchte verloren gehn. Sie dürfen mit keinem Unbekannten sprechen, nichts erbitten, keinem widerstehn; sie besorgen, sie möchten beleidigen, ein Wort bringt sie ausser Fassung. Auch kann man mit ihnen machen, was man will, man darf sie nur erschrekken, und nichts ist leichter. Diese armen Leute sind also in Gefahr, ihr Bestes zu versäumen, ihre Rechte zu vergeben, und sich sehr zu schaden. Ein böser Mensch kann sie leicht verführen, denn sie können nichts versagen; Anliegen ist ihnen beschwerlich, Lermen ängstigt sie, sie können kein misvergnügtes Gesicht ansehn, keinen Vorwurf tragen.

Weichlichkeit macht, daß man den Anblik des Schmerzens und der Noth nicht ausstehn kann. Viele, wenn sie ein Kind fallen, einen Menschen angreifen oder in Gefahr sehn, werden so sehr gerührt, daß sie schreien, die Augen wegwenden und davon laufen. Sie besuchen keinen Kranken, um seine Schmerzen nicht zu sehn; keine Witwe, um ihre Klagen nicht zu hören, denn das geht ihnen durchs Herz. Der geringste Unfall der ihnen selbst begegnet, wirft sie zu Boden, es schwindelt ihnen, der Schrek verblendet sie, sie sind verloren, weil sie die Rettungsmittel vor ihren Augen nicht sehn.

Eine

Eine der schädlichsten Wirkungen der Weichlichkeit, ist die Furcht. Alles, was nur den Schein der Beschwerde, oder der Gefahr hat, erschrekt den Weichling. Die geringste Erhöhung, eine nicht ganz breite Brükke macht ihn zittern. Aber noch kann er sich mit einiger Gefahr entschuldigen. Mancher treibt die Furcht noch weiter; eine Eidex, eine Spinne, ein Frosch, das Klatschen einer Peitsche, ein Pistolenschuß jagt ihn in die Flucht. Die Finsterniß preßt ihm Angstschweiß aus, ein kleines Geräusch, ein Bliz benimmt ihm das Bewußtseyn. Solche Leute sind sehr zu beklagen, denn es geschieht alle Augenblikke etwas, das sie erschrekken kann: alle Augenblikke entsteht ein Geräusch; die Winternächte sind lang, das Licht geht aus, man klopft an die Thür, oder an die Fensterladen, eine Kazze kommt die Treppe herunter, es leuchtet ein Stükchen faules Holz, ein Balken, oder hölzernes Geräth kracht, eine Maus pipt, eine Fledermaus stößt gegen das Fenster. Ausser ihrer Unannehmlichkeit hat die Furcht noch traurige Wirkungen; hizziges Fieber, Irrereden, Wahnwiz, Zukkungen und Tod sind häufige Folgen derselben. Ein schrekhafter Mensch kann durchaus die Wahrheit nicht mit Gewißheit erfahren. Die Furcht umnebelt ihm die Augen, und überdies wendet er sie weg, und darf sie nicht aufthun, er hüllt sich in seine Dekke ein. Also bildet er sich Unholde ein, wo keine sind, und zittert, wenn alles ruhig ist. Seine mit fürchterlichen Gespenstern erfüllte Phantasie läßt ihm keine Ruh. Ist wirklich Gefahr da, so ist er verloren. Ein Mensch, der das Wasser fürchtet, ist verloren, wenn er in eine

Rinne fällt, der Muthige springt in den Rhein und schwimmt hinüber. Die Furcht ist eine blosse Wirkung der Weichlichkeit. Schwer ist sie zu heilen, man kann ihr aber doch etwas von ihrer schädlichen Kraft nehmen. Man muß nur nicht schreien, keine Bewegung machen. Geschrei und Zukkungen erhizzen das Blut und die Phantasie, und vermehren dadurch die Furcht.

Zaghafte Menschen sind argwöhnisch, sie denken immer, daß man sie verachtet, oder ihrer spottet. Die Tauben haben diesen Fehler. Der Argwohn beunruhigt und ängstigt sie. Wenn ihre Freunde oder Bekannten sie im geringsten vergessen, so finden sie sich, als über eine Verachtung beleidigt, sie sind unzufrieden und zornig. Denn diese Weichlinge, die so schwach sind, wenn sie Widerstand leisten sollen, die sich vor allem fürchten, sind die zornigsten Menschen. Man kann sie mit einem Verwundeten veraleichen; der geringste Stoß, den ein andrer nicht fühlt, schmerzt ihn. Was einen Mann von Muth und Festigkeit nicht rührt; reizt, erschüttert ein Kind und einen Kleinmüthigen. Deswegen ist ein Kranker empfindlicher, als ein Gesunder.

Diese beständige Aengstlichkeit stört die Heiterkeit, und macht traurig, woraus Laune nnd Eigensinn entsteht. Die Laune ist ein Zustand der Schwachheit, wo das geringste einen aufbringt, und wo man Gelegenheit zu zürnen zu suchen scheint. Der Eigensinn besteht aus unvernünftigen und veränderlichen Einfällen, mit dem Verlangen, daß die andern sich darnach richten. Wer Laune oder Eigensinn hat, ist sehr beschwerlich;

erfterer

ersterer wird über die unschuldigsten Dinge empfindlich; jener will, daß man seine Gedanken errathe, und zürnt, wenn man sie nicht trift, oder nicht geschwind genug ausführt; dies ist aber sehr schwer, weil er wetterwendisch ist. Die Kranken, die verzärtelten Kinder sind sehr zur Laune und Eigensinn geneigt. Die Schwäche und Empfindlichkeit der ersten; die Dummheit und das Unvermögen der lezteren sind daran Schuld. Betrübte, Verdrossene und Trunkene haben dazu große Anlage. Wer eben mit tiefem und schwerem Nachdenken beschäftigt ist, wird leicht durch jede Störung zum Zorn gereizt. Dieser Fehler kann bald zur Gewohnheit werden.

Aus der Laune entsteht der Geist des Widerspruchs. Manche Leute widersprechen der augenscheinlichsten Wahrheit, die sie gewiß selbst glauben. Sie wollen aber beleidigen. Das sind doch die wenigsten; die mehresten widersprechen aus Unbesonnenheit, Unwissenheit, und zuweilen um sich das Ansehn zu geben, als verständen sies auch. Vielleicht ists bei einigen blosse Gewohnheit.

Die Schwachheit erzeugt Unzufriedenheit, und diese den Neid, welcher der Verdruß ist, in den Händen eines andern ein Gut zu sehn, das man sich entzogen glaubt. Es gibt viele Leute, die ein Recht zu allem zu haben glauben, und die klagen und zürnen, wenn ein andrer erhält, was sie verlangten. Dieser Fehler entsteht aus Unwissenheit des allgemeinen Rechts, und der Schranken des eignen. Die Gewöhnung thut das ihrige dazu.

Eine andre Folge dieser Schwachheit ist, Dienste zu verlangen, und keine leisten zu wollen;

gerade eine kindische Forderung. Das Kind hat Recht, es kann nicht dienen. Aus allen diesen Gründen werden schwache Gemüther wenig geliebt; sie sind lästig und man weicht ihnen aus.

Man kann dies Gemüth ändern, wenn man seine Kräfte kennen lernt und übt, urd wenn man bedenkt, daß die andern über uns eben die Rechte haben, die wir uns über sie anmaßen. Solche Leute denken aber wenig daran. Sie lachen gern über die Fehler und Schwachheiten anderer; ihr Spott ist bitter und beleidigend. Wenn man aber ihrer wiederum spottet, so werden sie zornig und grob.

Die Schwäche, die immer Hülfe und Unterstüzzung fordert, der Wunsch des Genusses, erzeugen die unersättlichen Begierden. Ein Mensch, der sich selbst zu bedienen und zu versorgen weiß, ist bald befriedigt. Wem es aber an Kraft und Geschiklichkeit fehlt, hat niemals genug.

Die Faulheit ist eine Geburt der Schwachheit. Es ekelt einen vor der Arbeit, weil sie beschwerlich ist. Anstrengung und Uebung sind die Mittel dagegen. Es gibt noch andre Ursachen der Trägheit, 1) die Gewöhnung, oder vielmehr die Ungewohnheit zur regelmäßigen Arbeit. 2) Das Misverhältniß der Kräfte mit dem Gewerbe. 3) Der Geschmak am Vergnügen. Jeder Faulenzer ist sehr zu beklagen, er verfällt in Elend, Langeweile und Unordnung; Verachtung verfolgt ihn; zuweilen verfällt er in Verbrechen, und nimmt ein fürchterliches Ende.

Die Nachläßigkeit hat mit der Faulheit viel ähnliches, und ist ihr treuer Gefährte; sie besteht

in

in der Vergessenheit der Pflicht und der Ordnung. Viele Leute sind nachläßig, und lassen ihre Sachen herum liegen, nicht eben aus Faulheit, allein sie haben andre Geschäfte, worüber sie dieses versäumen. Von den Männern erwartet man diese Art von Ordnung nicht, man befürchtet sogar, daß ein Mann, der auf diese Kleinigkeiten sieht, wichtigere Geschäfte übersehe. Diese Besorgnis ist zuweilen gegründet, zuweilen auch nicht. Die Ordnung im Hause ist das Gebiet der Frauen.

Aus Faulheit und Nachläßigkeit erwächst der Schmuz, eine blosse Verwöhnung; denn die Reinlichkeit wird ein wahres Bedürfnis, wenn man sich dazu gewöhnt hat. Schmuz ist ekelhaft, der Person ungesund, und den Sachen verderblich.

Der Dünkel ist der zu hohe Begrif, den man von sich selbst hat. Der Eingebildete glaubt, alles zu können; er hat mehr Kraft, mehr Geschiklichkeit, mehr Klugheit, als alle andern. Man sieht wol, daß dieser Fehler, eines Theils, aus Unwissenheit der eignen Kräfte, in Vergleichung mit den Schwierigkeiten, mit den Kräften der andern entsteht. Auch sinds grade die unerfahrensten, nemlich die Kinder und jungen Leute, die den mehresten Dünkel haben. Andern Theils, ists Gefühl der Kraft. Daher sind Wahnwizzige und Trunkene so eingebildet, und so unternehmend. Das Feuer der Einbildung oder des Weins erhöht ihre Kräfte, sie fühlen sie und dünken sich unüberwindlich.

Ein vernünftiges Vertrauen in unsre eigne Kräfte, gibt uns Muth etwas zu unternehmen, und uns durch Schwierigkeiten nicht abschrekken

zu lassen. Der Dünkel wagt thörichtes, unmögliches Unternehmen. Man muß aber hier nicht übereilt urtheilen. Ein Mann unternimmt etwas großes, und es gelingt ihm, ohne ein günstiges Ungefähr, also war er kein eingebildeter Waghals. Das Mistrauen gegen eigne Kräfte macht Kleinmüthige.

Wenn zu dem Dünkel sich Verachtung gegen andre gesellet, wird er Hochmuth: und dieser heißt Stolz, wenn er sich durch Sprache und Handlung äussert. Ein stolzer Mensch verlangt Vorzüge, Ehrenbezeugungen, Achtung, die er andern versagt.

Es gibt Leute, die nie schmeicheln wollen, und keine übertriebene Ehrenbezeugungen annehmen; die nicht um Gerechtigkeit, wie um Gnade, und um ihre Rechte, wie um Gunst bitten mögen; die um eine Wolthat nicht bitten und flehen können. Man hält sie gemeiniglich für hochmüthig, sie sinds aber nicht, sondern edelmüthig; d. h. sie fühlen, daß jeder Mensch an sich selbst die Menschheit ehren, und sie nicht durch Niederträchtigkeiten herabsezzen soll. Sokrates vor seinen Richtern war edelmüthig; sein Edelmuth kostete ihn das Leben, er erwarb ihm aber die Achtung der Verständigen.

Hochmuth und Stolz, wenn sie sich auf Dinge gründen, die keinen wahren Werth haben, werden Eitelkeit. Man nennt eitel, was keinen Nuzzen hat. Derjenige ist eitel, der sich mehr, als ein anderer dünkt, weil ihm sein Vater Vermögen, oder den Namen eines Edelmanns hinterließ, oder weil er ein prächtiges Kleid trägt; lauter Dinge die dem Besizzer keinen Werth geben, ob sie gleich

die

die Menschen schäzzen. Ein wolgekleideter Mensch, ein Reicher, ein Edelmann, wird mehr geschäzt, als ein Tugendhafter oder gelehrter Mann. Es gibt doch Personen, die das Verdienst zu erkennen und öffentlich zu schäzzen wissen. Ein König von Frankreich zog zuweilen einen Kaufmann, aus Achtung für seine große Geschiklichkeit in Handlungssachen, zur Tafel. Dieser ließ sichs einfallen, den König um Adelbriefe zu bitten, und seine Bitte wurde ihm gewährt. Der neue Edelmann erschien am Hofe, dem Könige aufzuwarten, wurde aber mit der Abfertigung vom Monarchen abgewiesen: Ich ehrte euch sonst, und zog euch zur Tafel, weil ihr es, als der erste eures Standes verdientet, nun ihr aber der lezte darin geworden, seyd ihr dieser Ehre unwürdig. Diejenigen, die die Schwäche und das Unvermögen eines eiteln Menschen kennen, verachten ihn und spotten seiner. Man ist desto weniger geneigt, ihn zu lieben, je mehr er einen jeden durch seinen Stolz beleidigt. Wer Verdienst, d. h. Geschiklichkeit hat, ist gemeiniglich nicht eitel, so daß man die Eitelkeit, als das Zeichen eines kleinen unfähigen Geistes ansieht. Ein Herzog warf einstens einem Cardinal vor, daß er der Sohn eines Schweinehirtens wäre. Ja freilich bin ichs, antwortete dieser. Wenn Sies aber wären, so wären Sie ein Schweinehirt geblieben.

Die Jugend ist nicht auf ihr Verhalten aufmerksam genug, sie handelt ohne Nachdenken; das heißt Unbesonnenheit. Viele Erwachsene haben diesen Fehler. Ein Unbesonnener kann viel Schaden thun. Die Leute pflegen sich mit ihrer

Unbe-

Unbesonnenheit zu entschuldigen, wenn sie gefehlt haben. Ich dachte nicht daran, sagen sie. Mit dem nicht daran denken aber, hat man schon den Kopf zerschmettert, und Städte in Brand gesteckt. Der Unbesonnene verspricht, ohne die Möglichkeit seines Versprechens zu erwägen. Oefters übersteigt die Erfüllung seine Kräfte; noch öfter ist sie nur seiner Trägheit schwer; ein andermal hat er seine Zusage vergessen, man kann darauf nicht bauen. Verachtung und Spott sind sein Lohn. Der Schurke verspricht in der Absicht, sein Wort nicht zu halten, und nur seine Absichten zu erreichen.

Der Leichtsinn hat mit der Unbesonnenheit viele Aehnlichkeit. Er besteht darin, daß man das angefangne Werk liegen läßt. Daraus entsteht Unbeständigkeit, die von einem Gegenstande zum andern flattert.

Die Unentschlossenheit ist eine Folge des Unvermögens, die Vortheile und Beschwerden der zu wählenden Gegenstände gegen einander abzuwägen. Sie unternimmt nichts.

Die Leidenschaften verleiten den Menschen zu den größten Ausschweifungen; durch sie gereizt übertritt er alle Schranken, und stürzt sich ins Verderben. Hier ist ein Beispiel davon. Ein Ziegeldekker forderte von einem Bauherrn, dem er schon schuldig war, neuen Vorschuß. Arbeitet erst den alten ab, bekam er zur Antwort, dann will ich euch neuen geben. Ihr wollt mir also nichts vorstrekken? Nein. Nun so soll es euch leid werden. Es ist schwer, seine Rache zu errathen. Er erhenkte sich am Abend an das Gerüste

des

des Bauherrn. Ich sah ihn den Morgen darauf, ein starker Kerl, der auf den Knieen, mit dem Hals am Strange gelehnt, todt da lag. Die Rache war schon bitter. Das Gerüste fiel dem Henker zu, viele Kosten musten bezahlt werden, und die Maurer, die auf einem verunehrlichten Gerüste nicht arbeiten wollten, musten ihren Lohn bekommen. Es ist schon von den verderblichen Wirkungen der Leidenschaften auf die Gesundheit geredt worden.

Die Leidenschaften erhalten ihre Heftigkeit daher, daß man sich seinen Neigungen überlassen, und verwöhnt hat. Hätte man lezteren früh widerstanden, so würde man den Zerrüttungen der Leidenschaften nicht ausgesezt seyn. Sokrates soll von Natur jachzornig gewesen seyn, durch seine Bemühungen aber erlangte er eine seltene Mäßigung.

Die Neigungen sind die Triebfedern, die den Menschen thätig machen. Der Kaltblütige ist träge und nachläßig.

Fünftes Kapitel.

Ausdruk.

Wir geben unsre Gedanken und Empfindungen durch verschiedene Zeichen zu erkennen. Der Schmerz und die Freude haben ihr Geschrei, die Betrübnis weint, und die Freude lacht. Lachen und Weinen sind dem Menschen eigen.

Man siehts dem Menschen im Gesicht und in den Augen an, ob er zornig, betrübt oder fröhlich ist, ob er liebt oder haßt, ob er Begierde oder Abneigung fühlt. Selbst Gewöhnung, und Laster äussern sich darin. Der Böse, der Schurke sehn unangenehm aus; der gute Mensch hat sanfte Züge, ein ofnes und freyes Auge, man sieht ihn mit Vergnügen. Alle Laster verunstalten das Gesicht; die sanften, gütigen, angenehmen Empfindungen hingegen machen es schön. Die beste Schminke ist Güte oder Tugend. Man muß sich aber hüten von den Leuten bloß nach ihren Gesichtszügen zu urtheilen; man würde zuweilen irren.

Unter Gebehrden versteht man die ganze Lage des Körpers, und die Bewegung der Hände; die nachdem man vergnügt oder betrübt ist, stark abwechseln. Ein stolzer, grober Mensch, z. B. hat unschikliche Gebehrden, dehnt sich aus, spukt in die Ferne, räuspert sich mit Geräusch, ꝛc. Die Stimme ist eben so mannigfaltig, als die Gebehrden und das Gesicht.

Also kann der Mensch nicht leicht seine Empfindungen verbergen, und es kostet ihn viel Müh. Dennoch wissen einige sich, obgleich unvollkommen, zu verstellen; deswegen muß man mit Behutsamkeit aus der Physiognomie urtheilen. Nun kann man den Betrübten erkennen, ihm Trost und Hülfe, die er nicht fordern darf, anbieten; man sieht die Freude, um Theil daran zu nehmen, den Zorn, ihm auszuweichen, oder ihn zu besänftigen.

Der gemeinste und bestimmteste Ausdruk ist die Sprache. Sie drükt nicht allein die Empfindung aus, sie erklärt auch noch deren Ursachen; durch sie theilen wir unsre Gedanken und Erfahrungen einander mit. Wir haben die Kunst erfunden, mit Abwesenden und mit denen, die viele hundert Jahre von uns entfernt sind, zu sprechen. Diese Kunst ist die Schrift, vermöge welcher wir Briefe und Bücher machen. Das Alterthum war an Büchern nicht reich, weil es die Drukkerei nicht kannte, und es kostete ein Buch vielleicht hundertmal mehr, als jezt, weil man es schreiben muste. Viele Völker wissen noch von schreiben nichts; ein jedes aber hat seine Sprache.

Oefters spricht man, ohne einander zu verstehn. Das geschieht aus vielen Ursachen. Viele Leute verstehn ihre Sprache nicht, und brauchen ein Wort für das andre; und die die Sprache verstehn, verbinden zwar mit demselbigen Worte denselben Hauptgedanken, allein sehr verschiedene Nebenbegriffe. Es gibt gewisse Worte, die in allen Sprachen keinen bestimmten Begriff ausdrükken; und die ihre Bestimmung von einem Maasstabe oder einer Vergleichung hernehmen

müssen, als, z. B. groß, klein, lang, kurz, geschikt, arm, reich, mittelmäßig, gut, böse, wol, schlecht; (die vier lezteren haben noch einen bestimmten Begriff; denn es gibt Dinge, die an und für sich gut oder böse sind; allein man nennt öfters schlecht oder böse was nur weniger gut oder angenehm ist, als z. B. ein schlechtes Messer, ein schlechtes Kleid, ein schlechtes Haus, eine schlechte Malzeit, schlechtes Wetter, Unkraut, was so viel heißt, als böses Kraut, und folglich nennt man nur gut, was besser ist.) Alle angeführten Worte sind sehr unbestimmt. Die Maus ist groß in Vergleichung mit der Fliege; mit der Kazze aber klein. Selbst der Elephant ist gegen den Wallfisch nur klein.

Eine Menge andrer Worte sind beinah eben so unbestimmt, als weise, glüklich, ehrlich, ein ehrlicher Mann, Volk, gelehrt, unwissend, dumm, stumpf, einfältig, Tag, Unglük, Tugend, Bosheit, und tausend andre.

Weise in der strengsten Bedeutung, bedeutet einen Menschen, der in jeder Lage das Vortheilhafteste für sich, ohne den andern zu schaden, zu wählen weiß; der seinen Neigungen, den Versuchungen, dem gegenwärtigen Vergnügen, dem Zureden der Freunde Widerstand leisten kann. Ein Mann also, der den Wein liebt, und bei einer wolbesezten Tafel, des Zuredens und des Spottes unerachtet, mäßig bleibt, ist in diesem Fall ein Weiser. Es gibt aber keinen in allen Stükken vollkommnen Weisen. Man gibt also diesen Ehrennamen dem, der wenigern Versuchungen, als andre unterliegt, und weniger Thorheiten begeht.

geht. Dies Wort bedeutet aber noch einen vorsichtigen Mann.

Hieraus entsteht, daß man oft über Dinge streitet, die ganz deutlich scheinen. Man sieht öfters nach einem langen Streite, daß beide Streitende eben dasselbe behauptet haben, wenn sie endlich die Bedeutung erklären. Ein jeder hat seinen besondern Ausdruk, den der andre anders verstand; nun hatten sie geglaubt, einander entgegengesezt zu seyn, weil sie einander nicht verstanden. Wer nun dieses weiß, pflegt, eh er sich in einen Streit einläßt, um die Erklärung der Worte zu bitten, und dann hat gemeiniglich der Streit ein Ende.

Es gibt Leute, die einen erstaunlichen Wortfluß haben; man kann nicht begreifen, wo sie den Stoff dazu hernehmen. Sie sind dem, der sie anhören muß, zur Last. Man fürchtet und meidet sie. Auch sprechen sie nur von Kleinigkeiten, von alten unbedeutenden Geschichten, von dem, was ihre Eltern geredt haben, von deren Streitigkeiten, vom Detail ihrer Geschäfte. Kein Mensch findet daran Vergnügen, als sie selbst. Hingegen trift man Leute an, die sehr wenig sprechen.

Man hört denen nicht gern zu, die eine schleppende Sprache führen, als wenn sie in Verlegenheit wären, die Worte oder Sachen zwanzigmal wiederholen; den Stotternden, oder denen, die einen Fehler an der Zunge haben, die schreien, lispeln, in den Zähnen murmeln, statt deutlich zu sprechen.

Ein jeder will gern zur Unterredung das seinige beitragen; wer beständig das Wort führt, beleidigt, und man liebt ihn nicht. Man liebt den, der uns von unsern guten Eigenschaften, oder Angelegenheiten unterhält; der Genesende hört gern von seiner Krankheit, die Wittwe von dem Absterben ihres Mannes, sprechen. Wer nur von sich spricht, wird unerträglich.

In allen Sprachen gibt es grobe, unschikliche Ausdrükke, die etwas schmuziges bedeuten. Wer solche braucht, wird als ein grober, ungesitteter Mensch verachtet.

Sechstes Kapitel.

Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele.

Die Gelehrten glauben, daß Verstand und Wille keine Wirkungen der körperlichen Kräfte seyn können; woraus sie denn schliessen, daß der Mensch eine von dem Leibe verschiedene Seele haben muß, in welcher diese Kräfte sich befinden. Der Körper ist Materie, d. h. ein ausgedehntes, schweres, in die Sinne fallendes Wesen, worin man, nach der Meinung der Gelehrten, weiter nichts als Bewegung, Zu- und Abnahme, Zusammensezzung und Auflösung denken kann. Dies alles, sagen sie, hat mit dem Verstande und Willen gar keine Aehnlichkeit. Sie sagen ferner, daß der Leib einem beständ-

beständigen Wechsel unterworfen ist, daß er immerfort durch die Ausdünstung eine Menge von seinen Theilen verliert, und neue durch die Nahrung erhält; nun aber müsten die abgehenden Theile einen Theil der Gedanken mit sich wegnehmen, so wie das Tuch eines Gemäldes, wenn es verfällt, immer einen Theil des Gemäldes selbst mit hinnimmt; wenn die Gedanken wirklich an dem Leibe hafteten. Und doch geschieht dies nicht; unsre Gedanken sind immer ganz, oder gar nicht da; man hat keinen halben Gedanken, keinen, wovon noch ein Theil da wäre, wann das übrige weg ist.

Daher schliessen sie, einmal, daß das denkende und wollende Wesen, nicht unser Leib, sondern vom Leibe ganz verschieden ist, das nennen sie die Seele. Zweitens, daß die Seele unkörperlich ist, d. h. daß sie nicht aus verschiedenen Theilen besteht, daß sie nicht unter die Sinne fällt. Und solches denkende und wollende unkörperliche Wesen, nennen sie einen Geist. Also sagen sie, daß wir eine geistige Seele haben.

Andre gehn noch weiter, und sagen, daß man nicht einmal die Bewegung in der Materie begreifen kann, weil sie nur die Bewegung von einer fremden Kraft anzunehmen, nicht aber sich selbst zu bewegen, vermögend ist. Wir haben auch, als wir von unsrer wilkürlichen Bewegung sprachen, bemerkt, daß wir sie nicht erklären können. Daraus ziehn diese Gelehrten den Schluß, daß unsre wilkürliche Bewegung eine Wirkung der geistigen Seele seyn muß, die ihr vermittelst der Nerven den ersten Stoß gibt.

Eine geistige Seele kann nicht umkommen. Der Leib, weil er aus vielen Theilen besteht, ist der Auflösung, d. h. der Trennung der Theile, unterworfen, und lößt sich wirklich, alle Tage zum Theil, und nach dem Tode gänzlich auf. Eine Seele aber, die keine Theile hat, kann nichts verlieren, nicht aufgelößt werden. Ferner, schließt man daraus, daß die Gedanken nicht verloren gehn können, weil sie in der Seele sind, die nichts verlieren kann. Also glaubt man, daß die Seele nach der Zerstörung des Leibes immer fort denkt und will, und das ists, was man unter ihrer Unsterblichkeit, wovon alle Welt spricht, versteht.

Freilich leidet die Seele von den verschiedenen Veränderungen, die im Leibe vorgehn. Krankheit, Kindheit, hohes Alter, verhindern sie in ihrem Nachdenken. Das ist richtig. Daraus folgt aber nicht, daß sie das Denken mit dem Leibe verlieren wird. Es scheint, nicht, als ob der Leib, durch seine Gebrechen, der Seele die Kraft zu denken nähme, sondern, daß er sie in ihren Verrichtungen störe. Ein Mensch der Zahnweh leidet, denkt schwach. Wer wollte daraus schliessen, daß das Denken in den Zähnen ist? Allein der Schmerz in den Zähnen wendet die Aufmerksamkeit der Seele von ihren Gegenständen ab. Im Geräusch denkt man, aus eben dem Grunde, schlecht. Man sperre sich in ein Haus, wie die Seele in den Leib, ein; nun verstopfe man dem Lichte allen Zugang ins Zimmer, so wird man nichts sehn. Würde es nicht seltsam klingen, wenn man daraus folgern wollte, daß man auch nichts sehn würde, wenn man das Zimmer verliesse?

Es ist vielleicht kein einziges Volk je auf Erden gewesen, das nicht die Hofnung der Unsterblichkeit gehabt hätte. Unter uns, unter den Juden und Muhamedanern ists ein allgemein ausgemachter Saz, daran keiner mehr zweifelt. Die alten Heiden sprachen viel von einem Gerichte über die Seelen nach dem Tode, von der Seligkeit der Tugendhaften, und von den Strafen der Sünder. Als die Portugiesen im vierzehnten Jahrhundert die Insel Madera entdekten, deren Einwohner halb wild waren, so hatten diese einen alten Gebrauch; nemlich sie gaben ihren Todten einen Topf Milch und einen Stok in die Hand; auch glaubten sie, immer zween Könige zu haben, den jezt regierenden, und den leztverstorbenen, den sie für eine Art von Schuzengel hielten, dessen Seele nach dem Tode des Leibes mächtiger geworden wäre, und nunmehr über sie waltete, und sie aus Liebe schüzte. Die Japaneser verbrennen mit ihren Todten auch einige Sklaven und die Lieblingsgemalin, in der Absicht, daß diese jenen im andern Leben bedienen, und durch ihre Gegenwart erfreun. Die alten Germanier verbrannten gleichfalls die Waffen und das Pferd mit dem Leichnam des Besizzers, aus demselben Grunde.

Die Christen, die Juden und Muhamedaner sezzen zu dem Begrif von der Unsterblichkeit noch die Hofnung der Auferstehung des Leibes. Viele Alten haben geglaubt, daß die Seele nach dem Tode einen andern Leib eines Menschen, oder eines Thiers, je nach ihrem Betragen und Verdienste, belebte. Dies nannten sie die Seelenwandrung.

Sechster Abschnitt.

Glauben an die Gottheit.

Man hat auch noch kein Volk gefunden, das nicht den Begrif von irgend einer Gottheit gehabt hätte. Selbst die rohesten Völker erkennen Götter. Alle Völker, die nicht Christen, Juden oder Muhamedaner waren, haben mehrere geglaubt.

Dieser allgemeine Glaube an eine Gottheit hat vermuthlich die Gewohnheit zum Grunde, alles Bekannte aus gewissen, ihren Wirkungen gemässen Ursachen entstehn zu sehn. Diese Ursachen waren verständig, geschikt, weise, mächtig, je nachdem ihre Wirkungen schön und groß waren. Nun konnten sie sich nicht vorstellen, daß das schöne unermeßliche Weltall, ohne eine mächtige, verständige und weise Ursach hätte entstehn sollen. Sie sahen, daß die geringsten Dinge Kunst erfordern, daraus schlossen sie natürlicherweise, daß das Große eine weit höhere Kunst verlangt. Sie schrieben also der Gottheit den Bau der Welt zu, oder sie nahmen vielmehr zu der Gottheit ihre Zuflucht, weil sie sie brauchten, um sich das Daseyn der Welt zu erklären. Aus der Pracht und der Größe des Geschöpfs schlossen sie die Macht

und

und Weisheit des Schöpfers, und die Schönheit des Himmels und der Erde, lehrte sie die Güte ihres Urhebers.

Die Unermeßlichkeit des Weltalls, und seine zahlenlose Theile, die die Fassung des erleuchtetesten Verstandes übersteigt, sezte diese einfältigen Völker in Erstaunen. Sie begriffen wol, daß die Gottheit groß seyn mußte, viel größer, als der Mensch, als Könige, als ganze Völker; allein sie konnten den Gedanken eines der Welt angemessenen Gottes nicht erreichen; deswegen dichteten sie viele schaffende und ordnende Götter, und theilten unter viele ein Werk, das ihnen für einen zu groß schien. So bekam jeder Theil der Welt seinen Schöpfer. Einige Gelehrte, die zu stolz waren, eine Gottheit, die sie nicht fassen konnten, zu glauben, liessen den so natürlichen Begrif von Ursachen und Wirkungen, und vom Verhältnisse derselben fahren; sie sagten, die Welt hätte keine Ursach, sondern stünde von Ewigkeit; oder sie behaupteten ihre Entstehung durch den regellosen Zusammenfluß einer, von Ewigkeit her im unermeßlichen Raum schwimmenden Materie. Sie würden sich aber geschämt haben, solches von der geringsten Hütte zu behaupten.

Die Menschen sahen, daß alles in einer unveränderlichen Ordnung besteht. Die Väter erzählten den Kindern die Wechsel der Dinge, die sie von ihren Uraltern erzählen gehört, und selbst gesehn hatten; und die Kinder sahen eben dieselben wieder. Wem solten sie diese beständige Ordnung zuschreiben? Alle Werke der Menschen bedürfen

Aus-

Ausbesserung, und man glaubte, daß die Werke der Gottheit dessen auch; zumal in Ansehung ihrer Menge, und der augenbliklichen Unordnungen, die man sah, oder zu sehn glaubte, bedürftig wären. Die man zu sehn glaubte, sage ich, denn zu den alten Zeiten kannte man die Natur so noch nicht, wie man sie jezt kennt. Ungewitter, Sonnen- oder Mondfinsternisse schienen Zerrüttungen; die Völker zitterten, die Priester brachten Gebet und Opfer, die Zauberer eilten mit ihrer Kunst, den in Gefahr schwebenden Gestirnen zu Hülfe. Dennoch bestand das Weltall, und die Zerrüttung verschwand. Was war natürlicher, als der Gottheit oder den verschiedenen Göttern, einem jeden in seinem Gebiet, diese vermeinten Wiederherstellungen zuzuschreiben? Daher wurde die Fürsehung, die die Welt erhält und regiert, eine allgemeine Lehre.

Ein einiger Gott reichte zur Schöpfung nicht zu, so konnte er auch nicht zur Regierung zureichen. Alles wurde mit Göttern besezt. Sonne und Mond bekamen jeder den ihrigen. Die Erde wurde damit bevölkert. Das Meer, die Flüße, die Quellen, die Berge, die Wälder, die Gärten, die Felder, die Blumen, der Weinstok, alles hatte seine Schuzgötter. Jedes Haus, jeder Mensch, jedes Kind erhielt einen Schuzgeist.

Diese Götter waren nicht alle gleich an Macht. Sie waren einander untergeordnet. Die Flußgötter waren mächtiger als die Götter der Quellen; und der Meeresgott herrschte über sie alle. Jeder hatte eine Macht, die mit seinem Gebiet und der Wichtigkeit seines Dienstes in Verhältniß

stand. Der Gott des Weins war sehr mächtig, weil dies Getränk viel über den Menschen vermag. Die Priester haben immer zu diesen simpeln Begriffen vieles hinzugethan: sie haben die Zahl der Götter vermehrt, ihnen den Rang nnd die Gränzen ihrer Macht bestimmt.

Von jeher haben die Menschen sich die Gottheit unter dem Bilde des Menschen vorgestellt. Das ist natürlich. Wenn der Ochs oder der Löwe sich Götter dächten, so würden sie ihnen Hörner und Klauen geben, nur länger als die ihrigen. Der Amerikaner stellt sich seinen Gott als einen ehrwürdigen Greis vor, der auf unzugänglichen Felsen wohnet. Der Kamtschadele macht aus ihm einen Riesen, der einige Wallfische zu seiner Malzeit verzehrt. Die Priester stellen ihn gern als begierig auf Geschenke vor, und als sehr rachsüchtig, wenn man die wesentliche Pflicht, ihm Geschenke zu bringen, versäumt. Sie malen ihn schreklich, um aus der Angst des Volks ihren Vortheil zu ziehn, und sich ihre Vermittlung zur Versönung der Götter gut bezahlen zu lassen.

Der Begriff der Gottheit sank noch tiefer herab. Mächtige und durch ihre Dienste oder Verbrechen berüchtigte Menschen, die Erfinder der ersten nüzlichen und angenehmen Künste, wurden mit der Zeit als Götter verehrt. Könige und Fürsten wurden von den Schmeichlern, von ihrer Familie, oder vielmehr von ihren Nachfolgern, um den Völkern damit ein Beispiel zu geben, das sie gegen sie selbst nachahmen solten; zu dieser Würde erhoben. Völker vergötterten den verstor-

benen

benen Tyrannen, um dem regierenden ihre Verehrung zu bezeigen.

Die Sonne, der Mond, das Feuer waren lange Zeit der Gegenstand der Anbetung, und sinds in manchen Gegenden noch. Die Sonne

„Steigt auf und geußt aus ihrem Feuermeere
„Erstaunen vor sich hin.“

Sie ist so majestätisch, sie verschaft uns soviel Gutes; es war sehr natürlich, ihr die Wolthaten zuzuschreiben, deren Werkzeug sie ist. Der Mond hat mit ihr viel Aehnlichkeit. Die Kraft des Feuers ist so groß, sein Glanz ist so blendend, überdies hat es etwas geheimnißvolles, indem man es nie ungestraft berühren, noch ihm nah kommen darf; so konnte es die Menschen leicht zur Verehrung bewegen.

Endlich, hat man die Gottheit bis zu den Thieren und Pflanzen herabgesezt. Die Egyptier haben sich hierin hervorgethan. Der Stier Apis, ein bloßer lebendiger Ochs, wurde im ganzen Lande angebetet. Die Kazze, das Crocodill, der Ibis, (eine Art Storch) hatten Tempel; einige Pflanzen wurden als Gottheiten verehrt.

Bei allen diesen Ungereimtheiten, erhoben sich fast alle Völker zu dem Begriff eines allerhöchsten Gottes, Herrn und Herrschers der Welt und der untergeordneten Gottheiten. Die Griechen hatten ihren allerhöchsten und allgütigen Zeus, den Vater der Götter, und den Herrn der Menschen. Er gab den übrigen Göttern seine Befehle, und diese Befehle waren unverbrüchliche Gesezze. Denjenigen unter euch, sagt er zu den Göttern,

die

die vor seinem Thron versammlet waren; der meine Befehle übertreten wird, will ich aus dem Himmel verstossen, und in die Hölle stürzen, die so tief unter der Erde, als der Himmel hoch über derselben ist. Und wenn ihr etwa zweifelt, ob ich meine Drohungen ausführen kann, so versuchet eure Kräfte gegen meine Macht. Steiget alle auf die Erde hinab, befestiget daran eine Kette, die ich an jenem Ende halten werde, und wenn mirs dann gefällig ist, so will ich euch und die ganze Erde, all eures Widerstrebens ohnerachtet, ohne Mühe empor heben, die Erde anbinden, und sie wird unbeweglich hängen. Man erzählt, daß eine Amerikanerin, die zu Nacht, nach einem Arzt für ihre kranke Tochter, über Feld gieng, den Mond mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Es begegnete ihr jemand, der sie fragte, warum sie den Mond so ansähe. Ich bitte, antwortete sie, den, der den Mond gemacht hat, um die Genesung meiner Tochter. Zu Memphis war ein Tempel, der diese Inschrift führte: Ich bin alles, was ist, was war, und seyn wird; und noch nie hat einer den Schleyer durchdrungen, der mich verhüllt.

Man bemerkte manches Uebel unter den Gütern, die die Welt erfüllen. Ungewitter, Sturm und Hagel unter dem wolthätigen Regen; Volcane, Erdbeben, ansteckende Seuchen. Die Quellen dieser Uebel waren verborgen, und sie konnten nur einer höheren Macht zugeschrieben werden. Die Völker, die voll von der Güte und Vollkommenheit der Götter waren, scheuten sich ihnen das Uebel zuzuschreiben. Dies erzeugte verschiedene

Lehren,

Lehren, je nachdem die Völker und die Gelehrten sich am besten aus der Verlegenheit zu helfen glaubten.

Der nächste Weg war nun wol, das Uebel höheren bösen Wesen zuzuschreiben, wie man das Gute guten Wesen zugeschrieben hatte. Daher entstand die Lehre von den bösen Dämonen, die man bei allen Völkern findet. Die Perser hatten ihren Ariman, die Egyptier ihren Typhon, die Phönizier ihren Moloch, die Griechen ganze Schaaren von bösen Genien, die Furcht, das Fieber, die Harpyen, die Gorgonen, die Furien, Nemesis. Die Juden, Muhamedaner und Christen den Satan, oder Teufel und seine Engel bei tausenden. Diesen bösen Dämonen wurden nun alle Uebel in der Welt, Krankheit, Krieg, die anscheinenden Unordnungen im Weltgebäude, die rauhe Witterung, Mangel, und was noch ärger ist, die Thorheiten und Tollheiten der Menschen, aufgebürdet. Wenn ein Unsinniger eine Schandthat begieng, so hieß es: der Teufel hat ihm den Verstand genommen, und ihn zum Verbrechen verleitet. Die Entschuldigung war da; denn wer kann einem höheren Geiste widerstehn? Einige stellten diese bösen Genien so vor, als wenn sie beständig den Augen des Schöpfers zu entfliehn suchten, um seine Werke heimlich zu verderben, und Böses darin zu mischen, den Menschen zu verführen und unglüklich zu machen; und daß ihnen diese List sehr oft gelingt. Vermuthlich kann nach ihrer Meinung, der Schöpfer und Fürsorger der Welt, nicht nach allem sehn, und die Dämonen ergreifen den Augenblik, um dieses zu verder-

den

ben, wenn er auf jenes sieht. Die große Menge dieser boshaften Geister ist ihm zu groß, er kann das Auge nicht auf alle haben; und es fehlen ihm Wächter, solche im Zaum zu halten. Andre stellen den Teufel so vor, als wenn er gleich bei der Schöpfung den Saamen des Unglüks und der Unordnung in die Welt gestreut hätte.

Eine zwote Lehre, die aus der Mischung des Guten und Bösen entstanden ist, ist: daß der allerhöchste Gott die Welt nie geschaffen, und keinen Antheil daran hat, sondern daß die Welt das Werk eines untergeordneten minder mächtigen und weisen Wesens ist, das weder die Weisheit noch die Kraft besaß, ein vollkommenes Werk zu machen.

Die dritte lehrt eine unumgängliche und unwiderstehliche Notwendigkeit, deren Macht die Menschen, die Götter und ihre Werke unwiderruflich unterworfen sind. Diese Notwendigkeit heißt das Schiksal, und ist kein verständiges Wesen, sondern eine blinde Kraft.

Unsre heutigen Gelehrten geben uns von dem Uebel eine andre Erklärung. Es ist, sagen sie, vom Guten unzertrennlich, oder vielmehr das Gute selbst, das aber unrecht angewandt oder übertrieben wird. Der Wein stärkt und erfreut; allein er macht auch stumpf und tödtet, wenn man ihn über die Maaße trinkt: das Feuer thut unendliche Dienste; allein seine so nüzliche Kraft wird schädlich, wenn sie auf unsre Person, oder unsre Habe wirkt. Die Gelehrten meinen überdies, daß das Uebel seinen Nuzzen zu unsrer Vervoll-

vollkommung hat, und daß man es also Gott, ohne seine Güte herabzusezzen, zuschreiben kann.

Diese gute und böse Gottheiten und Genien, wirken alle mehr oder weniger auf die Welt, ordnen die Begebenheiten, und schütten Gutes und Böses aus, nach dem allgemeinen Glauben. Alle Völker sind der Meinung, daß diese himmlischen und höllischen Geister sich dem Menschen mittheilen, ihm erscheinen, seinen Wandel bestimmen, ihn Wahrheit oder Lüge lehren, ihn erleuchten oder irre führen, je nach den Umständen oder ihrer Neigung. Daher alle Wahrsagungen durch Träume, ꝛc. die Orakel, Eingebungen, Erscheinungen und Weissagungen. Vorzüglich glaubten sie, daß die Götter mit den Wahnwizzigen und Albernen in genaurer Verbindung stünden; und daß die Dämonen gern die Menschen besäßen.

Die Seele erhält, nach einem gemeinen Glauben, eine Art von göttlicher Kraft, wenn sie vom Leibe getrennt ist. Sie erscheint zuweilen den Sterblichen, und dient als Mittler zwischen diesen und den Göttern, um jenen die Befehle der Götter anzukündigen. Diese Lehre entsteht aus dem Begriff von Göttern, von der Unsterblichkeit und Geistigkeit der Seele, aus Furcht und aus einigen seltsamen Erscheinungen, die uns die beßre Kenntniß der Natur erklärt hat. Die List und Habsucht der Priester hat diese Lehre sehr erweitert.

Aus diesem Grunde hat man immer die Sorge für die Todten, als eine Religionsangelegenheit betrachtet. Die Griechen glaubten, daß die Seelen derer, die nicht die lezte Ehre genossen hätten,

nicht

nicht in die Wohnungen der Abgeschiedenen aufgenommen würden, und daß sie die Lebendigen plagten. Lange hat man unter uns die Todten um und in den Kirchen begraben, und das geschieht an vielen Orten noch; an andern Orten hats die Obrigkeit verboten, weil man behauptet, daß die Leichname die Luft verderben und Krankheiten verursachen können. Die Begräbnißstätte heißen Gottesäkker. Der lezte Wille der Todten wird als eine heilige Verordnung erfüllt. Viele Leute dächten, die Todten könnten widrigenfalls nicht ruhn, und sie würden den Verächtern ihrer Befehle erscheinen und Vorwürfe machen.

Alle gute und böse Gottheiten wurden verehrt, und zwar die bösen oft mehr als die guten. Diese, dachte man, thun dem Menschen schon aus eignem Triebe Gutes, ohne daß man sie darum bittet; jene aber muß man durch allerlei Mittel besänftigen, und alles thun, um ihre Gunst zu gewinnen.

Wenig Menschen haben geglaubt, daß die Gottheit gegen das Betragen der Menschen gleichgültig sey. Fast alle dachten, daß man sich ihr gefällig oder misfällig machen könnte, und richteten sich nach dem Geschmak, den sie den Göttern zuschrieben.

Die Menschen pflegen sich um ihre Wolthaten bitten, und die Gefälligkeiten durch Flehen abzwingen zu lassen; also haben alle Völker das Gebet, als ein Mittel die Wolthaten der Gottheit zu erhalten, gebraucht. Die Menschen verlangen Dank für geleistete Dienste; so suchten sie sich den Göttern durch Danksagungen angenehm

zu machen. Die Menschen lieben das Lob; also hat man die Götter in Gebeten und Liedern gelobt.

Die Gebete geschahen in Tempeln, oder in den versammelten Familien. In ersteren verrichtete der Priester die Gebete, und in jenen der Hausvater; immer waren es Personen, deren Erfahrung und Weisheit verehrungswürdig war. Daher ist vermuthlich die Meinung entstanden, daß das Gebet mit Kunst verrichtet werden müßte, wenn es der Gottheit angenehm seyn solte. Wer sich nun zum Beten nicht gelehrt genug glaubte, wolte sich doch durch Gebet den Göttern angenehm machen, und ließ sich Formulare verfertigen, die er auswendig lernte und hersagte. Dieser Gebrauch ist unter uns noch sehr gemein. Wenn man eine Rede oft wiederholt, kann man sie endlich hersagen, ohne daran zu denken, und so geschiehts, daß man oft seine Gebete, ohne es zu wissen, hersagt. Viele Leute tadeln diesen Gebrauch, und sehr schäzbare Männer lehren, daß man niemals im Gebet vor Gott, ohne Andacht und tiefe Ehrfurcht treten muß. Sie sagen, daß solche ohne Nachdenken hergesagte Gebete von keinem Nuzzen seyn können, daß sie vielmehr sündlich sind, weil sie eine Art von Geringschäzzung der Gottheit äussern. Sie versichern, daß ein jeder, ohne Kunst und tiefes Nachdenken, beten kann; daß man nur mit Ehrfurcht der Gottheit seine Gedanken, Wünsche und Bedürfnisse, wie ein Kind seinem Vater, vortragen darf; und daß übrigens das Gebet nicht um der Gottheit willen, sondern um unsertwillen geschehe.

Alle

Alle Völker haben das Gebet, als eine unausbleibliche Pflicht angesehn, über deren Vernachläßigung die Gottheit zürnen würde, so wie es die Menschen übel nehmen, wenn man versäumt, sie zu grüßen. Deswegen haben sie gewisse Zeiten zum Beten bestimmt, als Morgen, Abend, wenn man zu Tisch geht, oder davon aufsteht. Ueberdies sind Tage und Stunden festgesezt, wo man sich zum öffentlichen Gebet versammelt. Die Muhamedaner müssen täglich sieben Gebete verrichten.

Die Meinung vom Nuzzen des Gebets hat viele bewogen, lange Gebete, oder eine ganze Reihe kurzer Gebete hinter einander, zu halten. Manche beten fünf oder sechs Gebete, wenn sie zu Tische gehn, und eben so viel nach dem Essen. Einige Völker vom nördlichen Asien, haben zum Vortheil der Einfältigen, die keine Formel lernen können, und derer, die vor vieler Arbeit nicht Zeit zum Beten haben, ein noch leichteres Mittel erfunden. Wenn nur das Gebet in Bewegung gebracht wird, denken sie. Deswegen haben sie eine auf einem Stiel bewegliche Kapsel ersonnen, die man mit einer leichten Bewegung der Hand, vermittelst eines kleinen daran hängenden Gewichts, das der Maschine Schwung gibt, herumdrehen kann. Das geschriebene Gebet liegt in der Kapsel, und es ist schon genug, es herum zu drehen, um Theil an seiner Wirkung zu haben.

Viele schreiben dem Gebet, zumal gewissen Formularen, eine wunderthätige Kraft zu. Andre glauben, daß das Gebet wirksamer ist, wenn

es von gewissen Personen, als Priestern, oder in einer gewissen Sprache, die sie nicht verstehn, gehalten wird. So glaubt der Jude die hebräische, und der Muhamedaner die arabische Sprache sey heilig.

Andre hegen andre Meinungen; sie glauben, daß das Gebet keine ausserordentliche Wirkung thun, noch Gott seine Wolthaten abzwingen kann,, die er sonst nicht thun wolte; daß er aber den Menschen stärken und trösten und ihn zum Guten ermuntern kann.

Jesus bat Gott um Befreiung von den Leiden, die ihm bevorstanden, und doch wuste er, daß Gott ihn nicht erhören würde. Das Gebet flößte ihm aber Muth ein. Er lehrte seine Schüler mit wenig Worten beten, und untersagte ihnen ausdrüklich die langen Gebete.

Tempel und heilige Haine waren und sind noch Versammlungsörter. Die Menschen stellen sie sich als heilige Wohnungen vor, wo die Gottheit sich dem Menschen nähert. Die Tempel haben sich immer durch Pracht, Schmuk und Reichthum, je nach dem Geschmak, dem Vermögen und der Kunst der Völker, vor andern Gebäuden ausgezeichnet. Die Geschichte erzählt, daß man mehr als hundert Jahre an einem Tempel zu Ephesus gebaut, und viele Könige hatten ihn eifrig ausgeziert.

Die Magier verwerfen die Tempel. Sie sagten, die Gottheit wäre zu groß, als daß sie in Häusern, die die Menschen gemacht hätten, wohnen solte, und daß Himmel und Erde der einzige ihrer würdige Tempel sey. Die ersten Völker hatten

ten keine; und Salomo, als er den Tempel, den er zu Jerusalem gebaut hatte, einweihen wolte, rief aus: Solte Gott wirklich auf Erden wohnen? Der Himmel selbst kann ihn nicht fassen, wie viel weniger noch dies Haus, das ich ihm errichtet habe!

Die Tempel enthielten die Bildnisse der Götter, die heiligen, d. h. der Verehrung der Gottheit gewidmeten oder geweiheten, Gefäße, und die öfters prächtigen Gaben, die man den Göttern brachte. Darin wohnten auch die Priester. Diese wurden als geheiligte Personen angesehn; man glaubte, sie hätten mit der Gottheit eine genaue Gemeinschaft, durch welche sie eine höhere Heiligkeit und Macht erhielten. Viele unter ihnen standen in dem Ruf, die Zukunft zu wissen und zu weissagen, weil ihr Gott ihnen die Zukunft offenbarte.

Die Priester feierten die öffentliche Gottesverehrung in den Tempeln. Diese bestand in Gebeten und Liedern, in Opfern, in Umgängen, in Gastmälen und andern Gebräuchen.

Die Dankbarkeit gegen die Götter hat den Gedanken von Opfern und Gaben erzeugt. Sie bestanden in Geld, in Statüen, in kostbaren Gefässen, in Früchten, Korn und Wein, die man in den Tempel, gleichsam dem Gott brachte. Die Priester, die von dem Volk als Diener der Gottheit angesehn wurden, genossen die Opfer, und was die Priester und die Tempel bekamen, wurde als ein Geschenk für die Gottheit gehalten. Bei gewissen Völkern, als z. B. bei den Juden, war

das Opfer ein unverbrüchliches Gesez; sie mußten alle Erstlinge der Früchte und der Thiere bringen.

Zu dem Begrif von Dankopfer kam nach und nach der von Versöhnung der, gegen die Sünden der Menschen erzürnten Gottheit. Das Blut der Thiere mußte sie aussöhnen. Die Opfer wurden in dem Tempel geschlachtet, und ganz, oder zum Theil auf dem Altar verbrannt. Die Ueberbleibsel wurden in einem Freudenmal, von den Priestern und der opfernden Familie verzehrt. Man opferte auch, um die Zukunft aus den Eingeweiden der Thiere zu erforschen, um den Beistand der Götter, bei einem wichtigen Unternehmen, zu erhalten. In großen Nöthen that man Gelübde.

Man glaubte, daß die Opfer der Gottheit desto angenehmer seyn müßten, je kostbarer sie wären. Daher ist vermuthlich der Gebrauch der Phönizier und Carthaginienser gekommen, Menschen zu opfern. Väter brachten dem Moloch, der das Feuer vorstellte, ihre Kinder. Die Mütter machten sich ein Verdienst daraus, diesen Ceremonien mit troknem Auge und ruhigen Blikken beizuwohnen. Das Kind wurde auf die schrägen Arme der Bildsäule gelegt, und fiel von denselben in das darunter angezündete Feuer. Die Geschichte erzählt, daß man in Landesnöthen Kinder und Erwachsene zu hunderten auf diese Art opferte.

Man feierte die hohen Feste mit Spielen, Schauspielen, Gastmälern, Umgängen. Das Bacchusfest begiengen Schwelger. Verlarvte Manner und Weiber liefen, wie Rasende, durch die Gassen und Felder, schrieen aus vollem Halse,

und

und schleuderten brennende Fakkeln. Es wurden mehrmals Mordthaten in diesen Orgien verübt. Die Römer, die sonst allen fremden Gottesdienst aufnahmen, verachteten doch den egyptischen, und verabscheuten den Bacchusdienst.

An den mehresten Tempeln und Ceremonien konnte man, ohne eingeweiht zu seyn, keinen Theil nehmen. Die Eingeweihten wurden nach vielem Unterricht und vielen Vorbereitungen und Reinigungen, mit vielen Ceremonien aufgenommen. Zu einigen wurden nur Männer, und zu andern nur Weiber zugelassen: noch andre waren für alle, und die Kinder selbst wurden früh dazu eingeweiht. Sokrates ließ sich nicht einweihen.

Zu einigen Opfern und Feierlichkeiten mußte man sich durch Reinigungen, Abwaschen und andre Ceremonien vorbereiten. Die Griechen und Römer machten bei ihren religiösen Gastmälern, Libationen, d. h. sie schütteten, ehe sie tranken, einige Tropfen Wein auf die Erde.

Diejenigen, die für die Weisesten gehalten wurden, suchten der Gottheit, durch Mäßigung, Muth, Geduld, Mäßigkeit, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, mit einem Wort, durch Tugend, zu gefallen, ohne doch die Ceremonien ganz zu verwerfen. Jesus lehrte, daß die wahren Anbeter ihre Gottesverehrung nicht in Besuchen der Tempel, sondern in Liebe zu Gott und den Menschen, und treue Ausübung ihrer Pflichten sezten; und das nannte er, Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten.

Alle Völker haben geglaubt, daß die Gottheit die Sünden, zuweilen schon im Leben, aber unfehlbar nach dem Tode strafte. Wie nun die mehresten Sünden, im Uebermaß der Vergnügungen bestehn, und wie man übrigens glaubte, daß sie durch Büßen und selbst aufgelegte Pein getilgt würden, so hat sich eine Menge Menschen gefunden, die in Entsagung aller Annehmlichkeiten des Lebens, eine höhere Heiligkeit, die vorzügliche Liebe der Götter, und eine beßre Seligkeit nach dem Tode gesucht haben. Einige verbanden sich zu öfterem und strengem Fasten, andre zu ewiger Entsagung, etwa des Fleisches, oder des Weins. Andre flohen in Wüsteneien die Gesellschaft der Menschen, und nähreten sich mit Wurzeln, wilden Früchten, oder einigen Gemüsen, die sie bauten. Noch andre waren strenger, geißelten und zerrissen sich das Fleisch, beschwerten sich mit Ketten, stelleten sich auf Säulen, und blieben Tage, ja, wie man sagt, Jahre lang, in einer beschwerlichen Stellung; ꝛc. Die wurden als Heilige und Lieblinge der Gottheit angesehn. Sie brachten den Menschen keinen Nuzzen, denn sie arbeiteten nicht, und lebten, und zwar zuweilen reichlich von Almosen.

Der verfälschte Begriff, daß man sich der Gottheit beliebt machen kann, erzeugte die thörichte Zauberkunst, die wenigstens die Untergötter, und die höllischen Mächte zum Dienst der Menschen, und zur Offenbarung der verborgenen Zukunft zwingen zu können vorgibt. Sie rühmt sich Himmel, Gestirne und Jahreszeiten zu beherrschen, und allerlei wolthätige und schädliche Wunder zu

thun

thun. Sie braucht dazu geheimnißvolle Ceremonien, unbekannte Worte, und vergoß zuweilen Menschenblut. Oefters solten dazu die höllischen Mächte helfen. Die Priester maßten sich diese Kunst an, die ihnen eine reichliche und sichre Einnahme auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit der Völker gründete. Bis zu unsern Tagen hat sich dieser Aberglauben erhalten, obgleich alle Verständigen dagegen geeifert haben. Allenthalben findet man noch Betrüger, die sich rühmen, Teufel zu vertreiben, die Zukunft und verborgne Schäzze zu entdekken; und eine Menge Thoren, die ihnen Glauben beimessen.

Alle Menschen sind über die Unsterblichkeit der Seele; über ein künftiges Leben, wo ein jeder, nach seinen Thaten, wird bestraft oder belohnt werden; über eine Gottheit, die die Welt und die Menschen, ihre Geschöpfe, regiert, die die Verehrung der Menschen verdient, und der man durch Frömmigkeit und Tugend angenehm werden kann, einig. Sie haben sich aber über die Verehrung der Gottheit getrennt, nicht über die Verehrung durch Tugend; hierin stimmen sie alle überein; sondern über die Gebräuche des öffentlichen Gottesdienstes. Diese sind so sehr, als der Geschmak und die Denkungsart der Menschen, verschieden. In Egypten hatte jede Stadt ihre besondre Götter, und öfters waren die Götter einer Stadt, der benachbarten ein Greuel. Diese opferte so, und jene anders. Hier hatte man keine Tempel; dort erbaute man welche mit vieler Pracht. Nun glaubte ein jeder, den besten, und zuweilen wolgar den einigen Gott wolgefälligen Dienst zu haben.

Des-

Oefters entstanden unter den Partheien heftige Zwistigkeiten hierüber, denn alle Menschen haben für die Religion ihrer Väter viele Anhänglichkeit und viel Eifer, so daß selten einer zu einer andern übergeht. In der That es gehört dazu viel Einsicht, das Gute zu unterscheiden, oder viel Leichtsinn und Gleichgültigkeit. Alle Geschichten sind voll von Märtyrern ihres angenommenen Glaubens; einige litten einen langsamen und schmälichen Tod, andre brachten ihr Leben in Gefängnissen zu, andre flohen ihr Vaterland, verliessen Familie und Güter, ehe sie dem väterlichen Glauben entsagten. Dieser Eifer machte sie zu unversöhnlichen Feinden, und heftigen Verfolgern aller derer, die anders dachten. Sie betrachteten solche, als Feinde der Gottheit, als Unheilige, als Gotteslästerer, als Hartnäkkige, die die Wahrheit mit Gewalt verwarfen, und ihr einen abscheulichen Irrthum vorzogen. Der Jude wollte dem Samariter keinen Trunk Wasser reichen; nicht als ob jener einen andern Gott angebetet, oder andre Ceremonien gehabt hätte; nein, sondern bloß weil der Jude zu Jerusalem, und der Samariter auf Garizim seinen Tempel hatte.

Muhamed hatte zween Hauptschüler, Omar und Ali. Diese giengen in einigen Punkten von einander ab. Ihre Anhänger trennten sich, und sind bisher nach tausend Jahren, noch getrennt geblieben. Omar ist das Orakel der Türken, und Ali der Perser; und beide Partheien hassen und verdammen sich gegenseitig.

Die

Die Heiden hatten alle Religionspartheien geduldet, sie liessen sich aber durch die Juden, zur Verfolgung der Christen aufhezzen. Sie verbrannten, sie kreuzigten Leute, die sich eine Ehre und eine Freude daraus machten, den Tod zu leiden. Endlich erhielt das Christenthum die Oberhand, als sich ein Kayser taufen ließ; und nun verfolgte es die Juden und Heiden. Es gieng noch weiter. Die Christen entzweiten sich selbst untereinander über gewisse Lehren, die nicht ausgemacht waren. Die stärkste Parthei verfolgte die schwächere, nahm ihr ihre Güter, und vergoß ihr Blut. Dies alles geschieht nicht aus Bosheit, sondern aus blindem Eifer.

Siebenter Abschnitt.

Väterliche Gesellschaft.

Kein Mensch lebt ganz allein, ausser einigen, die durch einen Schifbruch auf eine wüste Insel geworfen werden, oder etwa einem in Wäldern verlornen Kinde, wie sich ein kleines Mädchen einstens in Frankreich fand. Alle übrigen leben wenigstens mit ihrer Familie.

Das kleine Mädchen, wovon ich gesprochen habe, war etwa zehn Jahr alt; es ließ sich Abends in einem Dorfe sehn. Wie es sehr braun und nakt war, so hielt es ein abergläubischer Bauer für den Teufel, oder einen Unhold, und hezte seinen Hund darauf. Das Kind erwartete ihn, ohne Furcht, und als er nah genug war, gab es ihm, mit einem Knüttel, einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er todt hinfiel. Es wurde gegriffen, und man fand, daß es weder sprechen noch denken konnte, und daß es sich von einem Thiere, nur durch die Gestalt, unterschied.

Die erste Gesellschaft, ist die Gesellschaft der Väter und Kinder. Die vierfüßigen Thiere und die Vögel haben meistens, zumal mit ihren Müttern, eine kurze Gesellschaft, die sich trennt, so bald die Jungen sich versorgen können, was nicht

lange

lange nach ihrer Geburt geschieht. Es gibt, nach den Geschlechtern, einige Verschiedenheiten.

Die Väter haben für ihre Kinder eine große, und die Mütter noch eine größere Liebe, und doch, weit entfernt den Eltern zu nüzzen, machen ihnen die Kinder, und hauptsächlich den Müttern, viele Mühe und Sorge. Das Geschrei der Kinder beunruhigt sie, die geringste Unpäßlichkeit derselben macht ihnen Angst und Schrekken, ihre Schmerzen betrüben sie, und öfters machen die Kleinen ihren Eltern durch ihren Ungehorsam, ihren Eigensinn und ihre Thorheiten, viel Verdruß.

Die Menschen würden, ohne Unterricht und Erziehung, den Thieren ähnlich seyn. Eltern und Lehrer sinds, die die Kinder sprechen, denken, arbeiten, schreiben, singen lehren; und sie anweisen, Gutes und Böses zu unterscheiden, und wie man die Werkzeuge anwenden soll, um sich die Arbeit zu erleichtern, Feuer machen und brauchen. Mit einem Wort, die Erziehung unterscheidet uns von den Thieren.

Diese Bildung macht den unumschränkten Gehorsam der Kinder notwendig, denn es ist unmöglich, einen zu lehren, wenn er nicht anhören will, oder den zu bilden, der nicht thut, was man ihm sagt. Aus der Ursach werden die Kinder schwach und biegsam geboren; biegsam, damit sie sich in alles schikken; schwach, damit die Eltern sie ohne Mühe zum Gehorsam zwingen können. Da die Erziehung ein großes Werk ist, erfordert es Zeit; deswegen dauert die Schwachheit der Kinder so lange, da hingegen die Thiere den Alten

an Kräften bald gleich kommen. Ein Kind, das nach einem halben Jahre, so stark als sein Vater wäre, könnte nicht erzogen werden; es würde nicht folgen, und es wäre unmöglich, ihm den Nuzzen des Gehorsams begreiflich zu machen, weil es nicht sprechen könnte, und weil ihm der Verstand fehlen würde.

Darum haben die Eltern immer viel Gewalt über die Kinder gehabt. Bei den Griechen kam es auf den Vater an, seine Kinder zu erziehn, oder umzubringen. Er konnte sie am Leben strafen, wenn sie es verdienten. Bei uns haben die Väter dieses Recht nicht; sie können übrigens aber, über ihre Kinder gebieten, sie führen, und strafen, wie sies für gut befinden. Die Obrigkeit leistet ihnen eine behülfliche Hand, wenn sie darum ersucht wird; der Sohn wird ohne Untersuchung, auf das Verlangen des Vaters ins Gefängnis geworfen. Bei den alten Germaniern, durfte der Sohn nicht eher mit dem Vater essen, trinken, oder sich in Gesellschaft sehn lassen, als bis er das Recht hatte die Waffen zu tragen. Wann die Söhne erzogen, d. h. wann sie Männer sind, verwandelt sich der Gehorsam in Dankbarkeit, Liebe und Ehrbietung, und die Gewalt des Vaters hat ein Ende. Die Töchter aber bleiben, bis an ihre Heyrath, unter Vormundschaft.

Von jeher ist die väterliche Gewalt sehr in Ehren gewesen, und die Religion selbst erhöhete sie. Der väterliche Segen wurde als ein großer Vortheil angesehn, anstatt, daß man von ihrem Fluche, die göttlichen Zorngerichte befürchtete. Der Segen des Vaters, sagten die Juden, erbaut

den

den Kindern ein Haus; der Fluch der Mutter aber, zerstört solches.

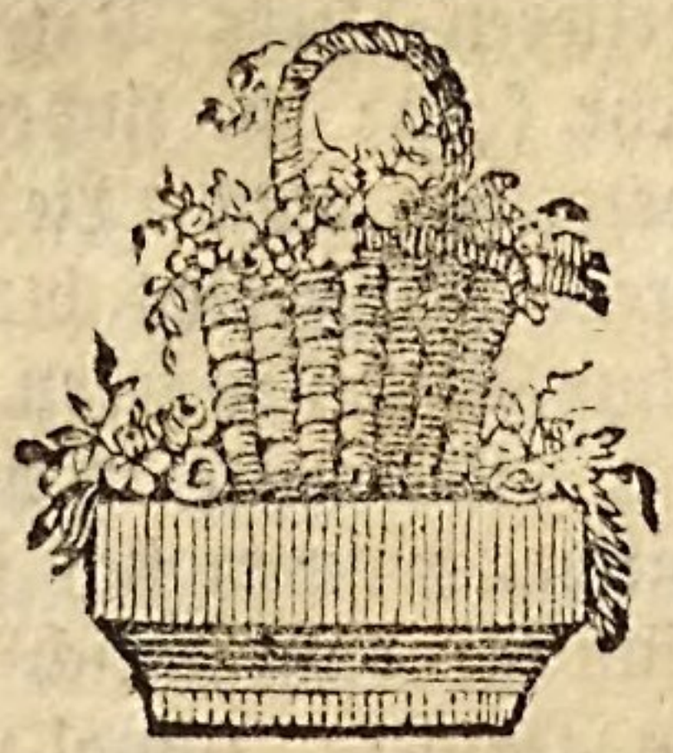
Die Eltern müssen für den Unterhalt der Kinder sorgen, und für ihre Aufführung stehn. Wenn leztere einigen Schaden verursuchen, so müssen erstere ihn ersezzen. Die Kinder erben das Vermögen der Eltern, nach deren Tode. Es gibt Länder, wo ein Vater seine Kinder ganz oder zum Theil enterben kann; in andern ists ihm nicht erlaubt.

Wenn die Eltern sterben, ehe die Kinder erzogen sind, und das gehörige Alter erreicht haben, übernehmen Verwandte, oder Freunde die Sorge für ihre Erziehung und ihre Erbschaft; und werden Vormünder genannt. Sie treten in die Rechte der Eltern, müssen aber der Obrigkeit Rechenschaft von ihrer Verwaltung geben.

Kinder verlieren öfters Vater, oder Mutter, oder beide, sehr früh; sie finden in denen, die deren Stelle vertreten, nie die Liebe und die Sorgfalt der ersteren. Ueberdies bleiben viele ohne Vermögen, ohne Mittel zu leben. Diese verhungern zwar nicht; Verwandte, mitleidige Menschen, oder die Obrigkeit, nehmen sich ihrer an; sie geniessen aber nicht die Annehmlichkeiten, die Pflege, des väterlichen Hauses; zumal wenn sie Kinder von Leuten sind, die in Bedienungen standen, oder sonst eine gute Einnahme hatten, die mit ihrem Tode aufgehört hat. Diese härtere Erziehung ist aber nicht immer ein Uebel. Viele zärtlich erzogene Kinder werden verdorben und geschwächt, ergeben sich dem Vergnügen, und ver-

nachläßigen die Arbeit. Diese neue Zucht härtet sie ab, stärkt, gewöhnt sie zur Arbeit, zur Mäßigung und zum Gehorsam. Oft vertrauen die Eltern andern die Erziehung, oder den Unterricht ihrer Kinder an, weil ihnen zu diesem Geschäft, Muße, oder Geschiklichkeit fehlt. Es gibt öffentliche Schulen und Erziehungshäuser. In Persien und Lacedämon, war es den Eltern nicht erlaubt, ihre Kinder nach Willkühr zu erziehn; es waren öffentliche Anstalten, wo die Jugend gemeinschaftlich gebildet wurde.

Schwestern und Brüder lieben einander, vertragen sich aber nicht immer, oder zanken sich vielmehr oft genug.



Achter Abschnitt.

Eheliche Gesellschaft.

Wenn die jungen Leute erwachsen sind, heirathen sie; zwar nicht alle; es gibt viele von beiden Geschlechtern, die theils aus Frömmigkeit, und weil sie dadurch Gott angenehmer zu werden glauben; theils aus Trägheit, um keine Familie versorgen zu dürfen; theils aus Zügellosigkeit, damit eine Frau sie nicht einschränke, nicht heirathen. Andre können die Person, die sie lieben, nicht haben, oder finden so eine nicht, wie sie wünschten. Einige gibts, die keiner mag.

Das männliche Geschlecht hat die Wahl und das Auffordern; jenes muß warten, bis es aufgefordert wird. Ein Mädchen, das einen Mann wünscht, sich zudrängt, ist in großer Gefahr verachtet zu werden. Man verlangt Zurükhaltung von einem Mädchen.

Andrer Seits gibts Mädchen die gar zu ekel sind, und zuviel von einem Mann verlangen. Dieser Fehler ist leicht eine Folge von den Schmeicheleien der jungen Mannspersonen, die die Mädchen für eitel und albern genug halten, um sich durch übertriebene Schmeicheleien fangen zu lassen. Diese Schmeichler denken selten an eine ernstliche Verbindung; sie suchen nur Zeitvertreib, darum

sagen sie allen dieselbigen Schmeicheleien. Ein Mädchen, das sich dadurch bethören läßt, glaubt alles hoffen zu dürfen, keiner ist ihr gut genug; sie schlägt Anträge aus, wird alt; die Hofnung verschwindet; nun ergreift sie die erste beste Gelegenheit, aus Furcht es möchte gar nichts kommen, und nimmt einen Nichtswürdigen; oder sie bleibt unverheirathet.

Ein Mann hatte eine Nichte bei sich, die sehr hübsch war. Einige junge Edelleute hatten freien Zutritt in das Haus; sie sahen das Mädchen oft, und ermangelten nicht ihr laut ihre Schönheit zu rühmen. Ein wolversorgter Prediger hielt um sie an, und sie war sehr geneigt ihn zu nehmen. Allein die jungen Cavaliere sagten ihr so oft, sie wäre für einen Landpfarrer zu gut, daß sie es glaubte, und sich vermutlich Hofnung machte, einstens noch eine große Dame zu werden. Die Sache wurde stadtkundig; keiner bewarb sich mehr um das Mädchen, ihre Schmeichler dachten an sie nicht; und das arme Mädchen verlor endlich darüber den Verstand

Alte Mädchen werden nie so geschäzt wie eine Mutter; und wenn man weiß, daß es ihre Schuld ist, werden sie verspottet. Uebrigens müßen sie den größten Theil ihres Lebens unter Vormundschaft und Zwang zubringen.

Die Männer wählen nach verschiedenen Absichten. Einige lassen sich durch Schönheit, Leichtigkeit im Tanzen, eine angenehme Stimme, oder andre Vorzüge blenden. Dies thun sie gemeiniglich nur in der ersten Jugend, und vielen wirds

her-

hernach leid. Wenn die ersten Monate verflossen sind, sind ihnen die Reize ihrer Frauen nichts neues mehr; nun entdekken sie aber unangenehme Fehler, Eigensinn, Hartnäkkigkeit, Leichtsinn, Eitelkeit, Verbuhltheit, und sie bereuen ihre schlechte Wahl.

Viele suchen nur Geld. Ein reiches Mädchen hat in ihren Augen alle mögliche Eigenschaften. Nicht die Person, das Geld nur suchen sie. Viele junge Leute sehn sich kaum, und kennen einander gar nicht, vor der Heirath. Der junge Mann gibt einem Freiwerber den Auftrag; dieser weiß ohngefähr was so einer braucht, d. h. das Alter, den Stand und das Vermögen, das sich für ihn schikt. Er hat ein möglichst genaues Verzeichniß von den mannbaren Mädchen und von ihrem Vermögen. Nun thut er den Antrag, beide Zukünftige sehn einander in einem dritten Hause, durch seine Vermittelung. Sie sehn einander an, und die Sache ist richtig. Einige Völker des Alterthums gaben ihren Töchtern keine Ausstattung; die Neger und Lappen nehmen von ihren künftigen Schwiegersöhnen Geschenke, statt ihnen welche zu geben. Wenigstens sind diese Mädchen versichert, daß man sie um ihrer selbst willen auffordert; und das können unsre reichen Jungfern nicht wissen; denn wer den Beutel liebt, schmeichelt der Besizzerin. Ein Mensch der so heirathet, pflegt es auch bald zu bereuen. Viele reiche Mädchen lieben den Puz, die Ueppigkeit, das Vergnügen, das Spiel, und erschöpfen öfters ihr Eingebrachtes mit Tändeleien; oder sie sind im Hauswesen unwissend und nachläßig, weil sie keine Arbeit im

väterlichen Hause gethan haben, da die Mütter und das Gesinde dafür sorgten. Ein gewisses ziemlich reiches Mädchen hatte kein ander Geschäft als einigen Puz und ihr Klavier; nie nähete sie gemeines Zeug, niemals kam sie in die Küche; ihre Mutter, eine gute thätige Haushälterin, ließ es nicht zu. Einen Morgen verirrt sich jene in die Küche, sieht daß das Mädchen etwas von der Milch abschöpft und aufißt: Was thut ihr da? frägt sie; Ich muß ja wol die Milch abschäumen, antwortete jene, und ehr ich den Schaum ins Feuer werfe, will ich ihn lieber essen. Die junge Person ließ sich hiermit abspeisen. Wol zu merken, sie war über achtzehn Jahr alt.

Andre reiche Erbinnen lassen ihre Männer empfinden, daß diese ihnen Dank schuldig sind; sie geben ihnen oft zu verstehn, daß sie das Vermögen eingebracht haben, und daß der Mann also kein Recht hat, ihnen etwas zu verweigern, oder ihren Aufwand zu tadeln. Sie verschwenden an Puz und Spiel, und bescheiden den Mann, daß es ihn nichts kostet. Eine solche bleibt wenig in ihrem Hause, denn sie sagt, daß sie keine Sklavin seyn will, und daß sies nicht braucht, weil sie reich ist. Sie läßts wolgar nicht zu, daß ihr Mann sich um das Ihrige bekümmere; und sie verwaltet selbst ihre Einnahme und Ausgabe. Der Mann muß für das Haus sorgen, das geht Madam nichts an; sie will nicht einmal die Schulden ihres Mannes bezahlen, wenn er aus Not welche gemacht hat. Es gibt auch gute reiche Mädchen; man muß sie aber zu unterscheiden wissen.

Andre treffen ihre Wahl nur aus Eitelkeit. Sie suchen Frauen über ihren Stand; der kleine Bürger will nur ein Mädchen aus einem guten Hause; und der gute Bürger ein Fräulein. Zwar gewinnen sie dabei nichts, denn die Frau erhebt den Mann nicht zu sich: dieser bleibt was er ist, und zieht seine Frau zu sich herunter; was er davon hat, ist, daß er sagen kann: Mein Herr Schwiegervater, meine Herren Oheime und Vetter von * *. Nun geben diese Herren ihr Fräulein niemals einem Bürger, so lange sie einige Hofnung haben, es besser anzubringen, d. h. wenn das Fräulein nicht nakt, oder verunstaltet, oder dumm ist; und sie schäzzen den Bürger immer viel geringer als sie. Dieser bezahlt ihre Schulden, gibt ihnen Gastmäler, macht sie wol satt; mit dem allen, ist er doch nur ein Bürger, der ihnen viel Dank für die Ehre ihrer Verbindung schuldig ist. Das Fräulein, daß nunmehr eine Bürgerin geworden, läßt ihren Mann nicht zu gemein mit sich werden, und verlangt Ehrerbietung. Es gibt auch vernünftige Adeliche; und man hat Damen vom ersten Range, Bürger heirathen, sich in ihren neuen Stand sehr wol schikken, und ihre vormalige Größe vergessen sehn. Das ist aber selten, und der Schritt ist gefährlich.

Das Frauenzimmer willigt aus eben den Gründen, aus welchen die Männer antragen. Diese wollen reiche, und andre betittelte Männer. Sie stehn in eben der Gefahr, als diese. Zween Männer, der eine reich aber ohne Tugend, der andre tugendhaft aber arm, warben um die Tochter des Themistokles, eines Athenienſischen Generals.

Da sagte der Vater: Ich will meiner Tochter lieber einen Mann ohne Geld, als Geld ohne einen Mann geben.

Der Adel verblendet zumal die reichen Bürgerinnen, und zuweilen selbst ihre Eltern. Manche Väter möchten ihre Töchter nicht einem Bürger, wie sie selbst sind, geben; sie heben sie für einen Cavalier auf, der sich doch nur um des Vermögens willen an sie wendet, bald nachher seine Frau verachtet, ihr Geld verschwendet, spielt, säuft, seine verschuldeten Güter frei macht, und den gefälligen Schwiegervater aussaugt. Die Tochter heißt gnädige Frau, wird aber von dem Adel, der ihr zuweilen die Ehre erzeigt, ihre Gerichte zu essen und ihren Wein zu trinken, verachtet. Es gibt einige wenige Ausnahmen.

Diejenigen, die das wissen, sehn sich vor und prüfen den, den sie heirathen wollen: sie sehn vor allen Dingen auf den persönlichen Karakter. Der Vater des Mädchens untersucht, ob der junge Mann auch wirklich, durch Verstand und Geschiklichkeit, ein Mann ist; ob er im Stande ist, ein Haus zu versorgen und zu regieren. So will der Grönländer keinen Mann zum Schwiegersohn haben, der nicht geschikt ist, einen Seehund zu fangen. Man sieht auch noch, ob er nicht gar zu grobe Fehler, als Jachzorn, Geiz, Ungerechtigkeit Trunkenheit, Lügen oder Spielsucht hat. Denn ein Mädchen, so gut es auch seyn möchte, könnte mit einem solchen Manne nicht glüklich seyn. Ein weiser Vater und ein kluges Mädchen verlangen nicht von einem Manne, daß er ohne Fehler sey; es gibt keinen. Der junge Mann seiner Seits,

oder

LB Coburg

oder sein verständigerer Vater, sieht darnach, ob das junge Mädchen gesittet ist, und einen guten Namen hat; ob es nicht eitel, verschwenderisch, nachläßig, verbuhlt ist, ob sie die Arbeit und die Haushaltung versteht, ob sie nicht widersprecherisch, bitter, zänkisch und grob ist.

Von beiden Seiten sieht man auf die Gesundheit. Ein kränklicher Mann kann keine Familie erhalten, und wird bald eine junge Wittwe hinterlassen. Ein schwaches Mädchen kann die Last der Haushaltung nicht tragen, ihre Kinder werden schwächlich seyn. Der kranke Gatte erschwert und vergällt dem gesunden das Leben. Gegen gar zu auffallende Gebrechen ist man nicht gleichgültig.

Es ist sehr nüzlich, wenn die Karaktere in einander passen. Ein rascher Mann braucht eine geduldige Frau; eine leichtsinnige Frau einen ernsthaften Mann; wer zur Schwermuth geneigt ist, sucht eine muntere, nicht närrisch lustige Frau. Je gleicher die Stände sind, desto mehr kann man sich eine glükliche Ehe versprechen. Die Gleichheit des Vermögens ist nicht so wichtig. Ein reicher Mann kann ohne Gefahr ein armes Mädchen heirathen, wenn er in sich nur Muth, Kraft und Geschiklichkeit genug fühlt fürs Haus zu sorgen. Ein armer Mensch wagt immer viel, wenn er ein reiches Mädchen heirathet. Die Männer, die zu tief unter ihrem Stande heirathen, sezzen sich vielem Verdruß aus. Ein guter Bürger, z. B. heirathet seine Magd. Diese wird plözlich über ihren Stand erhoben, weiß nicht, wie sie sich geberden soll, wird hochmüthig, ohne Lebensart genug zu haben, ihren Hochmuth zu verbergen. Zu den

groben Fehlern ihres ersten Standes, nimmt sie noch die an, die die Veränderung in ihr erzeugt, und es fehlt ihr an den Eigenschaften beider Stände.

Die Gleichheit des Alters ist auch, zur Erhaltung der Liebe unter den Gatten, sehr wünschenswerth. Die Jugend ist zu rasch, und das Alter zu träge und zu kalt, ihre Karaktere und Neigungen sind zu verschieden, als daß sie sich recht vertragen solten. Man sieht doch oft, daß junge Männer, bejahrte Wittwen, die ihre Mütter seyn könnten, heirathen, damit sie ein eingerichtetes Haus bekommen, oder bald erben mögen. Andrer Seits, heirathen junge Mädchen auf Zureden ihrer Eltern, reiche Greise. Am öftersten knüpft man diese Bande, nur in der Hofnung, bald durch den Tod davon befreit zu seyn. Man liebt einander nicht, man fühlt kein gegenseitiges Zutraun, das Misverhältniß ist zu groß. Der junge Mann läßt seine alte Frau sizzen, verachtet und mishandelt sie. Die junge Frau führt bei dem Greis ein trauriges Leben. Man sieht doch einige Ausnahmen. Ein verständiger junger Mann hegt für seine Frau, der er seinen Wolstand schuldig ist, Dankbarkeit; und eine junge Frau pflegt einen alten Mann, der sie versorgen will. Wer anders handelt wird getadelt und verachtet

Fast in allen Gegenden, geben die Gesezze den Eltern viel Gewalt über die Heirath ihrer Kinder; die Mädchen zumal hängen gänzlich von jenen ab. Es gibt Länder, wo Eltern die Heirath beschliessen, und wo die jungen Leute am Hochzeittage zum erstenmal einander sehn.

Die

Die Mädchen pflegen zu lachen, oder zu erröthen, wenn man mit ihnen von einem Mann spricht, und wollen nicht hören, wenn man ihnen Rath gibt. Man solte sagen, sie schämten sich ja zu sprechen, wenn man sie darum ersucht. Bei den Negern muß der Bräutigam seine Braut mit Gewalt aus dem väterlichen Hause reissen, und diese thut, als wenn sie sich weigerte. Das war bei einigen alten Völkern auch die Mode. Bei uns geschieht die Ceremonie des Kranzabnehmens öfters unter Thränen. Zuweilen hat die Braut dabei wirkliche Angst in dem Augenblik, da sie den ehelichen Segen empfangen soll. Kein Wunder. Ausserdem was die Mode dabei thut, tritt ein Mädchen in den Ehestand, ohne dessen Pflichten, Beschwerden und Vortheile zu kennen, ohne zu wissen, welche Vorsicht sie brauchen soll. Verständige Mütter unterrichten sorgfältig ihre Töchter davon.

Sobald junge Leute verlobt sind, beschäftigt sich die Sage mit ihnen. Man erzählt ihren Lebenslauf, der eine beklagt den Bräutigam, und der andre die Braut. Sie werden in Gesellschaft genekt.

Die Hochzeiten werden überall mit vieler Pracht, nach dem Vermögen der Leute, gefeiert. Viel Puz, großes Gastmal, eine Menge Gäste und Ceremonien. Der Hochzeittag ist einer von den langweiligsten; und viele richten sich zu Grunde, ehe sie ihre Haushaltung antreten. Mancher Bräutigam macht seiner Braut Geschenke, die er nachher von ihrem Eingebrachten bezahlen wird. Ist die Braut eine Jung-

fer.

fer, so sezt man ihr einen Kranz auf; ist sie eine Wittwe, so kriegt sie keinen. Es gibt Völker bei welchen die ganze Hochzeitfeierlichkeit darin besteht, daß die Braut sich in das Haus ihres Bräutigams verfügt, in die Küche geht, und die Hausarbeit thut, die sie ihr Lebelang thun wird.

Die ersten Tage des Ehestandes haben mit dem Brautstande viel Aehnlichkeit, es sind noch immer Feste und Spiele; noch keine ernste Pflicht; die Gatten sind gefällig, der Mann zuvorkommend. Das dauert aber nicht lange. Nach und nach kömmt man in ein ernsthaftes und geschäftiges Leben, man wird einander gewohnt. Die erste Liebe wird gemäßigt.

Es geschieht oft, daß Geschwister, die übrigens schäzbar sind, die gut, höflich, gefällig mit andern umgehn, und mit jedem sich vertragen, nicht wol mit einander fertig werden. Das kömmt daher, daß ein jeder seinen besondern Karakter und seine Fehler hat, die dem Karakter und Fehlern des andern zuwider sind. Die Vertraulichkeit, die Gewöhnung zu einander schwächt die Liebe, und macht die Art von Ehrerbietung verschwinden, die man für solche hegt, die man nicht alzuoft sieht. Mit lezterer geht auch die nachgebende Gefälligkeit verloren. Man thut sich wol auf einige Stunden oder Tage Zwang an, allein unter Brüdern müßte mans beständig thun, einander zu Gefallen zu leben, und das geschieht nicht. So gehts den Eheleuten auch. Ein junger Mensch, der ein Mädchen liebt, und sie heirathen will, liebt sie sehr, und sieht sie nur immer einige Stunden. Wenn das Mädchen einige Liebe zu ihm hat, so ist sie gegen ihn gefäl-

lig

lig und liebreich. Der Mann ist, wegen seiner Liebe, zu der größten Gefälligkeit aufgelegt; Mode und Erziehung haben ihn dem andern Geschlechte schmeicheln gelehrt, und er schmeichelt der gern, die er liebt und zu gewinnen sucht. Sie sehn einander nur bei müßigen Stunden, wo man ruhigen Gemüths ist; sie haben nichts gegen einander auszumachen, so daß sie gegen einander nicht verstoßen können, und es herrscht unter ihnen die vollkommenste Eintracht. Die ersten Tage der Ehe ists eben so.

Wer sich immer ein solches Leben versprechen wolte, würde sehr irren. Die junge Frau kann von dem Gemüthe ihres Mannes, und von seiner künftigen Gefälligkeit nicht aus dem urtheilen, was sie bisher empfunden hat. Sie selbst wird nicht immer das heitere, gefällige, angenehme, sanftmüthige Frauenzimmer bleiben. Der Mann geht an die Arbeit und ermüdet, er hat Sorge und Mühe. Die Frau wird nicht immer in Ueberfluß und Vergnügen schwimmen. Die Sorge für die Haushaltung, die Beschwerde, die Ungeschiklichkeit, der Unwille des Gesindes, Unpäßlichkeit warten ihrer. Die Frölichkeit muß dem Ernst, zuweilen der Laune weichen.

Die jungen Eheleute, die solches nicht bedacht haben, erstaunen über diese Veränderung, und betrüben sich. Ihre vereitelte Hofnung, die Vergleichung des jezzigen mit dem vorigen macht, daß sie sich unglüklich schäzzen. Dieser Gedanke erzeugt Widerwillen; sie werden erbittert, und die Erbitterung vergrößert alle Klagen; also plagen sie einander. Die junge Frau zumal, die einen

zuvor-

zuvorkommenden, ehrerbietigen, gefälligen, schmeichelnden Liebhaber hatte, und ihn vollkommen glaubte, weil er vollkommen schien, findet jezt einen Mann, der ohne Umstände mit ihr umgeht, und vielleicht fest und herrschsüchtig ist. Sie herrschte, und nun soll sie gehorchen. Vielleicht findet sie an dem, den sie gefällig und schmeichelhaft glaubte, einen Schwelger, oder einen groben Menschen. Sie hat gehoft, daß der Mann seyn würde, was der Liebhaber war; und vielleicht verlangt sie es. Da hat sie freilich Ursach sich zu beklagen.

Die jungen Männer verderben die Mädchen durch ihre Schmeicheleien, und dann wollen sie, daß sie gefällige und wolgar gehorsame Frauen werden. Die Lasterhaftesten schmeicheln am mehresten. Man glaubt, daß ein gar zu schmeichelhafter Liebhaber ein schlechter Mann wird; man hoft mehr von dem, der wenig Umstände macht.

Im Ehestande vermehren sich die Bedürfnisse. Ein junger Mensch braucht nur eine kleine Haushaltung, und ein Mädchen hat zu Hause was ihr nötig ist. Sobald aber beide heirathen, muß das Haus erweitert werden: man muß eine schikliche Wohnung, ordentliches Geräth, Gesinde, einen ordentlicheren Tisch haben, man besucht Freunde, und muß sie wieder bewirthen. Eine Frau verursacht manche Ausgabe. Nun kommen Kinder, und mit ihnen neuer Aufwand, neue Sorgen, neues Gesinde. Diese Bedürfnisse nehmen immer zu, je nachdem sich die Kinder vermehren und größer werden. Unsre Handwerker und Akkerleute

haben

haben weniger Beschwerden, und die Neger, Tartaren und Amerikaner noch weniger.

Sehr oft haben die Gatten verschiedene Meinungen. Gemeiniglich ist die Frau zaghaft, und der Mann dreist; er nimmt Dinge vor, die jener verwegen und unmöglich vorkommen. Die Frau ist weichmüthiger, hat keine Festigkeit und widersezt sich oft dem Mann, wenn dieser fest seyn zu müssen glaubt. Nun ists unmöglich, daß beide ihren Willen haben. Daher ist man in allen Gegenden und zu allen Zeiten darüber einig geworden, daß die Frau in solchen Fällen nachgeben solte. Dieser Gebrauch hat viele Gründe für sich. Die Männer sind so biegsam nicht als die Frauen, sie würden viel schwerer zu regieren seyn, und es würde häufig Klagen über Widerspenstigkeit geben. Der Mann ist weit stärker als die Frau; und bei dem gemeinen Volke, bei den wilden und rohen Völkern brauchen sie oft ihre Stärke, ihre Weiber zu mishandeln. Wenn nun der eingeführte Gebrauch diesen die Herrschaft gäbe, so würde öfters der zum Gehorsam Verpflichtete den Befehlenden zwingen.

Manche Frauen glauben, daß ihnen hierdurch zuviel geschieht, und weigern sich dagegen. Einigen ists schon genug, daß ihre Männer etwas wünschen, um auf das Gegentheil zu beharren. Solche leben mit ihren Männern in beständiger Zwistigkeit, wenn diese nicht etwa ihre Ruhe lieben und den Lerm scheuen. So einer leidet nun freilich den Eigensinn und die Hartnäkkigkeit seiner Frau, mit ziemlicher Geduld; er liebt aber seine Gattin nicht, geht ihr aus dem Wege, und

mei-

meidet sein Haus, das ihm unangenehm ist. Die Kinder sehn das üble Beispiel ihrer Eltern, und haben für beide keine Achtung; das Gesinde, das sonst wenig die Frau fürchtet, verachtet auch hier den Herrn, und ist unbescheiden. Der Mann vernachläßigt seine Geschäfte, sucht ausserhalb Zeitvertreib und macht Aufwand. Er wird verspottet, und seine Frau verachtet.

Ein Mann, der feurig ist, leidet diesen Widerspruch nicht. Die Gatten hassen einander, legen einander alles in den Weg; es kömmt zu unangenehmen Extremen, man meidet sich, man sieht einander scheel an, und scheidet sich zulezt. Bei dem Pöbel gibt es Schläge, und die Haushaltung zerfällt.

Deswegen vermeiden kluge Frauen solchen Widerspruch sorgfältig; sie geben nach, und thun es mit Vergnügen, wenn sie einen Mann haben, der durch Verstand und Tugend ehrwürdig ist. Selbst wenn dieser offenbar irrt, widersprechen sie ihm nicht gerade zu, sondern warten einen günstigen Augenblik ab, thun Vorstellungen, und es gelingt ihnen gemeiniglich, den Mann dahin zu lenken, wo sie wollen.

Eine kluge Frau kann ihren Mann von wichtigen Lastern, als Trunkenheit, Vernachläßigung seiner Geschäfte, Herumlaufen, Neigung zum Vergnügen, Verschwendung, Auffahren, heilen. Sie gewinnt durch Sanftmuth und Gefälligkeit seine Liebe, sie macht sich und das Haus ihm angenehm. Sie hält ihn durch Kunst und Geduld, ohne daß ers merkt, zurük. Man erzält, daß ein

gewis-

gewisser in der Trunkenheit böse war, und dies geschah oft; alsdann schlug er alles, was ihm unter die Hand fiel, entzwei. Das schmerzte die Frau, und doch schwieg sie. Einen Abend, da er das verderbliche Spiel wieder anfieng, nahm sie, ohne die geringste Empfindlichkeit zu äussern, erst einen Spiegel, denn ein porcellainenes Gefäß, und zerschmiß sie. Der Mann stuzt: was thun Sie da? Ich sehe, mein Lieber, daß Ihnen das Zeug zur Last ist, ich will Ihnen helfen, es aus dem Wege zu räumen. Der Mann ward beschämt, und thats nimmer wieder.

Es gibt aber viele Frauen die lasterhafte, unordentliche, auch wol nur gegen ihre böse Weiber gleichgültige Männer haben, die nicht aufhören sie mit Klagen und Schreien, mit Vorwürfen und Schmähungen zu betäuben. Statt das Uebel zu hemmen, machen sies ärger.

Der Mann muß durch Arbeit für die Bedürfnisse des Hauses sorgen, die auswärtigen Geschäfte übernehmen, das Haus regieren, uud die Ausgabe nach der Einnahme bestimmen. Die Frau sorgt für Ordnung, Reinlichkeit; Gesinde und Kinder, für die Kleinen hauptsächlich, und beständig für die Töchter. Sie bestellt die Küche, und füllt die Speisekammer. Jeder hat sein Geschäft, und wenn ein jeder das seinige thut, ohne zu weit in das andre zu greifen, so gehts ordentlich.

Es gibt viele träge, nachläßige, auf ihrem Leibe und in ihrem Hause schmuzige Frauen. Der Staub verdirbt das Hausgeräth, die Kleider

liegen herum, das Tischgeschirr bleibt auf dem Tisch, und die schmuzige Wäsche in den Winkeln. Sie gehn ungekämmt, halbe Tage im Nachtzeug. Die Spinnen weben an den Fenstern. Das Gesinde arbeitet und stiehlt nach Belieben; die Kinder essen den ganzen Tag, und legen die Ueberbleibsel auf Stühle, Betten und Erde. Das Mädchen hat die Schlüßel zum Keller nnd zur Speisekammer; der Vorrath ist vor der Zeit verzehrt, das Hausgeräth geht zu Grunde, die Kleider werden beschmuzt, manches wird verloren, zerschmissen, gestohlen. Das Hauswesen kommt in Verfall. Solche Weiber klagen über die Härte der Männer, die sie zur Ordnung ermuntern; sie sagen, daß man sie zu Sklavinnen machen will.

Selten sorgen die Männer für die Ordnung in Kleinem; sie bekümmern sich um ihre eigne Kleidung und Wäsche nicht. Es gibt welche, die des Morgens ihre Frauen nach dem Zeuge fragen, das sie Abends ausgezogen haben. Gemeiniglich lassens ihre Geschäfte nicht zu, hierin genau zu seyn. Eine sorgsame Frau ersezt es.

Man trift Frauen an, die ihre Männer durch ihr Eingebrachtes, oder ihre Arbeit erhalten, indes daß diese faulenzen. Andre Männer thun Weiberarbeit; man hat welche waschen, kochen, ihren Weibern das Frühstük ins Bett bringen gesehn. Diese, die die Arbeit der Weiber so gut verrichten, pflegen die ihrige schlecht zu thun, sie haben weder Zeit noch Muth dazu. Ihre Weiber verachten, und die Noth drükt sie.

Viele Männer haben zu ihren Frauen kein Zutrauen, und geben ihnen das Geld für die

Haus-

Haushaltung nur bei Groschen und Pfennigen, für den jedesmaligen Einkauf. Einige gehn sogar auf den Markt und kaufen ein, bestellen die Küche, und geben den Pfennig zu Petersillie aus. Dadurch reizen sie ihre Frauen zur Untreue, und diese haben gemeiniglich einen besondern Beutel. Es gibt auch Weiber, die ihre Männer betriegen, um allerlei Aufwand zu machen, als Näschereien oder Puz zu kaufen, oder guten Freundinnen zu schenken. Diese Weiber trennen ihr Interesse von dem Interesse ihrer Männer, gleichsam, als ob eine Frau gut stehn könnte, wenn der Mann zu Grunde geht. Ein Mann von denen, die auf den Markt gehn, gab einstens seiner Tochter ein Kleid, und diese erhielt den Auftrag, das Zeug zu kaufen. Sie bezahlte vier und zwanzig Thaler, und sagte zwanzig zur Mutter, und diese rechnete es dem Vater zu sechszehn an. Also mußte die Mutter den Vater bestohlen haben, um die vier Thaler zulegen zu können; und die Tochter bestahl beide, weil sie heimliches Geld, die übrigen vier Thaler zu bezahlen hatte.

Es wäre schwer Gatten zu finden, die immer einig wären, und nie die geringste Streitigkeit mit einander hätten.

Die Vielweiberei herrscht bei allen rohen Völkern, und bei den Muhamedanern, Chinesern und Japanesern. Jeder Mann hat das Recht, so viel Weiber zu nehmen, als er bezahlen und erhalten kann. Die drei lezten Völker kaufen die mehresten Frauen, die auf dem Markt, wie bei uns der Kohl, verkauft werden. Sie sind Sklavinnen, und werden eingesperrt gehalten. Sie

kommen nie aus, als wol bedekt, in dicht verschlossenen Tragsesseln, und von bewafneter Mannschaft umringt, auf Befehl ihres Herren. Die Chineser haben ein lächerliches Mittel erfunden, ihre Frauen inne zu halten; sie haben nemlich die Mode der kleinen Füße eingeführt. Die Füße werden den kleinen Mädchen fast zerquetscht, und man sagt, daß eine erwachsene Frau den Fuß kaum so stark, als unsre zehnjährige Kinder hat. Sie können keinen festen Tritt thun, und daher wenig ausgehn. Ihr ganzes Geschäft ist, sich für ihren Mann zu puzzen, und einige Handarbeit zu thun.

Bei den Negern, Indianern, Amerikanern, und allen rohen Völkern, sind die Weiber ihren Männern sehr unterthan, sie spielen die Rolle unsrer Dienstmägde. Die Weiber der Negern begrüßen des Morgens den Mann auf den Knieen; sie verrichten alle Arbeit, und der Mann thut fast nichts anders, als Tabak rauchen. Jene essen niemals mit diesem, oder in seiner Gegenwart, sondern speisen in einem Winkel seine Ueberbleibsel auf. Die Grönländerinnen bauen die Häuser; die Männer fischen nur.

Die alten Griechen und Römer hatten, wie die Christen nur eine Frau, die Perser mehrere, und viele Juden sind ihrem Beispiel gefolgt. Die Griechinnen giengen zu keinem Gastmale, ausser bei ihren nächsten Verwandten. Die Römerinnen giengen ohngefähr wie unsre Damen aus. Bei uns heirathet manches Mädchen, um mehr Freiheit zu haben, und so viel Besuche zu machen, und auszugehn, als sie will. Die persischen

fischen Damen hielten die Handarbeit für ein sklavisches Geschäft; die griechischen machten die Kleider ihrer Männer und Kinder. Dies thaten die Jüdinnen auch. Salomo sagt von ihnen folgendes:

„Wer wird ein tugendhaftes Weib finden?
„Sie ist kostbarer als Perlen; ihr Mann sezt in
„sie sein Vertrauen, und es wird ihm nichts man-
„geln. Täglich wird sie gutes und niemals böses
„thun. Sie sammelt Wolle und Flachs, und
„verarbeitet es mit Geschiklichkeit. Sie ist Hand-
„lungsschiffen ähnlich, denn sie bringt den Ge-
„winn von fern her. Sie steht früh auf und
„giebt ihren Töchtern und ihrem Gesinde das Ta-
„gewerk. Sie kauft Aekker und pflanzt Wein-
„berge. Sie ist voll Eifer und Muth. Den
„Betrübten tröstet, und dem Dürftigen reicht sie
„eine behülfliche Hand. Sie ist wegen des
„Schnees für ihre Familie unbekümmert, denn
„ihre ganze Familie hat zweifache Kleidung.
„Aus Scharlach und feinem Leinen macht sie sich
„Kleider und Bettvorhänge. Ihr Mann wird
„geschäzt und sizt unter den Vornehmesten. Sie
„macht allerlei Zeug und verkauft es; sie kleidet
„sich mit Würde, und fürchtet den kommenden
„Tag nicht; sie spricht mit Weisheit uud An-
„muth. Sie hat beständig auf ihr Haus ein
„wachsames Auge, und ißt ihr Brod nicht mit
„Faulheit. Ihre Kinder verehren, und ihr Mann
„liebt und lobt sie; er sagt von ihr: Reize betrie-
„gen, und Schönheit verschwindet, aber ein tu-
„gendhaftes Weib verdient Lob.“

Allenthalben sinds nur die Reichen, die mehrere Frauen haben, und sie einsperren. Der Arme ist froh, daß die seinige arbeitet.

Bei uns wollen die Männer auch Herren seyn. Jenes Geschlecht hat aber immer in Gesellschaften und bei Gastmälern den Vorrang, sie erhalten die ersten Ehrenbezeugungen, sie geben den Ton an, und alles hängt von ihnen ab. Im Hause und in Geschäften ists ganz anders, da ist die Reihe an dem Mann. Auch sieht man viele Damen, die die Gesellschaften lieben, und ihr Haus meiden.

Wenn Eheleute sich nicht vertragen können, haben sie die Erlaubniß, sich zu scheiden, und andre zu heirathen. In vielen Ländern ist dies sehr schwer.

Wenn die Heirath soll gültig seyn, muß sie in die öffentliche Register eingeschrieben werden, und der Geistliche muß dem Paare den ehelichen Segen sprechen. Kinder die aus einer heimlichen Ehe geboren werden, dürfen den Namen des Vaters nicht führen, können von ihm nicht erben, und werden in einige Gewerke nicht aufgenommen. Der Mann kann die Frau, die seinen Namen nicht hat, wegjagen, und die Frau den Mann verlassen, ohne dis Einschreiben und diesen Segen; und sie finden bei der Obrigkeit in Ehesachen keinen Schuz; und solche, die die Ordnung und Gesezze übertreten, werden verachtet.

Der Mann muß für die Frau stehn, weil man voraussezt, daß er Herr ist; die Frau aber steht für den Mann nicht, weil man denkt, daß sie ihn nicht zurükhalten kann.

Neunter Abschnitt.

Von Herrschaft und Dienstboten.

In allen Landen, selbst bei den ungesitteten Völkern, haben die wolhabenden, oder mit Arbeit überhäuften Haushaltungen Dienstboten, die die schwerste Arbeit thun. Bei den Türken und Persern, und bei den Christen in beiden Indien, sind die mehresten Bediente Leibeigne, die man, wie das Vieh kauft, und worüber man eben so unbeschränkte Macht hat. Bei vielen Völkern, schlägt, fesselt und tödtet der Herr seine Sklaven, ohne daß die Gesezze sich darum bekümmern. Die amerikanische Sklaven sind Neger, die man in Afrika kauft, wo die Könige ihre Unterthanen, ihre Kriegesgefangene, und die Verbrecher; der Vater den Sohn, der Sohn den Vater, der Bruder den Bruder, der Nachbar den Nachbar, der Stärkere den Schwachen, um Brandtwein und Glascorallen, verkaufen. Die Europäer kaufen sie, bringen sie nach Amerika in Minen, in die Caffee- Tabak- und Zukkerpflanzungen. Alle Völker, die einzigen Christen in Europa ausgenommen, haben Sklaven gehabt, deren Schikfal immer fast gleich gewesen ist. Bei den Alten waren es Kriegsgefangene, Schuldner, die nicht bezahlen konnten, oder Leute, die sich selbst verkauften.

Bei unsern Akkerleuten sind Knechte und Mägde die Gehülfen der Herrschaft, und essen mit ihr aus einer Schüssel. Bei Bürgern und Grossen arbeiten sie für die Herrschaft, und werden nicht zu ihrem Tisch gelassen. Einige Bediente tragen Liverei, und heißen Laquaien. Man hat höhere Bediente, die keine Liverei haben, als Köche, Kellermeister, Haushofmeister, Kammerdiener, Sekretair. Lezterer ist oft ein geschikter Mann, der mit dem Herrn an der Tafel speiset.

Alle diese Bedienten nehmen frei Dienste an, erbieten sich zu gewissen bestimmten Diensten, und bedingen sich dafür Nahrung, Kleidung und ein gewisses Gehalt. Es steht ihnen immer frei, den Dienst zu verlassen, so wie ihre Herren das Recht haben, sie zu verabschieden, wenn ihre Zeit um ist. Wenn ein Dienstbote wegläuft, so kann der Herr die Obrigkeit ersuchen, ihn zu strafen, oder in den Dienst zurük zu bringen. Wenn er stiehlt, strafen ihn die Gesezze. Allein der unbezahlte, oder gemishandelte Dienstbote, kann auch bei der Obrigkeit Schuz finden.

Man sagt: der gute Herr macht den guten Knecht; d. h. wenn die Herrschaft die Dienstboten gut hält und bezahlt, wenn sie menschlich ist, und darauf sieht, daß das Gesinde das seinige thut, so wird dieses fleißig. Wenn aber die Herrschaft es schlecht hält und bezahlt, so stiehlt es. Ist jene hart und grob, so ist dieses misvergnügt und ohne Liebe für die Herrschaft; denn der Dienstbote hat auch seine Ehrliebe, und leidet nicht gern Härte und Beschimpfung. Ist die Herrschaft nachläßig, sieht sie durch die Finger, überläßt sie dem Gesinde

das

das Haus, so wird dieses faul. Es herrscht immer Unordnung in einem Hause, wo mehr Gesinde ist, als man beschäftigen kann. Jeder hat Muse, und will noch mehr haben, und schiebt auf seinen Cameraden das wenige, das er thun solte, also geschieht dies wenige nicht. Alle wollen essen und Lohn haben, und die Herrschaft kommt zurük. Wer alle Lekkerbissen dem Gesinde mittheilt, macht es lekker, und bereitet ihm eine elende Haushaltung. Wer ihm alle Lekkerbissen versagt, macht es begierig und diebisch. Es gibt Herrschaften, die sich mit dem Gesinde gemein machen. Daher werden sie verachtet, und das Haus geräth in Unordnung. Hauptsächlich aber findet man Frauen, die sich von ihren Leuten Neuigkeiten erzählen lassen, und sich mit ihnen verstehn, den Herrn zu betriegen. Diese Frauen verlieren alles Ansehn bei dem Gesinde.

Viele Leute verwechseln oft ihr Gesinde, weil sie keines vollkommen genug nach ihrem Sinn finden. Es gibt gar kein vollkommenes; niemand ist ohne Fehler. Bei dem öftern Wechsel geht die Liebe, die gute Dienstboten zu einer vernünftigen Herrschaft gewinnen, verloren.

Zerstreuungliebende, oder allzugeschäftige Herrschaften, überlassen die Kinder dem Gesinde. Dieses ist unwissend, öfters ungesittet, weil es eine schlechte Erziehung bekommen hat. Dadurch werden die Kinder ungesittet und lernen allerlei Ungereimtheiten. Das Gesinde ist abergläubisch, es erzählt den Kindern Mährchen von Gespenstern und Hexereien, und schwächt ihren Verstand und ihr Herz. Es sucht die Liebe der Kinder zu ge-

winnen, um durch ihre Fürbitte Wolthaten zu erhalten, schmeichelt ihnen, ist ihnen gefällig, stärkt sie in ihrem Eigensinn, macht sie lasterhaft, nährt ihre übeln Neigungen, und lehrt sie wolgar Ausschweifung. Es verhehlt den Eltern die Thorheiten der Kinder, und diese berauben die Eltern, ihre Schmeichler zu lohnen.

Andre Eltern erlauben ihren stolzen, und wegen ihrer Vortheile eitlen Kindern, das Gesinde hart und trozzig zu behandeln. Darüber werden die Dienstboten empfindlich, die Eltern werden schlecht bedient, und die Kinder hart und ungerecht. Andre untersagen den Kindern die Vertraulichkeit mit dem Gesinde, aber auch das Befehlen, und noch strenger das Schelten und die Grobheit. Sie sagen, daß das Gesinde nicht den Kindern gehört.

Das Gesinde muß den ganzen Tag arbeiten, zuerst auf seyn, und zulezt zu Bette gehn. Selten genießt es der Ruhe, oder eines Vergnügens. Es ißt die Ueberbleibsel der Herrschaft, und die öfters kalt. Im Winter arbeitet es in der Küche, im Wasser. Wenn keiner dienen wolte, würden wir viel Mühe haben. Andrerseits gibt faules, dummes, ungeschiktes, ungetreues, nachläßiges Gesinde viel Verdruß. Auf das beste muß man ein wachsames Auge haben, damit es das Seinige thue. Niemals verrichtet es unser Geschäft mit dem Eifer und der Genauigkeit, die wir selbst haben würden. Das ist ganz natürlich, es hat nicht das Interesse dabei, das wir haben, und es muß für uns thun, was wir selbst nicht thun mögen.

Zehnter Abschnitt.

Bürgerliche Gesellschaft.

Erstes Kapitel.

Deren Ursachen.

Man findet auf der ganzen Erde keine einzelne Familie; überall leben die Menschen in Völkerschaften. Die Neigung zum geselligen Leben, und das gegenseitige Bedürfniß vereinigen sie. Das Bedürfniß ist zwiefach, nemlich der Gegenwehr, und der Hülfe zur Lebensnothdurft.

Die einzige Geselligkeit vereinigt die Grönländer. Vom Meer und Eisschollen umgeben, sind sie hinlänglich vor allem Angriff von Seiten der Menschen gesichert; und die weissen Bären sind nicht furchtbar genug, um ein gesellschaftliches Bündniß zu veranlassen. Eine jede Familie sorgt selbst für alle ihre Bedürfnisse; der Mann fängt den Seehund, das Weib baut das Haus, und näht die Seehundsfelle zu Kleidern. Dies ist all ihr Reichthum.

Auch sind sie nicht an einander gedrängt, sondern durch ihre unermeßliche Wüsten, oder vielmehr auf den Küsten, zerstreut, und haben mit einan-

einander nichts zu schaffen. Jeder besezt sich wo er will, aber immer in der Nachbarschaft andrer Hütten. Sie wissen von Völkernamen nicht, sie heissen alle Grönländer.

In Amerika ists schon ganz ein anders. Da sind die Einwohner unter verschiedenen Namen getrennt; Huronen, Irokesen, Topinambourx, und viele andre. Eben so ists in allen Theilen von Amerika, in Afrika, in Asien und Indien. Die verschiedenen Völkerschaften führen gegen einander Krieg; in Amerika aus alter Rache, aus Gewohnheit, in dem mexikanischen Meerbusen, um Kriegesgefangene zu verzehren.

Nachdem Geselligkeit und Notwendigkeit der Vertheidigung die Menschen in Europa, auf der Küste der Barbarei und in dem westlichen Asien, in Völkerschaften vereinigt hatten, so haben diese neue Hülfe von einander genossen. In allen andern Gegenden verfertigt ein jeder alles was er braucht. Weil er aber vielerlei machen muß, so wird er oft in jedem Geschäft gestört, und erwirbt in keinem eine besondre Geschiklichkeit. In den jezt gesitteten Ländern haben die Menschen die Arbeiten unter sich getheilt, und jeder verrichtet nur seine. Die Gewöhnung macht ihn geschikt, und er kann leicht alle die mit seiner Arbeit versorgen, die ihm mit der ihrigen helfen. Diese Leichtigkeit und die Geschiklichkeit die ein jeder erworben hatte, vervollkommte jede Art von Arbeit, und jedes Werk wurde immer besser. Nun dachte man auf Verfeinerungen, weil man Muse und Fähigkeit dazu hatte. Aus dieser Verfeinerung und Muse entstanden neue entbehrlichere Künste, welche

durch

durch den Gebrauch nunmehr auch ein Bedürfniß geworden sind. Wir haben uns zu einer gewissen Vollkommenheit gewöhnt und verlernt, mit groben Kleidungen und Geräth, die ein jeder sich selbst machen könnte, vorlieb zu nehmen. So ist die Gesellschaft, aus einer blossen Erleichterung, ein Bedürfniß geworden.

Wir haben also Handwerke und Künste von aller Art für die Nahrung, die Kleidung, die Wohnung, das Geräth und die Sicherheit. Jeder treibt seines, und bekömmt für seine Arbeit was er bedarf und nicht selbst verfertigt. Es wäre Einem durchaus unmöglich alles zu machen, was wir heutiges Tages brauchen.

Hundert Menschen, deren jeder alles was er braucht machen wolte, würden elend leben, und übermäßige Arbeit haben, ja sie würden umkommen ehe sie nur ein Brod zu Stande gebracht hätten. Wenn sie aber in Gesellschaft treten, so daß ein jeder seine Arbeit für alle thut, so werden sie reichlich versorgt; sie werden Ueberfluß und Muse haben. Aus dieser Muse sind die Künste des Ueberflusses, der Ueppigkeit, des Puzzes, des Vergnügens, das Frisiren, die Stikkerei, die Arbeit in Seide, Silber, Gold und Edelsteinen, das Schneiderhandwerk, die Malerei, die Tonkunst, das Tanzen und viele andre entstanden. In den geringsten Handwerken gibt es viel Ueberfluß. Der Schuster gibt seinen Schuhen eine Zierlichkeit, die das Bedürfniß weit übersteigt.

Man kann fast von allen Handwerken sagen, daß sie nicht unumgänglich notwendig sind. Ue-

berall

berall kann fast ein jeder das Land bauen, Brod bakken, Getränke, grobes Zeug, Felle bereiten. Alle Weiber wissen Kleider zuzuschneiden und zu nähen. Jeder ist im Stand eine Hütte zu bauen. Wir haben uns aber gewöhnt, gewisse Handwerke als unentbehrlich anzusehn; und sie sinds wirklich bei unsern Sitten und Gebräuchen geworden. Von der Art sind der Akkermann, der Bäkker, der Fleischer, der Bierbrauer, der Gerber, der Maurer, der Zimmermann, der Schuster, der Schneider, der Weber, der Tischler, der Schmidt, und alle die, die für das Bedürfniß arbeiten. Es gibt vielleicht noch mehrere, die blos den Ueberfluß und die Bequemlichkeit besorgen.

Es gibt mühsame Gewerbe, als der Akkerbau und das Schmieden. Andre sind unangenehm, als Gerben, Schornsteine fegen, Schlachten. Andre sezzen den Menschen dem Wind und Wetter aus. Andre bringen ihn um die Ruh. So ists mit dem Nachtwächter, dem Soldaten, dem Postillon. Andre geben ihn in Lebensgefahr, als die Schiffahrt, der Krieg, die Baukunst, die Bergwerke, die Fischerei, die Jagd. Dennoch finden sich immer Menschen, die solche treiben. Und doch sinds diese mühsamen, unangenehmen, gefährlichen Gewerbe nicht, die die größte Belohnungen, sowol an Ehre, als an Reichthum, erhalten. Die bequemen, angenehmen und zwar unnötigen und unnüzzen Gewerbe sinds, die am mehresten geehrt und bezahlt werden.

Eines der unangenehmsten Geschäfte, ist die Kinder- und Krankenpflege. Wie viel Ueberwindung gehört nicht dazu, solche zu reinigen, den

übeln Geruch, das Geschrei, die Klagen, die Angst zu ertragen. Tag und Nacht muß man auf, und alle Augenblikke bereit seyn, die beschwerlichsten und unangenehmsten Dienste zu leisten. Man kann sich keinen Augenblik sichrer Ruh versprechen. Eigensinn, allerlei Einfälle muß man ausstehn. Dieses beschwerliche Geschäft fällt auf jenes Geschlecht, das es mit bewundernswürdiger Geduld und Eifer versieht.

In der Gesellschaft findet also ein jeder in der Arbeit Aller einen Ueberfluß am Notwendigen, Nüzlichen und Angenehmen; Hülfe und Erleichterung in seinen Bedürfnissen, und Sicherheit. Beständig und an allen Orten, sind wir mit einer Menge Sachen und Bequemlichkeiten umgeben, die die andern uns, und zwar öfters mit Gefahr ihres Lebens, mit Aufopfrung ihrer Glieder, ihrer Gesundheit, und ihrer Ruh verschaffen. Unsre Gebäude sezzen täglich das Leben der Bauleute in Gefahr, Die Steine und Metalle, die uns so wesentliche Dienste leisten, sind aus den Brüchen und Gruben, mit äusserster Gefahr gebrochen und gegraben worden. Indessen daß wir schlafen, wachen eine Menge Menschen zu unserm Dienst, und stehn in der finstern Nacht Kälte, Sturm und Regen aus.

Zweites Kapitel.

Aeussere Gestalt der Gesellschaft.

Dieses gegenseitige Bedürfniß hat die Menschen vermocht, näher in Städten, Dörfern und Flekken zusammen zu rükken. Wenn sie auf dem Felde zerstreut wären, so würden sie einen Theil der Aekker besezzen, und müßten nach ihrer Notdurft, oder einander zur Hülfe, weit laufen und wahre Reisen thun. Nun aber haben wir alles unter der Hand.

Die Städte sind in Ansehung der Größe, der Volksmenge und der Schönheit sehr verschieden. Berlin hat ungefähr drei deutsche Meilen im Umfang, Paris und London noch mehr, und Reisende geben Agra im Indostan zwölf Meilen. Andre haben kaum eine Viertelmeile im Umfange. Die großen Städte sind voller Paläste, großer Plätze, die mit Tempeln, Säulenordnungen, schönen Brükken und Bildsäulen geziert sind. Die Häuser sind an einander von Stein, hoch und mit Geschmak gebaut. Gemeiniglich sind die Straßen gerade, sorgfältig gepflastert und mit Abflüssen versehn, um das Wasser und den Koth wegzuschaffen. Die Polizei hält Leute, die die Straßen fegen, den Koth, die Aeser, und alles was die Sinne beleidigt, wegtragen. Man sagt, daß Madrid nicht gepflastert ist, daß der Koth und

die

die Aeser auf den Straßen liegen bleiben, und die Luft anstekken. Von Constantinopel wird eben dasselbe erzählt.

Man zählt in Berlin sechstausend Feuerstellen und hundert funfzigtausend Seelen, und viermal so viel in London und Paris. Die Zeitungen melden, daß vor kurzem Mordbrenner zehntausend Häuser in Constantinopel in die Asche gelegt haben, und daß sie noch mit brennen nicht aufhören.

Was die große Bevölkerung dieser Städte verursacht, ist erstlich der Hof, d. h. der regierende Herr und sein Haus: der Adel, der sich an dem Hof hält, und den das Vergnügen dahin lokt. In solcher Stadt gibt es Schauspiele von aller Art, große Lustbarkeiten am Hofe; selbst das Wohnen in solcher Stadt ist angenehmer, wegen der schönen Gebäude, der Gärten, der Spaziergänge, und der zahlreichen Gesellschaft. Die hohen Magistratspersonen, die obern Tribunale, die Gesandten der fremden Mächte wohnen daselbst. Da diese Städte gemeiniglich an schifbaren Flüßen liegen, so ist der Handel blühend, und die innre starke Nuzzung begünstigt ihn; also ist da eine Menge Kaufleute, worunter viele reich sind. Die großen Manufakturen pflegen auch in der Hauptstadt zu seyn, es findet sich also ein Haufen Handwerker da ein. Diese ziehn wieder eine Menge andrer Gewerbe zur Notdurft, zur Erhaltung, zur Kleidung, zur Wohnung und fürs Geräth nach sich. Der Hof und die Großen, die zu dem Schönsten und Besten gewöhnt sind, erhalten einen feinen Geschmak, der sich immer mehr aus-

bildet, und von Stuffe zu Stuffe bis auf den Bürger kömmt; die Handwerker müssen sich also befleißigen mit Geschmak zu arbeiten. Daher entsteht die Pracht, die immer fort wächst, die Stadt verschönert, dem Volke was zu verdienen gibt, das Geld aus den Händen der Reichen zieht, und diejenigen, die reich scheinen wollen, ohne es zu seyn, zu Grunde richtet. Diese Pracht lokt noch mehrere herbei, die sie zu nuzzen suchen; die Strassen wimmeln von Friseurs und Modehändlern; die Läden sind mit Puzwerk, mit wolriechendem Wasser, mit kostbaren Zeugen, mit Geschmeide, mit Zukkerwerk, mit lekkeren Weinen und Speisen gefüllt; Wildpret, frühreife Früchte, und alles was den Gaumen kizzeln kann, besezt die Märkte. In Warschau sind fünfhundert Friseurs, ohne die Perükenmacher, gezählt worden.

Solche Städte sind wahre Schlünde, die die Erzeugnisse des Landes zwanzig Meilen im Umfange verschlingen. Es ist leicht zu begreifen, daß ihr eignes kleines Feld nimmermehr mit Korn, Obst, Gartenfrüchten, Vieh, Wildpret, und eben so wenig ihr Fluß mit Fischen, sie versehn kann. Dies alles wird ihnen öfters weit her gebracht. Man sagt, daß Paris jährlich ohngefähr funfzigtausend Rinder, siebenmal hunderttausend Hammel, fünf und zwanzig tausend Kälber, und vierzigtausend Schweine verzehrt. In einer Stadt, die kaum zwölftausend Seelen enthält, sind im Jahre tausend sieben hundert und siebenzig, fünfhundert sechs und sechzig Rinder, dreitausend neunhundert neun und achtzig Kälber, viertausend fünfhundert dreizehn Hammel, und viertausend

neun=

neunhundert neunzehn Schweine geschlachtet worden. Wenn man täglich nur ein halb Pfund Brod auf den Kopf rechnet, so kommt auf Berlin jährlich ohngefähr eilftausend Wispel Korn heraus, d. h. soviel wolbespannte Fuhren; und man kann für Bier, Brandwein, und Vieh noch eben soviel rechnen.

Hier ist der Siz des Geschmaks und der feinen Lebensart, der Mittelpunkt alles Schönen, ein Zusammenfluß der geschiktesten Leute aller Art, in den Handwerken, Künsten und Wissenschaften. Hier findet man allerlei Anstalten und Personen für die Erziehung und den Unterricht der Jugend, eine Menge Aerzte, mit einem Wort, alles was man wünschen kann.

Eine solche Stadt zeigt an Markttagen, in den gangbarsten Straßen, oder wenn etwas neues den Haufen herbeilokt, ein ziemlich unangenehmes Gewühl; man kann, ohne sich durchzudrängen und gestossen zu werden, kaum durch die breiten Straßen kommen; es ist ein dumpfes Getöse von Stimmen, man geht auf und nieder, man läuft, man schreit; Karren und Wagen machen die Verwirrung größer; man muß beständig um sich sehn, damit man nicht gerädert werde. Dieses Getöse währt den ganzen Tag, und betäubt den, der es nicht gewohnt ist. Freilich sind alle Theile der Stadt nicht so unruhig. Die große Volksmenge macht die Wohnung und die Lebensmittel theuer. Die herrschende Pracht, die ein jeder auf seine Art nachahmt, versenkt die Hälfte der Einwohner ins Elend. In den Städten wo das Betteln erlaubt ist, kann man nicht zwanzig Schritte, in

gangbaren Straßen gehn, ohne von Bettlern angesprochen zu werden: zuweilen sieht man sie in Reihen ziehn. Unter diesen Lumpen, und auch unter anständigern Kleidern verstekken sich Diebe, die allen Zusammenlauf vorzüglich lieben, und sehr geschikt sind die Taschen der Unachtsamen auszuleeren; die ungerechnet, die sich auf Caffee- und Weinhäusern aufhalten, um die Einfältigen zu betriegen; und die, die des Nachts herumschleichen, diejenigen zu plündern, die ihnen in die Hände gerathen, oder wolgar in die Häuser einbrechen. Lezztere trift man selten an, wenn die Polizei wachsam ist. Die Wächter, Schildwachen, Patrollen und Wachen, die in allen Theilen und Straßen der Stadt sind, halten sie im Zaum. Alle diese heilsame Anordnung ist nicht in allen großen Städten zu finden, eben so wenig als die Laternen auf den Straßen. Um solchen Diebereien und Unordnungen vorzubeugen, ists in verschiedenen Städten, als Berlin und London befohlen, Abends Laternen zu tragen, bei Strafe der Gefangensezzung. Man kann einem Menschen, der eine Bosheit ausgeübt hat, besser folgen, wenn er eine Laterne trägt.

Die Ueppigkeit, die Lekkerhaftigkeit, der Ueberfluß und die Ergözlichkeiten, machen die Menschen zärtlich und schwach, und verderben die Jugend. Die Verführer, die Gelegenheit zur Schwelgerei, die man hier an allen Ekken findet, richten vollends die Sitten und die Gesundheit zu Grunde. Die unbequeme und drükkende Kleidung trägt viel dazu bei. Auch sieht man viele verunstaltete Mädchen und Frauen; junge sech-

zehn-

zehnjährige Leute ohne Kraft und Muth, gegen alles empfindlich, bleich, hager, krank, mit Schnupfen und Husten behaftet, mit einem verdorbenen Magen; und gegen das zwanzigste Jahr sind sie unfähig die Arbeit eines zehnjährigen Bauerkindes auszuhalten.

Die Aerzte haben in den großen Städten viel Geschäft. Sie sollen nun den Schaden der Erziehung, der Kleidung, der Frisur, der Gefräßigkeit, der Trunkenheit, der Schwelgerei, wieder gut machen. Schwächlinge wollen durch die Kunst ihre Gesundheit stüzzen und die Kräfte ersezzen. Sie misbrauchen die Kunst; bei gesunden Tagen liegen sie dem Arzt an, und nehmen Arzeneien aus Vorsicht, aus Kleinmüthigkeit, aus Gewohnheit. Dieser Misbrauch benimmt ihnen vollends den Muth, die Gesundheit und die Kraft.

In einer gewissen Entfernung von einer grossen Stadt, sieht man über derselben eine Wolke, welche aus Staub, Rauch und den Ausdünstungen dieser Menge zusammengedrängter Menschen und Thiere, die die Luft verderben, besteht. Dies ist eine sehr wirksame Ursach von Krankheiten. Auch rechnet man das Mittelalter in Paris, London und andern großen Städten zu fünf und zwanzig Jahren. Alle diese Uebel fallen auf die Reichen. Der Arme ist, selbst in der Hauptstadt, ziemlich fest.

Der große Haufen lokt die Schurken herbei, und begünstigt das Verderben der Sitten, indem solche in dem Haufen sich leicht verkriechen. Also findet man in großen Städten die größten Aus-

schweifungen, die sich mehrentheils unter den Schein der Gesittetheit und des Anstandes verbergen.

Alles was ausser der Hauptstadt ist, heißt die Provinz. Hier gibt es auch große Städte, die zehn bis hundert tausend Selen enthalten. Sie kommen der Hauptstadt in Ansehung der Vortheile, der Ueppigkeit, des Lasters und alles übrigen, desto näher, je größer die Volksmenge, und je mehr Handel und Manufakturen Reichthum hinein ziehn. Also gibt Leipzig, Berlin nichts nach, Magdeburg und Stettin werden es bald erreichen.

Alle diese Städte haben große Vortheile. Sie sind mit Handwerkern aller Art, mit einem Ueberfluß alles Nötigen angefüllt; die Künste blühen daselbst nach Verhältniß des Reichthums und der Volksmenge. Mit Mauern umgeben, sind sie vor Räubern und Landstreichern, und einigermassen vor Bettlern, und anderm Auswurf der Menschheit gesichert. Wachen, Wächter, Schildwachen sind überall auf den Straßen und Thürmen zur gemeinen Sicherheit, zumal bei Nacht, angestellt. Sie haben Sprizzen, Brunnen, und allerlei Geräth für Feuersnoth. Die Post und andre Gelegenheiten bringen ihnen von fernher Briefe und Sachen, und schaffen die ihrigen mit wenigen Kosten ohne Mühe weg.

Die kleinen Städte, welche nebst den Flekken und Dörfern, das Land oder platte Land heissen, sind öfters von lezteren wenig unterschieden, nur haben sie ein Rathhaus und Marktgerechtigkeit. Sie sind von der Größe, der Pracht, der Ueppig-

keit

keit, dem Reichthume, den feinen Sitten und dem Geschmak der großen Städte weit entfernt. Sie werden mehrentheils nur von Akkerleuten und einigen schlechten Handwerkern bewohnt; die Häuser sind elende Hütten, die weitläuftig auseinander stehn, und die mehresten sind mit Stroh gedekt; kein Steinpflaster, keine Besazzung, weder Mauern noch Thore; kaum kann man das, was wir als notwendig ansehn, darin haben. Oefters fehlen Bäkker und Fleischer. Jeder bäkt sein Brod, man ißt Pökelfleisch, und wenn man frisches Fleisch braucht, so holt mans aus der nächsten Stadt. Man hat keinen andern Arzt, als einen unwissenden und geschwäzzigen Bartpuzzer. Das Volk ist grob, und seine Laster sind so grob als dasselbe. Zänkerei, Schlägerei und Trunkenheit sind die herrschenden Uebel. Unwissenheit und Aberglauben geben dem Betruge freien Lauf. Hier hört man noch immer von Hexen, Gespenstern und verborgenen Schäzzen. Den Einwohnern fehlt alles, was man Bequemlichkeiten des Lebens nennt. Sie sind es aber gewohnt, oder vielmehr, sie kennen sie nicht, weil sie in der Verfeinerung der großen Städte unwissend sind. Sie sind gesund, arbeitsam und stark; Treue und Rechtschaffenheit wohnen in ihren Hütten. Die freie und reine Luft, die Arbeit, die Mäßigkeit, die Unwissenheit einiger Ausschweifungen, erhalten ihre Gesundheit und ihr Leben; und man schäzt das Mittelalter auf dem Lande auf dreißig Jahre. Die Reichen ziehn im Sommer aus den großen Städten dahin, um ihre verdorbene Gesundheit wieder herzustellen. Auf dem Dorfe findet man nur Akkerleute, einige Schuster, Schmiede und

Leinweber. Da die Plätze offen stehn, sind sie dem Anlauf der Landstreicher, Bettler, Räuber, Mordbrenner ausgesezt. Daher geschehn auf dem Lande die mehresten Excesse dieser Art. Da man aber in dem kleinen Orte einen jeden kennt, so ist man vor innern Diebstälen ziemlich sicher. Der Landmann legt sich zu Bett und läßt Thür und Fensterladen offen. Bei Tage verläßt er sein ofnes Haus, und geht ins Feld. Seine Armuth und der geringe Werth seiner Haabe sichert sie ihm. Sein Schloß ist eine hölzerne Klinke, die er kaum zumacht. Was wolte man ihm nehmen? Beutel mit Geld, kostbares Geschirr, Juwelenkästchen, die man bei den Reichen findet, sind ganz andre Lokkungen, und man muß sich vorsehn.

Die Städte und Dörfer der Neger und Indianer, die Wohnplätze der Amerikaner sind noch geringer, und nur unordentliche Haufen von Hütten. Die Grönländer haben nicht einmal Dörfer: und so ists ohngefähr in Island auch. Die Tartaren und irrenden Araber, ziehn in Völkerschaften, die in Zelten wohnen, nach Bedürfniß ihrer Heerden oder ihrer Räubereien, von einem Ort zum andern, ohne einen sichern Siz zu haben. Der Akkerbau, die Weiden und die Bequemlichkeit der Reisenden und der Jagd machen, daß man bei uns auf den Heerstraßen, den Wiesen, den Feldern oder in Wäldern einzelne Häuser antrift.

Drittes Kapitel.

Regierung.

In Asien, Afrika und Amerika bewohnen kleine Völkerschaften große Strekken Landes. Das Land liegt ungebaut, theils wegen der Trägheit und Unwissenheit der Bewohner, und theils weil es von selbst die eingeschränkten Begierden und die einfachen Bedürfnisse der Menschen befriedigt. Das Land, das keiner mag, ist gemein, und jeder nimmt davon was er will. Die Wälder wimmeln von Wild, die Flüße und Meere von Fischen, wo ein jeder nur nehmen darf, und das an vielen Orten verachtet wird. Bei uns gehts ganz anders. Da ist kein Zoll Land, kein Haase auf dem Felde, kein Reh im Walde, keine Plözze im Wasser, die nicht einen Herrn hat. Die große Volksmenge nötigt uns, alles zu Rathe zu halten, Feld und Akker zu schonen, und sorgfältig das Land zu bauen, damit es trage was wir bedürfen, denn wir bedürfen viel. Preußen hatte ehemals eine Menge wilder Büffel, die Jagd war frei, nun ist kein einziger mehr da. Gemeinschaftliche Wälder gehen sichtbarlich zu Grunde. Da das Holz nur die Mühe es zu holen kostet, so misbraucht man es, man nimmt nur das Beste, der Boden ist mit abgeschlagenen Aesten, die da vermodern bedekt; ein jeder ist nur auf nehmen, und keiner auf pflanzen bedacht, weil man immer noch

genug für sich findet. Wo das Holz theuer ist, weiß man es ganz anders zu sparen.

Es ist bei uns nichts zu nehmen, es muß alles mit Arbeit erworben werden, und der Faulenzer findet nichts zu leben. Die schwachen Greise, die Kranken, die Faulenzer, die Blödsinnigen, und die, die nicht arbeiten können, weil sie nichts in der Jugend gelernt haben, wären in Gefahr umzukommen, wenn man sie nicht unterstüzte; allein die andern geben ihnen das Notdürftige; und das heißt Allmosen. Den Kranken, den Alten und den Blödsinnigen gibt man gern; der Faulenzer aber erhält nur schwerlich etwas.

Es ist nicht wol möglich, die Erzeugniße der Arbeit gegen einander zu vertauschen, und man würde oft in große Verlegenheit gerathen. Wenn der Schuster ein Paar Schuh für sein Frühstük, oder für ein Gericht Kohl oder Mohren hingeben müßte, so würde er Gefahr laufen Hungers zu sterben. Daher ist man auf den Einfall gerathen, dem zu Münze geprägten Silber, Golde, Kupfer und Eisen einen gewissen Werth beizulegen, der auf dem Stükke selbst gezeichnet ist. Diese Münze hat keinen innern, sondern einen blos vertragsmäßigen Werth. Bei uns und allen gesitteten Völkern sind Gold, Silber und Kupfer gangbar. In Guinea vertreten Betelsnüße und einige Muscheln deren Stelle. Im Alterthum hatte man keine Münze, statt derselben wog man das Gold und Silber aus. Das Eisen galt zu Lacedämon. Die Münze reicht zum Handel nicht zu, und man ersezt deren Mangel mit Zetteln, die man Wechsel nennt. Ein Kaufmann, und jeder andrer,

dessen

dessen Vermögen und Ehrlichkeit man versichert ist, schreibt, unterzeichnet mit eigner Hand, und versieht mit seinem Siegel eine Schrift, wodurch er sich zur Zahlung einer Summe anheischig macht; und diese Schrift ist statt des Geldes gangbar.

In der Menge der Menschen finden sich viele Faulenzer und Begierige, die eben deswegen Schurken werden, und auf Kosten andrer zu leben oder reich zu werden trachten. Sie stehlen und betriegen. Dies kann keinem gefallen, denn jeder will, und das mit Recht, die Frucht seines Fleisses geniessen. Die Menschen lieben Ruhe und Frieden, und werden von allen Seiten von unruhigen Menschen gedrängt, die ihre Bequemlichkeit und freien Raum suchen, und die ihn ohne den andern ins Gehege zu kommen, nicht finden können. Man wünscht, z. B. einen schönen Hof, oder einen Garten, der Plaz ist aber durch die Besizzungen der Nachbaren eingeschränkt. Man möchte eine Aussicht haben, und deshalb müßte man sein Haus einige Fuß vorbauen; die Nachbarn sehens aber nicht gern, daß dies Haus vorrükke und ihnen die Aussicht nehme: die Straße würde geschmälert und der Plaz zu eng werden. Der Akker und die Wiese eines jeden, werden durch die Aekker und die Wiesen andrer, durch die Heerstraße, durch einen Fluß eingeschränkt. Es ist ausgemacht, daß mir keiner erlauben wird, von seinem Akker oder seiner Wiese zu nehmen. Man wird es auch nicht leiden, daß ich die Heerstraße schmälere; und Schiffer und Müller werden sich einem Angriff auf den Fluß widersezzen. Mit einem Wort, alles ist abgemessen und beschränkt.

Es gibt zänkische Leute, denen das Zanken, wie das Athemholen, zum Bedürfniß geworden zu seyn scheint. Jeder sucht seinen Nuzzen, und kann ihn nur auf Kosten andrer finden: und es ist klar, daß es keinem gefällig ist, daß ich auf seine Kosten erwerbe. Also leben die Menschen in einem allgemeinen und ewigen Widerstand; und doch kann man sagen, daß sie in Frieden leben. Wie geht das zu?

Es gibt Unternehmen und Ausgaben, die ins gemein geschehn müssen; einen Wald durchzustechen, eine Heerstraße zu ebnen, ein Stük Landes urbar zu machen, einen Sumpf auszutroknen, eine Feuersbrunst zu löschen, einen Fluß in seinem Bett durch einen Damm zu erhalten, wilde Thiere auszurotten, eine Räuberbande aufzusuchen und anzuhalten, Mauern und Thore, Rathhäuser, Kirchen, Wachthäuser, öffentliche Magazine und Hospitäler zu bauen; Städte zu befestigen, Brüken und Ufer zu errichten; Sprizzen, Brunnen, Feuergeräth zu verfertigen, Straßen zu pflastern. Dies erfordert die allgemeine Beihülfe und Beisteuer. Die Menschen sind aber nicht geneigt ihr Geschäft zu lassen, um die allgemeine Arbeit zu verrichten, und Geld für die öffentlichen Bedürfnisse herzugeben; sie wissen sich, zur Ausführung eines Werks, und über den Plan und die Mittel, nicht zu vereinigen. Deswegen hat jede Gesellschaft ihre Regierung.

Alle diejenigen, die unter derselben Regierung stehn, machen eine bürgerliche Gesellschaft, einen Staat, und was man ein Volk nennt, aus. Es ist eine große Verschiedenheit unter diesen Gesell-

sellschaften; einige schränken sich in den Mauern eines geringen Städtchens ein; eine andre besezt tausend Meilen Landes. Es gibt viele Mittelding zwischen Genf und dem rußischen Reiche.

Die Gewalt, oder das Recht Gesezze zu geben, ist zuweilen in dem ganzen Volke. Von der Art waren vor Alters Sparta und Rom; das Volk versammelte sich auf dem Markt, und entschied die Sachen, die ihm der Magistrat vorlegte. So ohngefähr ist noch die Regierung einiger Schweizercantons beschaffen. Die größeren Staaten, wie Holland und England, können sich so nicht versammeln. In diesem Fall ernennt jede Stadt oder Provinz einen Abgeordneten, und vertraut ihm ihre Macht. Alle Deputirte kommen zusammen, und machen den Staatsrath. Solche Staaten heißen democratische Republiken.

In andern Staaten ist die Macht in den Händen einiger Familien. Von der Art waren vor diesem Athen, zu gewissen Zeiten; das wollüstige Sybaris, von der Art sind heut zu Tage Genf, Bern, Venedig, Genua und Pohlen. Diejenigen, die im Besiz der Regierung sind, machen einen Rath aus, wovon ein Theil, unter dem Namen eines Senats, die gewöhnlichen Geschäfte besorgt. Solcher Staat heißt eine aristocratische Republik.

Solche Staaten vertrauen zuweilen einer, oder mehreren Personen den Vorsiz und eine Art von Uebermacht, unter verschiedenen Titeln. So hatte Sparta zween Könige, Athen seine Archonten, Rom zween Consuls, und England und Pohlen

haben

haben ihre Könige, Holland hat seinen Stadthuder oder Stadthalter, Venedig und Genua ihren Doge.

England ist ein vermischter Staat; die Gewalt ist unter dem Volke, oder dem Unterhause, dem Adel, oder dem Oberhause, und dem Könige getheilt. Kaum ist der König von Pohlen Stadthalter in seinem Königreich; der Doge zu Venedig ist nur ein Bild zur Schau. Die Könige in Sparta wurden oft von den Ephoren ins Gefängniß geworfen, und die römischen Consuls von den Tribunen erschlagen.

Die andern Staaten stehn unter der Gewalt eines Einzigen, der sie unter dem Namen eines Fürsten, Herzogs, Königes oder Kayfers, beherrscht. Solche Staaten heißen Monarchien, und die Monarchen Souveraine. Wenn leztere gewisse Verträge und Gesezze beobachten müssen, wenn sie die Staaten durch geschriebene und bekannt gemachte Gesezze regieren, so wird die Regierung gemäßigt genannt. Wenn der Beherrscher kein Gesez beobachtet, und dem Volke keines gibt, sondern den Staat nach seinem jederzeitigen Willen regiert, so heißt die Regierung despotisch oder willkührlich. Die Regierung ist durchgehends in Europa gemäßigt, die Türkei ungerechnet. Der Despotismus herrscht über dem ganzen übrigen Erdboden, wenn man die Republik Algier ausnimmt.

In dem höchsten bekannten Alterthum waren die Staaten und Reiche sehr klein. Jedes Städtchen, jedes Dörfchen hatte seinen König. Man kanns aus dem Siege Abrahams, der mit drei-

hundert Schäferſklaven fünf Könige ſchlug: und aus der Geſchichte Joſua ſehn, der ein und dreißig überwand in dem kleinen Lande Canaan, wo dennoch viele übrig blieben, als die Philiſter und Jebuſiten. Man ſiehts auch aus der Menge Könige, die zehn Jahre lang die Stadt Troja belagerten. Egypten und Aſſyrien waren in den entfernten Zeiten, die einzigen bedeutenden Staaten. Das Geſchäft der Könige, der Senate, des Staatsraths, iſt die Regierung, die Einführung und Erhaltung der Ordnung und des Friedens. Im Alterthum und bei den rohen Völkern, waren die Könige weiter nichts als die Richter ihrer Unterthanen, um ihre Streitigkeiten zu ſchlichten, und die Heerführer des Volkes. Von der Art waren auch die Fürſten der Völker in Gallien und Germanien. Bei den rohen Völkern unſrer Zeit, in ganz Amerika, Afrika und Aſien, halten ſich die Monarchen nicht für die Regierer, ſondern für die Beſizzer und Herren ihrer Völker. Sie maſſen ſich das Recht über die Perſonen der Unterthanen an; dieſe beſizzen nichts, ſondern haben alles der Gunſt ihres Herren zu danken.

Einem jeden Frieden mit ſeinen Nachbaren verſchaffen; die Streitigkeiten, die unter den Bürgern entſtehn, ſchlichten; den Störer der Ruhe, die Ungerechtigkeit, den Betrug, die Gewalthätigkeit im Zügel halten und ſtrafen, iſt das Geſchäft der Gerechtigkeit. Die Sorge für die Wohnung und Nahrung des Volkes, für ſeine Geſundheit und Sicherheit; den Handel, die Künſte und Handwerker begünſtigen, iſt die Sache der Polizei. Ein jeder Bürger ſucht auf Koſten der An-

dern

dern zu erwerben; eben so thut ein Volk Eingriff in die Rechte der Nachbaren und sucht durch ihre Schmälerung sich zu erweitern. Daher der Angrif und der Einfall in angränzende Länder. Diese vertheidigen sich, und so entsteht der Krieg, welcher so alt ist, als die Bevölkerung der Welt. Man findet schon zu Abrahams Zeiten Spuren davon. Unter den rohen Völkern ist er ewig, und findet in dem gesitteten Europa oft statt. Dies ist eine vorzügliche Angelegenheit der Regierung. Der Staat braucht zu allerlei Ausgaben Geld. Dessen Einhebung und Verwaltung heißt das Finanzwesen. Diese sind die Obliegenheiten der Regierung.

Unmöglich kann ein Staatsrath dieses alles in allem Detail besorgen; noch weniger aber ein König oder Fürst. Beide sezzen deswegen Collegia und Personen ein, und legen ihnen einen Theil des Details ihrer Verwaltung auf. Es gibt Monarchen, die nur für die Einnahme der Einkünfte sorgen, und dem Minister die Regierung überlassen. Unterdessen belustigen sie sich mit Vergnügungen, mit der Jagd, mit Tanzen, oder liegen in ihrem Pallaste müßig. So sind die asiatischen und afrikanischen Monarchen beschaffen. Die Minister können thun was sie wollen, und sie machen sichs zu Nuzzen, Reichthum zu erwerben und dem Vergnügen nachzuhängen. Nach dem Tode eines gewissen europäischen Lieblingsministers, fand man in seinem Cabinet dreißigtausend unerbrochene Bittschriften. Die guten und weisen Könige können nicht alles thun; sie geben die Gesezze, und lassen sich von deren Erfüllung Rechenschaft geben.

Der Staatsrath einer Republik kann freilich nicht die Geschäfte so gänzlich versäumen, weil sich in der Menge immer einige Personen finden, die Ordnung lieben, und eifrig und thätig für ihre Pflicht sind; solche treiben die übrigen an, und niemand hat Macht genug, um ganz nach Willkür zu handeln. Hingegen aber entschließt man sich langsam; die Regierung ist sich nicht immer gleich; es geschieht nicht immer was gut wäre, weil Unwissende, die das Heilsame nicht einsehn, und Uebelgesinnte, die ihr Vortheil dem Wol des Staates vorziehn, mit im Rath sizzen. So werden z. B. die Verwandte eines Heerführers für den Krieg stimmen, um ihren Verwandten die Würde zu erhalten, die er im Frieden verlieren müßte. Dies alles geschieht unter einer guten monarchischen Regierung nicht. Der Monarch regiert nach einem Plan, und bestimmten Grundsäzzen; er hat es nicht nötig, die rechte Zeit mit Berathschlagungen und Zänkereien zu versäumen, er kann seinen Entschluß schnell und ohne Widerspruch fassen. Zuweilen opfert er freilich auch das gemeine Beste seinem eignen Nuzzen auf; beider Nuzzen aber ist selten trennbar, und dann ist hier doch nur Einer, da in einem republikanischen Rath, immer viele Glieder sind, deren jedes sein besonders Interesse hat.

In jedem wolpolizirten Staate, sind alle Theile der Regierung durch Gesezze bestimmt, theils damit ein jeder weiß, was er zu thun, zu erwarten und zu fürchten hat; theils um der Regierung Festigkeit, und sie nicht dem Eigenwillen, der Unwissenheit, der Untreue und dem Einfall

der Bedienten oder des Volks Preis zu geben. Gesezze finden in republikanischen, wie in den monarchischen Staaten statt.

Despotische Staaten haben keine Gesezze. In diesem Zustande lebten die ersten Völker, und haben die unwissenden Nationen immer gelebt, die die Schrift nicht kannten; so leben zu unsern Zeiten alle rohe Völker, die die Erde, ausser Europa, bewohnen.

Die deutlichsten, simpelsten und bestimmtesten Gesezze sind die besten; allein viele sind noch dunkel und unbestimmt. In diesem Fall kann der Handhaber der Gesezze sie nach Willkür erklären; was äusserst schädlich, und der Einsezzung zuwider ist.

Das ganze Volk, die Großen sowol als die Kleinen, sind dem Gesezze Gehorsam schuldig, und zwar in der Republik, eben so wie in der Monarchie. Wenn das Gesez übertreten wird, ist es nichtig, es ist keine Ordnung, der Staat geräth in Zerrüttung und geht zu Grunde. Sobald der Mensch in Gesellschaft tritt, verliert er einen Theil seiner Freiheit, er ist an einem Ort gebunden, und wird von den Nachbaren beschränkt. Eine Gesellschaft mit einer völligen Freiheit ist ein Unding. Es ist schon ein großes Unglük, wenn einige Bürger sich über die Gesezze wegsezzen können. Dies ist der Zustand des Despotismus, und einer jeden Republik, wo der Magistrat, oder einige Bürger, mächtig genug sind, um nichts zu befürchten. So ists auch wenn der Monarch mächtige Lieblinge hat. Einige Monarchen, die dieses einsehn, und die doch dem Vergnügen einer

Art

Art Freundschaft und Vertraulichkeit nicht entsagen können, schenken sie einem Kammerdiener, oder einem Kutscher, die sie nicht misbrauchen können. Der schwache Monarch, der den Grossen freie Hand läßt; gegen seine Gemalin, die Prinzen vom Hause, seine Geliebten, allzu gefällig ist, erhebt sie über die Gesezze, und die Unterthanen leiden.

Viertes Kapitel.

Rechtspflege.

Jede Stadt, jedes Dorf sogar, hat seine Obrigkeit, die in zwei verschiedenen Abtheilungen die Gerechtigkeitspflege und die Polizei verwaltet.

Der Richter besorgt die Gerechtigkeit. Er darf nicht anders als nach den Gesezzen richten. Deswegen wird dieses Amt nur Gesezkundigen, nach einer genauen Prüfung, und langer Uebung in den Tribunalen anvertraut. Einige Männer, unter dem Namen Beisizzer, sind dem Richter zu Gehülfen bestellt; sie untersuchen mit ihm die Wahrheit und die Gerechtigkeit der Klagen und der Schuzreden; und helfen ihm nach dem Gesez sprechen. Aus Furcht vor Ueberraschung, muß der Kläger seine Klage, der Beklagte seine Antwort, und der Richter seine Untersuchung und seinen Spruch, schriftlich abfassen. Wie nun nicht

alle Partheien schreiben können, oder ihre Sache recht vorzustellen wissen, so sind Männer bestellt, sie abzuhören, ihre Klagen und Schuzreden niederzuschreiben und dem Richter vorzutragen. Solche heißen Advocaten. Der Richter läßt die Partheien und ihre Zeugen vor Gericht fodern, frägt sie; und vergleicht ihre Aussagen. Unterdessen zeichnet ein Schreiber die Fragen des Richters, und die Antworten der Partheien auf. Diese auf der Stelle gemachte Schrift heißt ein Protocoll. Der Schreiber muß ein solches Protocoll über alle Verhandlungen halten. Jede Parthei kriegt eine Abschrift von allen Schriften des Rechtshandels, und die Urschriften bleiben in dem Archiv, oder der Kanzelei, unter der Verwahrung eines dazu bestellten Mannes, der Actuarius genannt wird, und Rechenschaft von allen diesen Schriften geben muß. Der Richter kann ohne Klage nicht richten, es ist ihm nicht erlaubt Schuldige aufzusuchen; ausser bei grossen Verbrechen, als bei Mordbrennerei, Todtschlag, Raub, wo er von Amtswegen Untersuchungen anstellen muß.

Es gibt Uebertretungen der Gesezze, die keinen besonders, sondern die ganze Gesellschaft, die Regierung, die Gesezze angehn. Kein Bürger ist befugt sich hier zum Kläger aufzuwerfen, und doch darf der Richter ohne Klage nicht richten. Es gibt aber jemand der ausdrüklich dazu bestellt ist, nemlich der Fiskal. Er darf aber keine Sache anhängig machen, ohne dazu die Erlaubniß von dem Tribunal zu haben, das vorher beurtheilen muß, ob die ihm von Fiskal vorgelegte Sache, wichtig genug ist. Nach diesem handelt er im Namen der Regierung.

Die Regierung verläßt sich noch nicht auf die Rechtschaffenheit und Einsicht dieser ersten Obrigkeit. Die Rechte der Bürger sind ihr dazu zu heilig. Sie sezt über diese höhere Tribunale ein, die eine ganze Provinz zu besorgen haben. Der Richter führt den Titel eines Präsidenten, und die Beisizzer, der Räthe. Hier ist, wie in jenen, eine Kanzelei und dieselbe Ordnung. Durch dieses Tribunal kommen die Gesezze und Befehle der Regierung an jene Obrigkeiten. Wer glaubt, daß ihm von dem untern Tribunal Unrecht geschehn sey, kann zu dem höheren appelliren; jene Obrigkeit muß alsdann diesem alle schriftliche Verhandlungen des Rechtsfalls zu schikken, damit lezteres sein Verhalten prüfen könne.

Diese Landesobrigkeit, ist noch einem Gerichtshofe in der Hauptstadt untergeordnet, zu welchem man von neuem appelliren kann. Der Vorsizzer dieses Gerichtshofes ist ein Minister; und das Oberhaupt der Justiz im ganzen Lande heißt der Großkanzler. Wer ohne Grund appellirt, wird gestraft, sonst würden die geringsten Rechtshändel durch alle Instanzen gehn.

Alle Jahre muß jede Obrigkeit dem ihr vorgesezten Tribunal Rechenschaft, von den abgehandelten und abzuhandelnden Rechtsfällen, geben, wie lange sie gewährt haben, und wenn sie werden abgethan seyn. Die Regierung will, daß die Unterthanen aufs geschwindeste zu ihrem Rechte gelangen. Der Großkanzler untersucht oft die Landesobrigkeiten.

In jedem woleingerichtetem Staate kann man gegen die Großen sowol, als gegen die Kleinen,

Gerechtigkeit verlangen und erhalten, und selbst gegen die Regierung, oder den Monarchen. In den Preußischen Staaten ist folgendes Gesez. In jedem Streit zwischen einem Unterthan und dem Monarchen, erhält der Unterthan eben deswegen Recht, sobald die Sache der Regierung nur im geringsten dunkel oder zweifelhaft ist.

Jede Obrigkeit hat ihre Bedienten, Häscher, Gerichtsfrohn, Kerkermeister, ihre Gefängniße ꝛc. die Widerspenstigen zum Gehorsam zu zwingen, und die Uebertreter der Gesezze und Stöhrer der öffentlichen Ruhe zu strafen.

Alle diese Männer müssen leben, und es ist billig, daß derjenige sie bezahlt, der ihnen was zu schaffen macht. Wer Unrecht hat, muß alle Kosten der Verhandlung tragen. Eine gerechte Strafe.

Die Richter müssen ihren Lohn empfangen; es ist aber nicht erlaubt sie durch Geschenke zu bestechen, und sie dürften sich auch wol nicht leicht bestechen lassen; denn die Gegenparthei, die alle Verhandlungen zu Gesicht bekömmt, kann weiter Recht suchen; die Ungerechtigkeit käme heraus, und der ungerechte Richter würde mit einer Geldbuße, und in wichtigem Falle mit Entsezzung bestraft werden. Es ist umsonst den Richter zu bitten. Er kann sein Urtheil nicht nach Belieben, er muß es dem Gesez gemäß abfassen. Sokrates sagte zu seinen Richtern: Meine Herren, Sie sizzen hier, nicht um Gnade auszuüben gegen den Bittenden, sondern um Dem Gerechtigkeit zu verschaffen, dem Sie solche schuldig sind.

Die

Die Strafen die auf Uebertretung der Gesezze stehn, sind Geldbuße, Gefängniß, Schande, der Schandpfal, Schläge, Ketten und der Tod. Die häufigsten Klagen geschehn wegen Schulden, Schmähungen, Schlägen, Diebstahl und Betrug. Räuberei Todschlag und Mordbrand sind Hauptverbrechen. Die Erbschaften, die Gränzen der Besizzungen, und das Bauen geben zu vielen Rechtshändeln Anlaß.

Fünftes Kapitel.

Von der Potizei.

Die Polizei sorgt für die Ordnung und Sicherheit, für das Leben und die Gesundheit der Bürger.

Wir haben schon von den Wachen und von Erleuchtung der Straßen geredt. Die Polizei wacht über die verdächtigen Häuser, sorgt für Feuersgefahr. In diesem Punkt braucht sie große Vorsicht, und zwar erstlich um ihr zuvorzukommen. In dieser Rükficht schreibt sie den Baumeistern die Bauart, die Anlegung der Schornsteine, der Oefen ꝛc. vor. Sie bestellt Schornsteinfeger, die die Schornsteine reinigen und im Notfall dienen; und sie sieht darauf, daß sie das Ihrige thun. Sie verbietet in gewisse gefährliche Theile des Hauses zu viel brennbare Materien, als Holz oder Stroh, zu häufen. Sie verbietet

gewisse gefährliche Arbeiten, als Malz dörren, eine Menge Firnis sieden, in den Städten zu thun, Tabak in den Gassen der Dörfer, oder in den Wäldern zu rauchen. Sie befiehlt in jedem Hause Eimer und Handsprizzen zu halten, und sie hält selbst Sprizzen, auf den Ekken und Plätzzen große mit Wasser gefüllte Gefäße. Wenn viel Gewühl in einer Stadt ist, als bei Jahrmarktszeit, so stehn die Sprizzen auf dem Markt in Bereitschaft. Es ist immer eine Anzahl Männer und Pferde im Fall der Noth bestellt. So bald ein Wächter Feuer sieht, macht er Lärm, die Trommel schlägt, die Glokken läuten, die Trompeten blasen, der Nachtwächter stößt ins Horn. Die Obrigkeit ist zuerst da, geht zum Feuer, die bestellte Hülfe eilt herbei. Die Vorbeigehenden und Neugierigen werden aufgegriffen, und müssen arbeiten. Die Noth muß groß, der Wind heftig, oder die Gebäude schlecht seyn, wenn die Feuersbrunst einige Stunden anhalten soll. Den Abgebrannten wird Hülfe und Wache gegeben, ihre Haabe in Sicherheit zu bringen.

Wer sein Haus verliert, müßte zu Grunde gehn. Allein die Polizei hat dafür gesorgt. Ein jeder muß sein Haus in ein gemeines Register einschreiben lassen, und es nach Belieben schäzzen. Bei einer Feuersbrunst muß nun ein jeder nach Verhältniß der Schäzzung seines Hauses zum Ersaz des Schadens beitragen, und der Verunglükte bekömmt die Schäzzung seines Hauses. Gesezt daß die Schäzzung aller Häuser 50500 Thaler betrüge, und daß ein Haus von 500 Thalern abbrennte, so müßten die 50000 Thaler die 500 ersezzen, d. i.

eins

eins von 100. Also bezahlt Der 4, der sein Haus 400 geschäzt hat; u. s. w. Keiner geht zu Grunde, und eine Feuersbrunst wird eine allgemeine Angelegenheit, denn je größer der Schaden, desto mehr verliert ein jeder; so eilt ein jeder zu Hülfe, weil alle daran Theil haben.

Ein Kaufmann, ein Fabrikant, der viele Waaren oder Materialien im Hause hat, kann arm werden, wenn diese brennen; sie sind eben so wenig als das Hausgeräth gesichert.

Um das Vermögen der Bürger zu sichern, hat die Polizei merkwürdige Gesezze. Es ist unmöglich, daß der Handel und andre Geschäfte ohne Kredit und Schulden betrieben werden. Damit man aber Credit finde, muß dem Leiher sein Darlehn gesichert seyn. Deswegen werden liegende Gründe als Häuser und Aekker, verpfändet. Der Besizzer könnte aber sein Haus über dessen Werth verschulden, oder es nach der Verpfändung verkaufen, und so wäre der Gläubiger betrogen. Deshalben hat die Polizei verordnet, daß kein Grundstük ohne Zuziehung derselben verkauft werden kann; und daß eine Schuld nur unter folgenden Bedingungen Pfandrecht haben wird: nemlich, es müssen beide Partheien einen Borgvertrag in Gegenwart der Obrigkeit auffezzen, welcher in das Verpfändungsregister eingeschrieben wird. Nun sieht sich ein jeder Gläubiger wol vor, und läßt den Schuldbrief von der Obrigkeit bestätigen, und von dieser wird er nun erfahren, 1) ob das Grundstük verschuldet ist, oder nicht, und ob er seine Sicherheit hat; 2) ob das Haus hoch genug in der Feuercasse angeschlagen ist, welches ihm seine Fordrung, im Fall der Feuersnoth sichert.

Alle Schulden sind nicht Pfandschulden. Viele sind auf bloßen Handschriften, die nach ihren verschiedenen Gestalten, verschiedene Namen führen. Der Schuldner muß auf Befehl der Obrigkeit bezahlen, wenn sein Gläubiger klagt. Wenns nötig ist, verkauft sie alle seine Haabe, die Schuld abzutragen; wenn aber der Schuldner ganz unvermögend ist, so straft sie ihn mit dem Gefängniß.

Die Polizei bestimmt die Zinsen, die man für erborgte Summen bezahlen muß, und erlaubt höchstens sechs von hundert, die Handlung ausgenommen; und bestraft den Wucher; d. h. eine höhere Zinse, durch den Verlust des Darlehns.

Man muß den Bürgern Gelegenheit verschaffen, ihr Brod zu verdienen, daher verbietet die Polizei einem jeden ein Handwerk zu betreiben, das er nicht gesezmäßig gelernt hat. Auf die Weise befürchtet der, der sein Handwerk gelernt hat, nicht, daß ein ungelernter ihm das Brod nehme, oder daß sein Lehrling ausschweife, widerspenstig werde und davon laufe, um anderswo zu arbeiten. Ein Handwerker muß Zeugnisse aufweisen, daß er bei einem Meister ordentlich gelernt, sich gut aufgeführt, und die gesezmäßige Zeit ausgehalten hat, wenn er in eine Werkstatt Eingang finden will. Er muß ein Probe- oder Meisterstük machen, und sich in die Innung einschreiben lassen, ehe er für sich arbeiten darf.

Um den Bürgern einen sichern Absaz ihrer Erzeugnisse zu verschaffen, verbieten die meisten Regierungen die Einführung fremder Waaren.

Die

Die Polizei sorgt für den Unterhalt des Volks, und daß die Märkte mit Fleisch, Früchten, Korn, Holz, überhaupt mit allen Notdürftigen versehn werden. Alle Monate bestimmt sie durch öffentliche Taxen, den Preis des Fleisches, des Getränks, des Brodts, und hält Nachsuchung bei den Fleischern, Brauern, Bekkern und allerlei Krämern, sieht nach den Eß- und andern Waaren, nach dem Gewicht des Brodts, nach dem Maaße und Gewichten, welche von der Polizei berichtiget, und mit ihrem Wappen bezeichnet seyn müssen. Zur Zeit des Ueberflusses, errichtet sie öffentliche Magazine, theils, damit der Akkermann sein Korn abszzen kann, theils damit das Volk in der Noth Brod findet. Diese Einrichtung versichert die Nahrung und verhindert die übermäßige Theurung des Brodts. Aus Mangel dieser Vorsicht, sind manche gesegnete Länder dem Hunger, bei dem ersten Mißwachs ausgesezt. Aus diesem Grunde wird bei einer mäßigen Erndte die Ausfuhr des Korns verboten, wenn die Magazine nicht schon voll sind.

Wenn ein jeder das Recht hätte, zu jagen, zu fischen, Holz in den Wäldern zu fällen, so würden Wildpret, Fische und Holz bald fehlen, da wo die Bevölkerung stark ist. Diesem Uebel zuvorzukommen, hat die Regierung dieses Recht auf wenige Personen, die ihr davon Rechenschaft geben müssen, eingeschränkt. Die Fischerei ist immer offen, nicht aber die Jagd, damit das Wild gehegt werde. Die Polizei läßt in den Wäldern junges Holz säen und pflanzen, damit solches nicht fehle. Sie verbietet die Ausfuhr der rohen

Materialien, der Wolle, des Flachses, u. s. w. um die Manufakturen aufrecht zu erhalten. Sie besorgt die Wässerung der Städte und des Landes durch Pumpen, Canäle und Wasserkünste. Ueberall sind Mühlen und Canäle mit Schleusen, die sie mit Wasser versehn.

Die Polizei hat Wälder beschränkt, und Sümpfe ausgetroknet, um Felder zu erhalten, und die Ueberschwemmungen durch Dämme an den Flüssen verhütet. Durch Schleusen hemmt sie den Abfluß derselben, die Schiffart zu begünstigen. Sie baut und erhält Brükken, Dämme, Strassen, den Handel nnd die Gemeinschaft zu erleichtern. Sie bewahrt in genauen Registern das Maas der Wälder, der Felder, und der Besizzungen jedes Bürgers; sie fertigt die Besizzungsscheine aus; unter ihren Augen werden die Kaufverträge der Häuser und Ländereien geschlossen, und sie trägt solche in ihre Register ein: und so kennt sie eines jeden Besizzungen, schüzt den Besizzer, und beugt der Ungerechtigkeit vor. Um den Kindern das väterliche Vermögen zu sichern, nimmt sie die Erbverschreibungen in Verwahrung, registrirt sie, und verwaltet das Vermögen der Mündel.

Die Gesundheit des Volks ist eine Hauptsorge der Polizei. Sie sieht auf die Eßwaaren, damit keine verdorbene und schädliche verkauft werden. In großen Städten werden die Rinder in öffentlichen Häusern, unter den Augen eines Polizeibedienten geschlachtet, damit nur gesundes Vieh genossen werde. Sie sorgt für die Reinlichkeit der Städte, verschaft dem unreinen Wasser

Abfluß,

Abfluß, sperrt zur Zeit der Seuche das Land, und erstrekt ihre Sorge bis auf das Vieh. Sie hat ein medizinisches Collegium verordnet, welches die Aerzte prüft, ihnen die Ausübung ihrer Kunst, nur nach abgelegten Beweisen ihrer Geschiklichkeit erlaubt, und ihnen im Notfall angemessene Vorschriften ertheilt. Sie fordert alle Jahre genaue Verzeichnisse der Gestorbenen, mit Bemerkung des Alters, der Krankheit und der Jahreszeit, um daraus Kenntnisse zu schöpfen, die zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit dienen können. Sie baut Hospitäler für Arme, Kranke und Wayfen; untersagt das Betteln, sezt die muthwilligen Bettler in Zucht- und Arbeitshäuser, und sorgt für die Erhaltung der Armen.

Zur Begünstigung der Gemeinschaft und des Handels ist die Post errichtet. Sie besteht in Boten und Wagen, die zu bestimmten Stunden ankommen und abgehn. Ein jeder kann Briefe, Sachen und Geld darauf geben; alles gelangt, für einen sehr mäßigen Preis, an den Ort seiner Bestimmung, ohne daß man die geringste Mühe davon hat. Die Posten gehn Tag und Nacht und daher sehr geschwind. Das Postamt steht für den Werth der ihr anvertrauten Sachen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, waren sie in Deutschland noch unbekannt.

Die Polizei sorgt für den Unterricht der Jugend und des Volks, und für die öffentliche Gottesverehrung. Dies ist das Geschäft des geistlichen Departements. Die Pfarrer müssen das Volk und die Jugend; und die Schullehrer, Rektoren und Professoren leztere, nach gewissen Vorschrif-

schriften lehren, und legen jährlich Rechenschaft davon ab. Die Pfarrer und Vorsteher der Gemeinen besorgen die Armenpflege, und die Kirchengüter, und legen gleichfals Rechnung ab. Hier werden auch Verzeichnisse der Heirathen, der Geburten und der Todesfälle gehalten, damit die Obrigkeit die Rechtmäßigkeit der Ansprüche der Erben untersuchen kann.

Die Polizei hat, wie die Justiz, mehrere einander untergeordnete Collegia.

Sechstes Kapitel.

Vom Kriege.

Von jeher haben die Völker über Gerechtsame, Gränzen, Ländereien, Beleidigungen, oder wegen des unruhigen Geistes der Beherrscher Streit mit einander gehabt. Nun ist aber kein Tribunal da, sie zu vergleichen, oder in Ruh zu erhalten; also machen sie ihre Sachen mit den Waffen aus, d. h. sie führen gegen einander Krieg. Von beiden Seiten werden Soldaten geworben, man geht ins Feld, man sucht in des Feindes Land einzudringen, man zieht daraus, was man immer kann, an Lebensmitteln, an Geld und an Mannschaft. Man bemächtigt sich der Städte, man liefert Schlachten, d. h. zwo Heere begegnen einander, greifen an, schlagen sich, bis daß der Schwächere

weicht,

weicht, oder daß sie vor Müdigkeit auseinander gehn.

Vormals warens der Muth, die Leibesstärke und die Menge, die den Sieg bestimmten. Die Waffen waren Steine, Keulen, Pfeile, Wurfspieße und Spieße. Die Erfindung des Pulvers hat die alten Waffen verdrängt. Der Degen ist mehr eine Zierde als ein Gewehr des Fußvolks, die Reuterei nur macht davon Gebrauch. Die Leibesstärke thut nichts in der Schlacht, und der Muth sehr wenig; die Reuterei und die Befehlshaber ausgenommen. Die Kunst, die Kriegszucht, die Klugheit des Anführers thun fast alles.

Man gibt dem Pulver große Verwüstungen Schuld. Wenn man aber Nachrichten von alten Schlachten lieset, wo das geringste Heer seine Todten bei tausenden und zehntausenden zählte, so erhellt daraus, daß der Krieg jezt weniger Menschen als sonst hinrichtet. Die Wunde, die die Kugel schlägt, ist lange nicht so gefährlich, als ein Bogenschuß. Ein zahlreiches Heer belagerte zehn Jahre Troja, viele Tausende fielen von beiden Seiten, und das Ende war die Einäscherung der Stadt. Die Geschichte erzählt eine jüngere acht und zwanzigjährige Belagerung. Heutiges Tages, sagt man, kann die beste Festung kaum sechs Wochen sich halten, und es geht nicht der zehnte Theil so viel Menschen verloren.

Vor Alters waren alle Bürger Soldaten und nahmen Theil an dem Krieg. Alle Städte, wenn sie nur Mauern hatten, konnten sich gegen den Feind vertheidigen, weil man kein Geschüz hatte.

Man

Man wußte auch wol Mauern umzuwerfen, man brauchte aber dazu große Maschinen, die man zum jedesmaligen Gebrauch machen mußte, weil sie zum fortbringen zu schwer waren; und solches kostete viel Zeit und Mühe. Daher kams, daß alle Städte sich zur Wehr sezten, und daß viele zerstört wurden. Jezt hat man stehende Heere, der Bürger hat mit dem Kriege nichts zu schaffen, und dieser ist mehr eine Angelegenheit des Regenten, als des Staates. Nur wenige Städte können den Feind aufhalten. Also nehmen ihn die ofnen Städte ohne Widerstand auf, das Heer zieht ein, man gibt ihm, was er verlangt, oder was man ihm geben kann, und damit ist alles ruhig, und ein jeder verrichtet sein Geschäft. Die Dörfer und kleinen Städte laufen zuweilen Gefahr, geplündert zu werden. Man würgt und brennt aber nicht, einige Ausschweifungen streifender Partheien ausgenommen.

Die Festungen halten den Feind auf, und dieser belagert sie, greift sie an, und sucht sie zu überwältigen. Bei einer ordentlichen Belagerung aber, wird die Stadt nicht, sondern nur das Festungswerk angegriffen. Es gibt einige Ausnahmen, als Küstrin, das eingeäschert wurde. Die Vorstädte einer Festung werden gemeiniglich, aber von der Besazzung selbst, in Brand gelegt, wenn der Feind kommt, damit er keinen Hinterhalt habe. Wenn die Besazzung sich nicht mehr vertheidigen kann, so kapitulirt sie, und ergibt sich auf gewisse Bedingungen. Der Feind zieht ein, ohne Schaden zu thun. Wenn aber die Stadt im Sturm, und ohne Kapitulation übergeht, so wird sie geplündert. Man läßt es aber nicht so weit kommen.

Also ist die Bestimmung des Soldaten der Krieg, die Vertheidigung des Staates gegen die Eingriffe der Fremden. Während des Friedens ist der Soldat nicht müßig; er wacht für die öffentliche Ruhe und Sicherheit, bietet der Obrigkeit die Hand, stillt die Zänkereien und Unruhen. Ueberdies arbeitet er. Der Krieg kommt oft. Während siebenhundert funzig Jahren, hatte Rom nur zweimal, erstlich vierzig Jahr, und hernach ein Jahr den Frieden. Uebrigens giengs alle Frühjahr ins Feld.

Im Alterthum diente der Bürger im Kriege, ohne Besoldung zu empfangen; er mußte sich noch dazu mit Waffen und Mundvorrath versehn. Jezt kriegt der Soldat seine Löhnung, seine Montirung, und wohnt bei dem Bürger.

Die militairischen Strafen sind streng, und die Kriegszucht ist genau. Wo dies nicht ist, hat der Staat vom Soldaten viel zu leiden.

Die Ordnung und Kriegsübungen sind bewundernswürdig; die Bewegungen von einer erstaunlichen Schnelligkeit und Genauigkeit. Die Montirung, die Stille, die Ordnung, die Fahnen, die Musik, erheben sehr einen kriegerischen Zug. Die Trommel dient zum Befehl, und die Fahnen zum Anführen. Sie feuern den Soldaten an, weil sie auf die Fahne schwören: es ist die größte Schande, solche zu verlassen oder zu verlieren. Wenn die römischen Heere muthlos waren, nahmen die Befehlshaber eine Fahne, warfen sie unter die Feinde; das reizte die Truppen, und sie thaten ihr möglichstes.

Die Kunst in den Bewegungen macht die Stärke der Armeen; dadurch sind einige hundert

europäische Soldaten im Stande, zahlreiche Heere Indianer zu überwinden.

Der Soldatenstand genießt der größten Ehre im Staat. Vermuthlich hat er sich solche durch seine Dienste und durch Bestehen der Gefahren erworben. Hier gelangt man nur durch unmerkliche Stuffen nach langen Diensten und vieler Erfahrung zu höheren Stellen. Jede Ordnung, so hoch sie auch stehn mag, ist der höheren eine tiefe Ehrerbietung und den strengsten Gehorsam schuldig. Die Mittel auf dieser Bahn fortzukommen, sind die Geburt, lange Dienste, und ausserordentliche Kriegesthaten.

Jedes Regiment hat seine Cantons, aus welchen es sich rekrutirt. Zur Schonung der Bürger wirbt man so viele Fremde, als man kann. Oefters muß man bei der Werbung Gewalt brauchen, weil die mehresten die Mühe und die Gefahr dieses Standes scheuen. Zur Zeit der römischen Republik, wolte einmal das, des Krieges überdrüßige, und mit seiner Obrigkeit unzufriedne Volk keine Kriegsdienste nehmen. Der Consul ließ den ersten, der gerufen wurde, ergreifen, mit seiner ganzen Familie als Sklaven verkaufen, und seine Güter confisciren. Der Staat, sagte er, braucht keinen Bürger, der ihm in der Noth nicht dienen will. Von jeher sind die Ueberläufer mit der Schande, oder dem Tod bestraft worden.

Sieben-

Siebentes Kapitel.

Auflagen.

Aus den vorhergehenden kann man sehn, daß der Staat großen Aufwand machen muß, und daß jede Stadt viele Gebäude und Personen zu ihrem Dienste braucht. Dieses alles erfordert eine große Einnahme, die von den Bürgern herkommen muß. Die Quellen derselben sind verschieden.

Der Staat behält Ländereien für sich, die Domainen heißen. Die Amtleute verwalten sie.

Alle Ländereien bezahlen dem Staat gewisse Abgaben; die Häuser in den Städten geben den Soldaten Wohnung; oder bezahlen dafür. Sie bezahlen der Kämmerei für die Wächter, für die Polizei und Justizbedienten, die öffentlichen Gebäude und andere Bedürfniße. Es gibt einige wenige freie Ländereien und Häuser. Je mehr Freiheiten, desto mehr muß das Volk tragen.

Der Staat nimmt Kopfsteuer, Steuer vom Verkauf der Grundstükke; macht Auflagen auf den Handel, auf die Kontrakte, Erbschaften, Einkünfte der Bürger. Er behält sich den Handel mit gewissen Waaren vor, als mit Tabak, Karten, Salz, Brandtwein, Holz, 2c.

In ganz Europa müssen die Kaufverträge, Schuldbriefe, Wechsel, Eheverträge, Erbverschreibungen, Miethsverträge der Hauser, Bittschriften an Obere, Urtheilssprüche der Richter, auf Stempelpapier geschrieben werden: d. h. auf Papier,

das mit dem Wapen des Staats, und mit Bemerkung der bezahlten Abgabe bezeichnet ist. In Holland hat man Stempelbogen zu hundert funfzig Gulden das Stük. Besagte Schriften würden ohne Rechtskraft seyn, wenn mann sie auf gemeines Papier schriebe, weil man dadurch den Staat um die Abgabe betrogen hätte.

Der Zoll ist eine gewisse Abgabe, die man von Waaren und Reisenden auf gewissen Wegen nimmt, die der Staat auf seine Kosten, und wo er Schleusen, Brükken, oder Dämme gemacht hat.

Die Accise ist eine Abgabe von allen Waaren. Diese Auflage hat den Vortheil, daß sie die Abgaben nach dem Aufwand, und also nach dem Vermögen der Bürger bestimmt. Es gibt Staaten, wo die Auflage auf Kostbarkeiten sehr groß, und auf die Lebensbedürfnisse sehr klein ist.

Die mehresten müssen zur Bezahlung der Abgaben gezwungen werden. Sie bedenken nicht, daß solches zu den Bedürfnissen des Staats, und für die Ruhe und das Wol eines jeden Bürgers, ganz notwendig ist. Also suchen sie den Staat aufs möglichste zu betriegen. Wenn sie aber darüber betroffen werden, leiden sie Strafe. Uebrigens macht diese Neigung der Burger eine größere Menge Aufseher und Einnehmer notwendig, und erschwert dadurch die Auflagen.

Was ich hier von der Regierung gesagt, habe ich von dem Staate entlehnt, der mir am bekanntesten ist. Alle europäische Regierungen, Republiken sowol als Monarchien, sind ohngefahr auf eben dem Fuß eingerichtet. Der Hollander bezahlt Auflagen, sowol als der Preuße.

Achtes Kapitel.

Vergleichung der Regierungen.

Fast alle Menschen sind mit der Regierung unzufrieden; jedes Gesez, das sie nur im mindesten einschränkt, reizt sie zur lauten Klage. Ein jeder versichert, daß alles weit besser gehn würde, wenn er an der Spizze des Staates wäre. Der Hofschneider überreichte Heinrich dem Vierten von Frankreich, ein kleines Buch voll Staatsverordnungen, die er abgefaßt hatte. Der eine schreit über den Zwang des Handels, der andre über das Verbot der fremden Waaren, ein dritter über die zu schweren Abgaben, ein andrer klagt über das Soldatenwesen. Mit einem Wort, jeder hat seine Beschwerde. Der Unterthan eines Monarchen findet ihn zu mächtig, und meint, daß er die ihm von dem Volke anvertraute Gewalt misbrauchte. Der Bürger führt dieselben Klagen in der Republik.

Sparta war wol die vollkommenste Republik, die jemals gewesen ist. Alle Bürger waren Mitglieder des Staatsraths. Sie hatten ihre Obrigkeit und ihre Gesezze. Jeder Spartaner war ein geborner Soldat. Er mußte bis auf den Tod den Posten behaupten, wo er von seinen Obern gesezt war. Feige und Flüchtlinge waren mit ewiger Schmach belegt. Die Väter durften ihre Kinder nicht erziehn, der Staat erzog sie. Es war den Männern nicht erlaubt, mit ihren Frauen zu essen, sie mußten den öffentlichen Malzeiten beiwohnen.

Agesilaus, einer von ihren Königen, aß, nach einem glorreichen Kriegeszuge, mit seiner Gemalin, bekam aber darüber einen Verweis und wurde gestraft.

Ewige Streitigkeiten herrschten zu Athen zwischen den Bürgern und der Obrigkeit. Es war schon genug, sich durch Tugend auszuzeichnen, um des Landes verwiesen zu werden. Also verbannte man den Aristides, weil man müde war, ihn den Gerechten nennen zu hören. Sokrates wurde öffentlich auf die Schaubühne aufgestellt, und hernach zum Tode verdammt. Miltiades, nachdem er sein Vaterland gerettet, das von dreimal hundert tausend Persern angegriffen wurde, die er in einer Schlacht überwand; konnte eine andre Expedition nicht so glüklich ausführen. Da wurde er des Hochverraths beschuldiget, und zu einer Geldbuße verurtheilt. Als er solche nicht bezahlen konnte, warf man ihn ins Gefängniß, wo er an den Wunden starb, die er in Vertheidigung des Vaterlandes bekommen.

Rom wurde ein Freistaat, nachdem es zweihundert Jahre Könige gehabt hatte. Die Zänkereien mit dem Volke und den Großen hatten nur mit dem Sturz der Republik ein Ende, und wurden nur durch den Krieg unterbrochen. Oft sind auf dem Markt, der mehrmals mit Blut besprengt ward, obrigkeitliche Personen todtgeschlagen, Consuls ins Gefängniß geschleppt, Censores mishandelt worden.

Camillus hatte viele Siege erfochten, zwei Völker unterjocht, war Dictator, mehrmals Consul gewesen, und hatte die Ehre des Triumphs davon getragen. Er machte sich, durch genaue

Beobachtung seiner Pflicht, dem Volke gehäßig, deswegen beschuldigte man ihn eines Beutenraubs und verbannte ihn.

Die Ueberläufer wurden gestäupt und enthauptet.

Die Statthalter drükten die Völker, und erst nach langer Frist, wurde es durch ein Gesez erlaubt, gegen die Unterdrükker zu klagen.

Der Decemvir Appius, sah ein Mädchen das ihm gefiel. Er ließ sie für Sklavin erklären, und der Vater kounte nicht anders ihre Ehre retten, als daß er sie auf öffentlichem Markt erstach.

Der Censor Metellus verbannte den Tribun des Volks Atinius aus dem Senat. Dieser ließ den Censor auf dem Spaziergang aufgreifen, und wolte ihn vom tarpeischen Felsen stürzen. Der Censor widerstand, und wurde so gemishandelt, daß ihm das Blut aus den Ohren floß. Das Volk lief herbei; allein die Tribunen waren heilig, und keiner durfte sich des Censors annehmen; endlich kam ein andrer Tribun, der ihn rettete. Zwei Jahre vorher hatte derselbe Tribun beide Consuls ins Gefängniß geworfen. Er blieb ungestraft.

Einer der berühmtesten römischen Feldherren, Scipio Afrikanus, wurde in seinem Bett erdrosselt gefunden. Man hatte gegen gewisse Personen Mutmaßungen, es ward aber keine Untersuchung angestellt.

Als Marius Scaurus Consul war, gieng er einmal vor dem Richter vorbei, als dieser auf seinem Richterstuhle saß. Der Richter stand vor ihm nicht auf. Scaurus befahl es ihm, ließ ihm sein obrigkeitliches Kleid abreißen und sein Tribunal zerbrechen.

Einige waren reich, und der Haufe schmachtete im Elend. Die Armen, die alle Akkerleute waren, mußten so gut als die Reichen, alle Jahr zu Felde ziehn. Ihre Aekker wurden schlecht bestellt; sie mußten sich Waffen und Lebensmittel anschaffen, und ohne Sold dienen. Sie borgten, die Reichen liehen ihnen auf schwere Zinsen, die die Gesezze endlich zu zwölf von hundert mäßigten. Sie bezahlten wie die Reichen die Kopfsteuer, und wer rükständig blieb, wurde ins Gefängniß gesperrt. Dieses alles richtete sie vollends zu Grunde. Die unvermögenden Schuldner wurden von dem Richter ihren Gläubigern übergeben, welche mit ihnen nach Willkür schalteten, sie in Gefängnisse warfen, oder mit Ketten an den Füssen, auf ihre Güter, mit dem Sklaven das Feld zu bauen, schikten, wobei sie sie mit Ruthen- und Stokschlägen mishandeln ließen. Alte verwundete Kriegesknechte, Hauptleute wurden geschlossen, und wie Sklaven geschlagen.

Der Consul Appius verachtete das Volk und beleidigte es durch seinen Stolz. Er plagte sehr die Armee. Die gereizten Truppen erfüllten seine Befehle mit Nachläßigkeit, und flohen in ihr Lager, als sie angreifen solten. Der Consul mußte also wieder nach Rom zurükkehren. So bald er ausser Feindes Land war, ließ er die Hauptleute, die von ihrem Posten gewichen waren, geißeln und enthaupten, und durch die ganze Armee den zehnten Mann hinrichten.

Cains, Sprecher des Vols, nahm den Senatoren die Gerichtspflege, und schüzte derselben Bestechlichkeit vor. Er vertraute sie den Rittern,

die

die sich gleichfals bestechen liessen, Schuldige lossprachen, und dazu Unschuldige verurtheilten.

Scävola, Landpfleger in Asien, verwies die Zollbedienten seiner Provinz, die große Ungerechtigkeiten begiengen zur Ordnung. Ein tugendhafter Senator, Namens Rutilius, leistete ihm dazu behülfliche Hand. Die Zollpächter waren Ritter, und die Ritter im Besiz der Rechtspflege. Sie misbrauchten ihre Gewalt, sich zu rächen, und verbannten den Rutilius, als schändlicher Ausschweifungen schuldig. Sein kleines Erbgut wurde eingezogen. Da wurde die Rechtsverwaltung unter Rittern und Senatoren getheilt, und man machte ein Gesez wodurch es erlaubt wurde, einen ungerechten Richter zu verklagen. Bald darauf wurde das Richteramt den Senatoren wieder genommen, und die Ritter stellten gegen alle diejenigen, die ihnen zuwider gewesen waren Untersuchungen an. Eine Menge Senatoren wurden verbannt.

Marius und Sylla wünschten beide einen gewissen Krieg zu führen. Sylla wurde dazu ernannt. In dessen Abwesenheit gelang es ersterem, sich mit bewafneter Hand von dem Volk dazu ernennen, und den Sylla zum Elende verdammen zu lassen. Dieser kömmt mit seiner Armee nach Rom; die Einwohner werfen aus ihren Häusern mit Steinen auf ihn; er läßt die Häuser anstekken. Marius wird flüchtig, und irrt einige Zeit herum. Endlich findet er Mittel, Kriegesvolk zusammen zu bringen, kommt nach Rom in Syllas Abwesenheit. Man öfnet ihm die Thore unter der Bedingung, daß er das Leben der Bürger schonen soll. Er geht ein, fällt mit seinen

Truppen aufs Volk, das auf dem Markt versammlet ist, erwürgt es, plündert die Häuser, läßt jeden Tag einige Senatoren umbringen, und läßt ihre Köpfe auf die Rednerbühne legen. Ein Wort, ein Wink des Marius, kostete denen das Leben, die vor ihm erschienen. Ein Senator kam zu ihm, grüßte ihn, Marius dankte ihm nicht. Den Augenblik wurde er ermordet; und dies wurde ein Gebrauch; wem Marius nicht auf seinen Gruß dankte, der kam um. Dieses Würgen und die Plünderung der Stadt währte fünf Tage. Ganz Italien empfand es. In den Städten und auf den Straßen hatte Marius Trabanten, die diejenigen erwürgten, die ihre Rettung in der Flucht suchten. Wenig Feinde des Marius entkamen. Er ernannte sich selbst zum Consul; und an eben dem Tag ermordete sein Sohn einen Tribun, zween Richter wurden verbannt, und ein Senator von dem tarpeischen Felsen gestürzt. Nach seinem Tode führte sein Sohn Meuchelmörder in den Senat, die eine Menge Senatoren erwürgten.

Endlich kam Sylla nach Rom, und erwürgte wiederum die Anhänger des Marius. Seine eignen nuzten die Gelegenheit, um ihre besondern Feinde, und die, deren Vermögen ihnen anstand, aus dem Wege zu räumen. Der Senat klagte, und bat, daß Sylla wenigstens diejenigen anzeigen möchte, die er umbringen lassen wolte, damit doch die Uebrigen ruhig seyn könnten. Da gab Sylla ein Verzeichniß von achzig Personen, an deren Spizze die beiden Consuls standen: am folgenden Tag, ein neues von zweihundert zwanzig; am dritten eben so viel. Die Achtserklärung

gab

gab den Geachteten preis, ein jeder konnte ihn erschlagen, und sein Vermögen wurde eingezogen. Die Zahl derselben belief sich auf viertausend sieben hundert. Todesstrafe war auf den Schuz eines Geachteten gesezt, er mochte Vater oder Sohn seyn. Catilina tödtete seinen Bruder; er erhielt, daß der Getödtete auf das Verzeichniß der Geachteten gesezt würde. Damit war er vor den Gesezzen sicher. Aus Dankbarkeit übernahm er die Ermordung eines gewissen Senators, den das Volk sehr liebte. Er ließ ihn durch die Straßen der Stadt schleppen und geißeln. Als er an den bestimmten Ort kam, ließ ihm Catilia die Augen ausreissen, die Zunge und die Hände abschneiden, die dikken Beine zerschlagen, und ihn enthaupten. Ein Senator fiel bei diesem Schauspiel in Ohnmacht, und rourde auf der Stelle ermordet.

Ein Ritter ließ seinen Schwager, um eine Erbschaft allein zu heben, umbringen. Hernach ließ er sich von Sylla einen Auftrag geben, und erwürgte alle Verwandte des Todten. Sylla that ganze Städte in den Bann; einige wurden geschleift, die Mauern der andern niedergerissen, die Einwohner todtgeschlagen, oder als Sklaven verkauft. Die am erträglichsten behandelt wurden, mußten schwere Abgaben geben. So mishandelte er Rom zwei ganze Jahre. Er starb ruhig in seinem Bett.

Einige Jahr nachher wurde ein gewisser Opianicus, ein Vergifter seiner Frauen und Verwandten, ein Verführer der Jugend, ein Schmid falscher Erbverschreibungen, vor den Richtern angeklagt. Er wendet sich zu einem derselben, Namens

mens Stalemus, gibt ihm sechszehntausend Thaler, um die Stimmen der Hälfte der Richter zu erkaufen. Dem Stalemus gelüstet die ganze Summe, und er bemüht sich also den Beklagten zu stürzen. In dieser Absicht verspricht er in dessen Namen funfzehn seiner Collegen, jedem tausend Thaler. Am Tag des Urtheilsspruchs aber, sagt er, daß der Beklagte nichts gezahlt hat. Die Richter glauben, Opianicus treibe mit ihnen Spott, und verdammen ihn aus Rache.

Zu Venedig ist der Adel Herr, und läßt sich Ew. Exellenz nennen. Das Volk ist Sklave. Kein Bürger darf sich auf dem Markusplaz sehn lassen, wenn die Adelichen spaziren. Es ist ein Hauptverbrechen, das mit dem Tode bestraft wird, von der Regierung zu sprechen, und sie zu tadeln. Neben dem Rathssaale ist ein Zimmer voll geladner Gewehre; bei dem Pallaste ist eine Wache, und eine bewafnete Galeere, die den Plaz bestreichen kann, um dem Aufruhr des Volks vorzubeugen.

In Polen ist gleichfals der Adel Herr, und das Volk Sklave. Ein Herr tödtet einen Mann, und gibt einen Viertheilthaler zum Ersaz.

Die Streitigkeiten zwischen der Obrigkeit und dem Volk, haben schon öfters Genf beunruhigt, und an den Rand des Unterganges gebracht.

Ein Teutscher, der bey einem Schuster in Holland wohnte, sah, daß dieser dem Staate jährlich ohngefähr dreihundert Gulden entrichtete. Vermuthlich war die Accise nicht mitgerechnet.

Die Regierungsform mag seyn, wie sie will, so muß Obrigkeit da seyn, und diese kann ihre

Macht

Macht misbrauchen. In der Monarchie hat man nur die Fehler des Monarchen zu fürchten, in der Republik aber, die Fehler einer jeden Magistratsperson, und des ganzen Volks.

Jederzeit ist die Republik weniger thätig und mächtig als die Monarchie. Wenn Rom in der äussersten Noth war, bestellte es einen Diktator, d. h. einen Monarchen, und dieser half ihm den Augenblik. Die Republiken versäumen gewönlich in Berathschlagungen und Zänkereien die Zeit wo sie wirken solten, und der Schade ist geschehn, eher man den Entschluß gefaßt hat,

Die unvollkommenste Regierung ist weit besser als die Obrigkeitlosigkeit. Das jüdische Volk war etwa vierhundert Jahre, von Josua an bis auf Saul, ohne Landesregierung und Polizei. Auch brachten es seine geringste Nachbaren, die es angriffen, jedesmal in die äusserste Noth; bis daß etwa ein unternehmender Mann die Regierung ergrif; alsdenn wurde gemeiniglich der Feind zurükgeschlagen. Die Städte führten gegen einander Krieg, und das Volk rieb sich selbst auf.

Die Grönländer wissen von keiner Polizei, sie brauchen keine. Sie haben kein Eigenthum, keinen Akkerbau, keine Feinde und keine Nachbaren. Die amerikanischen Völkerschaften haben Anführer im Kriege. Die kleinen afrikanischen und indischen Könige halten ihre Unterthanen wie das Vieh.

Neun-

Neuntes Kapitel.

Von den Vortheilen und Beschwerden der Gesellschaft.

Wir sind der Gesellschaft unsre Ruhe, die Künste und Wissenschaften, die Handwerke, die Sprache und den Gebrauch der Vernunft schuldig. Der einzelne Mensch würde sich von den Thieren fast nur durch die Gestalt unterscheiden. Ohnstreitig wäre er gänzlich frei, d. h. es würde nichts ihn einschränken, keiner ihm widersprechen, kein Gesez ihm etwas vorschreiben oder untersagen. Die einzigen Hindernisse, die ihm im Wege stünden, wären die Dikkigte, die Sümpfe, seine Bedürfnisse und die reissenden Thiere. Er hätte vielmehr gar keine Freiheit, weil ihm der Gebrauch der Vernunft gänzlich fehlen würde.

Also ist die Gesellschaft dem Menschen sehr zuträglich, sie bildet ihn. Sie hat freilich auch ihre Beschwerden. Sie beschränkt die Freiheit. Jede Gesellschaft auch nur von Zween, kann mit einer gänzlichen Freiheit nicht bestehn. Tausende schränken sie notwendig noch mehr ein. Von Regierung und Gesezzen haben wir schon geredt; wir müssen nun noch von dem Zwang, den uns ein jeder, mit dem wir umgehn, auflegt, ein Wort sagen.

Jeder Mensch hat seinen besondern Karakter, seine Denkungsart, seinen Geschmak. Dies würde das Verständniß zwischen Zween, und folglich zwischen Vielen unmöglich machen, wenn nicht ein jeder sich in den andern schikken wolte. Täglich hat man mit so vielen Leuten, unter welchen dieser dies, und jener jenes verlangt, zu thun. Dieser ist munter und rasch, jener kalt und träge; dieser ist traurig, jener launisch, ein dritter ernsthaft. Der spricht, der andre spielt, und noch ein andrer spaziert gern. Das Verstossen würde kein Ende nehmen, wenn jeder auf seinem Sinn bestünde. Deswegen behält, behauptet und vorzüglich zeigt keiner seinen besondern Sinn. Keiner sagt seine Meinung gerade heraus, keiner behauptet seinen Saz. Es drükt keiner seine Leidenschaften aus, wie sie sind, und sagt zu den Leuten geradezu, was er von ihnen denkt. Der Widerspruch, der Vorwurf, der Verweis, erscheinen, aus Furcht zu beleidigen, nicht unter ihrer wahren Gestalt, sie brauchen gelindere Ausdrükke, die man sich zu erklären wissen muß, wenn man sie verstehn will. Ich bitte um Verzeihung, bedeutet: Nein, es ist nicht wahr. Sie scherzen, heißt: Ihr lüget. Man sagt zu den Leuten nicht: Geht, ihr seyd mir unerträglich; man läßt aber das Gespräch fallen, man sieht nach der Uhr.

Nicht beleidigen reicht nicht zu; man will gefallen und Zuneiguna äussern. Die einfältigen Völker und gesitteten Leute bezeugen nur die Neigung die sie fühlen, und verlangen nur die, die man für sie hegt. Der feinere Theil der gesitteten Völker bezeugt und verlangt sie überall. Deswegen

wegen hat man einen allgemeinen gleichförmigen Ton von Wolwollen, Ehrerbietung und Demuth eingeführt. Man frägt nach der Gesundheit; man hat die Ehre gehabt, den Herren zu sehn, zu sprechen; man ist der Diener, der unterthänigste Diener, man küßt die Hände, dankt ergebenst, läßt Respekt vermelden, und nennt die Leute Sie, als wenn es viel wären. Die Könige sagen Wir, weil sie vor diesem ihren Rath mit einschlossen. Diese Sprache ist unter Gleichen, gegen Freunde und Gleichgültige, gegen Geehrte und Verachtete gebräuchlich; man macht allen dieselben Verbeugungen, alle werden mit eben dem Zuvorkommen empfangen. Es ist überall einerlei.

Dieser Zwang der Sprache, die Ceremonien, diese Tünche, mit einem Wort, ists was man Höflichkeit nennt; und man könnte sie beschreiben: Die Kunst, allen gleich zu scheinen. Deswegen sagen die Gelehrten, daß man nicht bei den höflichen Leuten stehn bleiben muß, wenn man den Menschen und die verschiedenen Karaktere der Völker kennen lernen will; daß man in Paris, London und Berlin immer dieselben Menschen sieht; daß man aber den Pöbel, d. h. die Leute ohne Erziehung und Höflichkeit beobachten muß.

Die Höflichkeit ist etwas sehr angenehmes. Es ist ein Vergnügen, lauter muntere, zufriedene, zuvorkommende, dienstfertige, uns schäzzende; oder wenigstens so scheinende Leute, vor sich zu haben. Sie hindert uns aber, die wahren Gesinnungen und die Aufrichtigkeit ihrer Versichrungen zu erkennen. Man weiß nicht, auf wen man sich verlassen soll, weil Alle die nemliche Sprache führen.

Die

Die Treuherzigen irren sich, indem sie falschen Versichrungen trauen; die andern irren sich auch, indem sie gegen wahre mistrauisch sind.

Uebrigens ists für einen wahrhaften Mann ein großer Zwang, wenn er eine schmeichelhafte Sprache führen soll, indeß daß er ganz anders denkt.

Daß die Gesellschaft uns mit den Bösen sowol, als mit den Guten verbindet, ist schon gesagt worden. Eben so ists mit denen, die uns gefallen und misfallen. Man muß öfters mit Leuten Bekanntschaft machen, und Umgang pflegen, deren Sitten, Karakter und Denkungsart sehr unangenehm sind; mit Lästerzungen, Boshaften, Dummköpfen und Unwissenden. Man muß doch mit ihnen leben, und sich in sie schikken, und man darf sie nicht merken lassen, was man von ihnen denkt.

Ueber viele Dinge darf man nicht immer seine Meinung sagen, wenn man auch die Wahrheit auf seiner Seite hätte. Allenthalben findet man Leute mit falschen Vorurtheilen, die man durch Belehrung nur erbittern würde. Es war eine Zeit, wo man denjenigen, der die Gespenster und Hexerei bezweifelte, einen Gotteslängner nannte, und wo man einen Gelehrten einkerkerte, weil er gesagt hatte, die Erde, und nicht die Sonne drehe sich herum. Heut zu Tage schreit man über Gottlosigkeit, wenn man neue Gesänge in der Kirche einführen will.

Zehntes Kapitel.

Ungleichheit des Vermögens.

Ein großes Scheinübel in der Gesellschaft ist die Ungleichheit der Güter. Einige besizzen eine Million, und tausend andre keinen Thaler. Einer hat Dörfer, Städte, ganze Provinzen; ein andrer nicht einen Zoll breit Landes. Die Reichen haben starke Einnahme, geniessen im Müßiggange die Ergözlichkeiten des Lebens, und Millionen Menschen haben bei ihrer anhaltenden sauren Arbeit kaum das tägliche Brod. Dies ist das Schikfal fast aller Handwerker, Akkerleute, Tagelöhner, mit einem Wort, aller, derer Arbeit der Gesellschaft am unentbehrlichsten ist. Die Künstler und solche, die für die Ueppigkeit arbeiten, haben reilichern Lohn. Dieser Verdienst ist aber zufällig und hängt von der wandelbaren Mode ab. Uebrigens müssen solche in ihrer Kunst vortreflich seyn; die mittelmäßigen sind elend; denn da ihre Arbeit blos zum Vergnügen dient, erfordert man darin eine gewisse Vollkommenheit. Erstere hingegen haben ihre kleine Einnahme sicher. Wer eine Bedienung hat, genießt gemeiniglich eine in Vergleichung mit der ersten Ordnung, ansehnliche Einnahme. Allein man erhält solche nur spät, nach langen Studien, und vieljährigen schlecht, oder unbelohnten Diensten. Der Soldat erhält erst nach zwanzig oder dreißig Jahren, wenn er

tief

tief in Schulden stekt, oder sein Erbe verzehrt hat, einen einträglichen Dienst. Diese Leute, die mit Geschmak gebildet werden mußten, die mit Leuten von Geschmak umzugehn haben, sollen in einer Art sehr kostbarer Pracht leben. Der Hauptmann, der Rath bei einem Gerichtshof, kann nicht so wohnen, eßen, sich und seine Frau und Kinder kleiden, leztere erziehn, wie sein Schneider, oder sein Holzhakker; und mit zwanzigfältiger Einnahme, hat er vielleicht doppelte Sorgen. Uebrigens werden alle Bedienungen sehr mäßig besoldet, so daß, wer keine andre Einkünfte hat, nicht standesmäßig leben kann. Die Regierung hat es also eingerichtet, um des Volkes willen; dieses müßte viel höhere Abgaben geben, wenn diejenigen, die ihm dienen, reichlicher besoldet wären. Nach diesen kommt die Ordnung der Handelsleute. Viele besizzen einen großen Reichthum; keiner ist aber so sehr als diese, allerlei Unfällen unterworfen. Endlich sinds die Großen, deren Glücksumstände am glänzendsten sind. Sie haben unermeßliche Ländereien und Einkünfte, werden aber öfters von eben so starken Schulden geplagt; weil der Glanz in welchem sie leben müssen, und den sie manchmal übertreiben, alle ihre Einkünfte erschöpft und übersteigt. In vielen Ländern werden diese Gutsherren als uneingeschränkte Herren des Vermögens und der Personen ihrer sogenannten Unterthanen angesehn; ihre Bauern sind Leibeigne, d. h. ohngefähr Sklaven. Die Gesezze haben an vielen Orten diese Leibeigenschaft aufgehoben.

Der Reichthum wird durch Geschicklichkeit, durch Handlung erworben; So wurde z. B. das

Haus Medicis groß. Es war eine Familie von Handelsleuten, die so sehr reich wurde, daß Fürsten sich um Verbindungen mit ihr bewarben, und sie zur Herzoglichen Würde erhoben. Einige so genannte glükliche Zufälle, wovon wir schon gesprochen haben, Hinterlist, Plündrung der Feinde, sind auch Quellen des Reichthums. Zuweilen kann man durch wichtige Dienste, die man dem Fürsten leistet, und die er mit Geschenken belohnt, reich werden. Zusammengebrachte Erbschaften machen einen großen Reichthum.

Dieser große Reichthum pflegt selten lange zu dauern, theils weil die Besizzer ihn misbrauchen, theils weil er unter mehrere Erben vertheilt wird. Es gibt Länder, wo der älteste Sohn das Vermögen und die Würde des Vaters erbt, und wo die jüngern nur einen geringen Theil, und einen niedrigern Stand erhalten. Das war der Gebrauch zu den Zeiten der Erzväter, und ists noch in den großen Häusern in England. In andern Ländern werden die Güter in gleichen Theilen unter alle Kinder vertheilt; die sogenannten Lehne ausgenommen. Die Fürsten folgten etwa vor zweihundert Jahren diesem Gebrauch.

Diese Ungleichheit des Vermögens ist unvermeidlich. Es ist ausgemacht, daß der arbeitsame geschikte Mann mehr verdienen muß, als der Träge und Dumme; und daß der weise Haushälter mehr als der leichtsinnige Verschwender, zurüklegen wird. Wer an der Spizze der Regierung ist, hat die Quellen des Reichthums in Händen, und nüzt die Gelegenheit. Im Kriege muß der Ueberwinder gewinnen, und der Ueberwundne

verlie-

verlieren. Wer dem Staate oder dem Fürsten erhebliche Dienste leistet, erhält billig Belonungen. Dieser Reichthum gibt der Gesellschaft Glanz, und beschäftigt für die Pracht Hände, die bei einer gleichen Vertheilung müßig bleiben würden. Er gibt einigen Familien die nötige Muse, um die der Führung des Staates, dem Unterrichte und der Gesundheit des Volks heilsamen Wissenschaften zu bearbeiten. Er bringt den guten Geschmak, die Feinheit und Annehmlichkeit der Sitten hervor.

Es ist nicht leicht reich zu werden. Das ist ganz natürlich. Man kann nur auf Kosten andrer Reichthum erwerben, und ein jeder trachtet darnach, so viel als er kann zu erhaschen. Wer also nach Reichthum strebt, verstößt gegen alle andre, die Besizzer halten ihn zurük, und die Nebenbuhler verdrängen ihn. Fast nur bei rohen, schlecht gesitteten Völkern, kann man durch eine neue Geschiklichkeit, in kurzem großen Reichthum erwerben. Allein bei einem gesitteten Volke, wo die Geschiklichkeit gemein geworden, wo die Gesezze eines jeden Haabe beschüzzen, bleibt der Reichthum seinem Besizzer, wenn er ihn nicht muthwillig verschleudert, und das Erwerben wird getheilt.

Die wirklich Reichen haben große Vorzüge; sie sind frei von den Sorgen, die den Armen und Mittelmäßigen so oft plagen; sind nicht zu einer harten, anhaltenden Arbeit verdammt; sie behalten Muse, ihren Verstand zu bereichern, angenehme und nüzliche Kenntniße zu sammeln, und die Freuden des Lebens, die sie sich verschaffen können, zu geniessen. Ihre Wohnung, ihr Haus-

geräth ist schön und bequem, ihr Tisch wol besezt. Sie können für das gemeine Wesen nüzliche Unternehmen machen, und den Armen helfen. Wenige Reiche aber wissen aus ihrem Vermögen alle diese Vortheile zu ziehn. Einige scharren ohn Ende, und geniessen nicht; andre misbrauchen, versinken in verderbliche Ueppigkeit und Spielsucht, in Schwelgerei und Müßiggang. Selten ist ein reicher Jüngling fleißig genug, um seinen Verstand recht auszubilden, oder unternimmt eine bestimmte Arbeit; denn der Mensch fesselt sich selten an die Arbeit, wenn Pflicht oder Bedürfniß ihn nicht fesseln. Ein solcher kann der Langenweile, seiner mannigfaltigen Vergnügungen ohnerachtet, nicht ausweichen. Mancher Reiche hat mehr Sorge und Angst, als ein Armer. Ein Gutsherr wird bitterlich über einen Hagelschlag, der einen Theil seiner Aekker getroffen hat, klagen. Ein Kapitalist wird ängstlich, wenn seine Zinsen nicht um die bestimmte Stunde einlaufen; und wer eine Tonne Goldes besizt, schreit über den Verlust einiger Thaler, den er erlitten hat. Die Reichen sind gemeiniglich zärtlich, schwach, kränklich; die Armen hingegen gesund und stark. Auch ist der Reiche mehrern Unfällen als der Arme ausgesezt. Dieser kann fast nur an seiner Person leiden; jenen kann man an seiner Person, und an allen Theilen seiner Besizzungen angreifen. Der Bauer fürchtet das Feuer nur für seine Hütte; der Gutsherr aber für sein Haus, und für alle Häuser auf seinen Gütern. Der Tagelöhner kann da nur leiden, wo er ist; der Amsterdammer Kaufmann leidet in Ceylon, und der Londner zu Madras und auf den Caraiben.

Die Zufriedenheit, die Gemüthsruhe, die Glükseligkeit hängen gar nicht von den guten oder schlechten Glüksumständen ab. Der Reiche kann zufrieden seyn, und auch der Arme. Ein Geistlicher wurde zu einem Kranken gerufen, und fand ihn auf ein wenig Stroh liegend, mit Lumpen bedekt. Kein Hausgeräth war da, alles war verkauft worden, um ihm einige Erquikkung zu verschaffen. Eine Axt, eine Säge waren sein ganzes Vermögen. Danket Gott, sagte der Geistliche zum Kranken, als er diese äusserste Armuth sah; danket Gott, daß er euch aus eurem Elende erlößt! Elend! erwiederte der Kranke, Sie irren sich. Ich bin immer mit meinem Zustand zufrieden gewesen. Dies Werkzeug verschafte mir Brod, und ich bin immer gesund gewesen. Wenn ich wieder aufkommen solte, woran ich doch zweifle, so würde ich meine Arbeit wieder vornehmen, und Gott für meine Genesung danken. Aber, sagte der Geistliche, ihr müßt euch doch in den Willen Gottes ergeben. Freilich, antwortete der Kranke mit ruhigem Blik, wir müssen alle sterben; und ich danke Gott, der mich zu sich ruft. Mit diesen Worten gab er den Geist auf.

Eilftes Kapitel.

Ungleichheit der Stände.

Die Ungleichheit der Stände ist so groß, als die Ungleichheit der Güter. Man unterscheidet den Adel und den Bürgerstand; es gibt aber noch viele Unterabtheilungen. Der Bauer, der Taglöhner, der Kaufmann, der Rath im Gerichtshofe, sind alle unadlich; der Abstand ist aber eben so groß als zwischen lezterm und dem höchsten Adel. Der arme Landjunker ist eben sowol ein Edelmann, als der Staatsminister, der Abstand ist aber sehr groß. Ueberhaupt kreuzen die Stände sehr durch einander, so daß es unmöglich ist, die Abtheilung recht zu bestimmen.

Die Verschiedenheit der Stände entsteht erstlich aus der Geburt, oder dem Adel. Dieser hat einen Zusaz zu dem Namen und sein Wapen zu Kennzeichen. Seine Vorzüge bestehn darin, daß er zu den hohen Bedienungen, zur Minister- und Generalswürde gelangen; ansehnliche Güter, und wichtige Pfründen besizzen kann. Er darf aber, ohne den Adel zu verlieren keine Künste, und keine Handlung treiben, damit der Bürgerstand nicht entblößt, und der Adel gezwungen werde, die dem Dienste des Staates nötigen Kenntniße zu erwerben. Der verarmte Adel ist beklagenswürdig, er bleibt ohne Zuflucht. Hingegen kann der Bürgerstand keine ansehnlichen Güter, keine ho-

hen

hen Bedienungen, keine wichtigen Pfründen erlangen. In Ansehung der Bedienungen giebts Ausnahmen. Man hat Bürger sich zu den höchsten Würden, durch Geschicklichkeit und Dienste hinaufschwingen gesehn: sind aber eben dadurch in den Adelstand erhoben worden. Der englische Adel kann die Handlung treiben. Dieser Unterschied des Adels ist sehr alt; die Römer hatten ihre Patricier, die von den Plebeiern sich unterschieden; jene besezten die Aemter, und leztere durften in jenen Stand nicht heirathen. Der Adel ist erblich; man erwirbt ihn, durch Dienste, Geschiklichkeit, und mit Geld.

Die Häuser der Souverainen machen eine Art von Adel im höheren Verstande aus, unter welchem noch, nach Verhälniß der Titel, der Größe der Besizzungen, und des Alterthums verschiedene Stuffen sind. Das Alterthum ist überhaupt bei dem ganzen Adel sehr wichtig. Der Edelmann, dessen Familie seit dreihundert Jahren adlich ist, hat vor dem vieles voraus, dessen Vater erst zum Edelmann geworden ist.

Ueber den bloßen Adel erheben sich die Titel der Freiherren, Grafen, Herzöge ꝛc.

Das Geschäft ist eine neue Quelle von Verschiedenheiten. Wer eine Staatsbedienung besizt, wird mehr als ein andrer geehrt. Einige Bedienungen haben vor der Geburt den Vorzug. Diese Würden sind nicht erblich.

Unter denen die keine Bedienung haben, gibt es auch einen Unterschied, ohngefähr nach folgender Ordnung; Gelehrte, Kaufleute, Künstler, Handwerker, Akkerleute und Tagelöhner, d. h.

solche, die kein regelmäßiges Handwerk treiben. Der Reichthum führt unter allen neue Verschiedenheiten ein.

Gesezze und der Gebrauch machen unter den Geschlechtern einen großen Unterschied. Ueberall stehn die Frauen unter dem Gehorsam; nirgends können sie Staatsbedienungen erhalten. Unsre haben in dem blos höflichen Umgange den Vorzug, die Geschäfte sind aber alle in den Händen der Männer; und die Gesezze halten jenes Geschlecht unter ewiger Vormundschaft. Seine Arbeit wird schlecht bezahlt, so daß es kaum ohne Mann leben kann.

Eilfter Abschnitt.

Grösse und Macht des Menschen.

Erstes Kapitel.

Macht und Größe des Menschen.

Der Mensch scheint schwach und klein. Seine Höhe erreicht kaum fünf bis sechs Fuß; und seine Stärke ist gegen den Stier, das Pferd und den Elephanten, gar nichts. Dennoch hat er eine große Macht, die unsrer Betrachtung würdig ist.

Es ist eine bestätigte Erfahrung, daß die sich selbst überlaßne Erde, mit unermeßlichen undurchdringlichen Wäldern, unzugänglichen Sümpfen, Schmarozerpflanzen, und wilden Thieren bedekt wird. Dies war die Gestalt unsers Germaniers, zur Zeit der Barbarei seiner Einwohner, so die Gestalt Amerikas, als es entdekt wurde; so ist Finnland, aus Mangel an Menschen. So wären auch unsre Gegenden ohne den Fleis unsrer Väter. Wir müßten, die Axt in der Faust uns einen Weg durch Dornen und Gesträuche bahnen, wenn wir ein paar Meilen gehn wolten. Die Flüße ohne bestimmtes Bett, ohne Ufer, würden noch die Felder überschwemmen, kothigte und stinkende Sümpfe machen, die Luft verderben, unsre Gegend

gend kälten, und Dämpfe in die Luft erheben, die uns den Anblik der Sonne raubten. Alles hat sich verändert. Wie ist das geschehn?

Man hat die unermeßlichen Wälder niedergehauen und verbrannt, und so viel als wir bedurften, stehn gelassen. Den Flüßen ist ein freies Bett gegraben, und ihrem Austreten Dämme gesezt worden. Die Sümpfe haben ihr faulendes Wasser in Graben, von Menschenhänden gemacht, ergossen. Die gereinigte, getroknete Erde, hat die Wärme der Sonne angenommen; das Klima ist sanfter, und der Himmel heiterer geworden.

Nach der Zerstörung ihrer Dikigte, haben die wilden Thiere die Flucht ergriffen, abgelegene Winkel, oder solche gesucht, wo Dummheit ihnen, neben den menschlichen Wohnungen, einen Zufluchtsort verstattete.

Dieses gereinigte Land ist die Wohnung des Menschen und die Quelle seines Reichthums geworden, welches wieder ein Werk seiner Hand ist. Ohne ihn würde die Erde nichts als unnüzzes Gras tragen, und höchstens einige Heerden nähren. Das Korn, alle vortreflichen Gewächse unsrer Felder, sind eine Frucht seiner Arbeit. Das Korn wächst nicht wild, es wird Gras, wenn man es nicht baut. Die Kunst macht die Erde fruchtbarer und alle Gewächse ergiebiger.

Wenn wir näher zu den Wohnungen kommen, sehn wir Gärten, die mit mehr Kunst und Fleiß bestellt sind. Hier finden wir Pflanzen, die, wie z. B. der Kohl, unter der Hand des Menschen ganz umgeartet sind, so daß man ihren ersten Zu-

stand verkennt. Hier vereinigen sich die Gewächse von Amerika, von Afrika und Asien. Die Kunst weiß Früchte zur Reife zu bringen, die einen höheren Grad von Wärme, als die unsers Himmelsstriches erfordern.

Die mehresten Früchte sind kein blosses Geschenk der Natur. Fast alle Bäume unsrer Gärten würden unfruchtbar stehn, oder rohe und unvollkommne Früchte tragen, wenn man sie wild wachsen ließe. Der Mensch muß sie umsezzen, pfropfen, von todten und Wasserreisern und von den Raupen, die sie verzehren, reinigen, wenn sie ihre vortreflichen Früchte tragen sollen. Alle Erzeugnisse der Natur erhalten von der Kunst eine höhere Vollkommenheit. Und so ists mit den Blumen auch; der menschliche Fleiß vermannigfaltigt ihre Farben, und erhöht ihren Glanz. Gebet dem Gärtner gewisse Bäume; sollen sie kriechen, oder sich in die Luft heben; sich mit starken Aesten bekränzen, oder zarte Zweige ausstrekken? ihr dürfet nur befehlen. Der Baum wird der Kunst des Gärtners Gehorsam leisten, und die vorgeschriebene Gestalt annehmen; der Johannisbeer- und Rosenstrauch werden in die Höhe schiessen, und die Esche und der Apfelbaum eure Wände zieren. Die Früchte werden unter den Eiszakken des Winters reifen.

Wir wollen die benachbarten Wohnungen besuchen. Es sind zwar nur Hütten, die aus Holz, Leim und Stroh bestehn. Wer kann aber die menschliche Kunst daran verkennen? Man bewundert, und das mit Recht, den Bau der Biber am Orenoko, und am Mißißipi. Von fern

möchte

möchte man ihn für Wohnungen des Menschen halten. Aber ohne die Richtigkeit der Erzählungen der erstaunten Reisenden zu bezweifeln, welcher Unterschied zwischen diesem Bau, und den Hütten hier! Die Ordnung einer weit größeren Menge Gemächer, das Dach, das wol zusammengefügte Zimmerwerk, die Fenster, die Thüren, die Oefen, die Rauchfänge, die übereinander gesezten Stokwerke, die Treppen, alles verräth die menschliche Kunst, und unterscheidet diese Gebäude von jenen.

Das ist aber, in Vergleichung mit einer grossen Stadt nichts. Ein gutes Steinpflaster gibt einen festen Weg, indeß daß der, von Regen und Schnee durchweichte Erdboden kaum dem Fuße des Gehenden steht. Große Häuser, Paläste machen einen herrlichen Anblik. Bemerket die Kühnheit dieser in die Höhe gerade aufsteigenden Mauern, dieser über einander gehäuften Stokwerke, und die doch so fest sind, als wenn sie auf der Erde ruheten. Die Tempel fodern uns vorzüglich zur Aufmerksamkeit auf. Betrachtet diese Gewölbe; es sind lauter Steine, die in der Luft zu schweben scheinen; die Kunst hat sie da oben zu befestigen gewußt, und sie sind unerschütterlich. Ueber denselben erhebt sich der Thurm in die Wolken, mit ungeheuern Massen gemacht und geziert. Messet seine Höhe und vergleichet sie mit dem Menschen, der den Bau aufgeführt hat. Ein Mann hängt daran in der Luft, etwas auszubessern; kaum kann man ihn sehn. Es sind aber doch lauter solche kleine Menschen, die dieses ungeheure Denkmal errichtet haben. Hier ist noch etwas

was gröſseres. In diesem Thurme hängen schwere Massen von Metall. In Wien ist eine Glokke, die dreihundert vier und funfzig Zentner, ohne den Klöppel, wiegt, und dieser hat allein dreizehn. Sechs wolbespannte Wagen würden diese Last nicht fortschleppen; der Klöppel allein wäre die Ladung vier starker Männer; und hundert Mann könnten kaum die Glokke aus der Stelle bewegen. Nun seht einmal wie sie ruht, nicht auf einem Grund, nicht auf starken Mauern; sie hängt. Welche Axe braucht sie? welche Kraft kann sie tragen? Bedenkt, daß sie nicht unten auf der Erde, sondern zweihundert Fuß in der Luft ist. Wie, etwa auf einem Felsen? Nein, auf einem Gebäude, das der Mensch gemacht hat. Und wer hat sie in die Höhe gehoben? Was solte wol der Elephant mit seiner Gröſse, seiner Kraft, seinem mächtigen Rüſsel hier vermögen? Er ist zu schwach und zu klein. Der Mensch hat es gethan. Aber was seh ich? diese ungeheure Last bewegt sich; das Zimmerwerk, der Thurm werden stürzen, in den Boden sinken! Nichts weniger; seyd ohne Furcht. Die Bewegung fängt erst an, wartet ein wenig. Seht ihr, sie wird immer stärker. Nun ist sie aufs höchste gekommen. Seht wie diese Masse fliegt, und der Thurm bleibt unerschüttert, wie ein Fels. Das hat der Mensch gethan.

Nun wollen wir die Wohnungen besuchen. Da ist der Mensch vor dem Sturm sicher; da empfindet er weder die Kälte des Winters, noch die Hizze des Sommers. Er hat dem Winde, dem Frost und den Sonnenstrahlen Gränzen zu sezzen gewußt, und sie dürfen ihn nicht berühren. Er

em=

empfängt das Licht, und mäßigt es nach seinem Wolgefallen. In seinem Gemach empfindet man sanfte Wärme, weil er Feuer darinn unterhält, dessen schädliche Kraft er gefesselt, dessen blendendes Licht und stikkenden Rauch er abgewand hat. Hier sizt der Mensch mitten unter den Elementen und den Mächten in der Natur, und mäßigt sie dergestalt, daß er ihre wolthätige Wirkungen genießt, ohne ihre Heftigkeit zu fürchten. Er läßt ihnen nur die Kraft ihm zu dienen. Draussen zerschmettert und stürzt alles der Sturm, Regengüße überschwemmen, der Hagel zerschlägt, der Frost tödtet. Dieses Ungestüm trift ihn nicht; es ist ihm nur ein ergözzendes Schauspiel.

Der Winter ist da, Schnee bedekt die Felder, die Bäume haben allen Reichthum verloren, die kleinen Vögel fallen vor Hunger, der Wolf findet keinen Raub mehr. Der Mensch fürchtet den Mangel nicht; ein reicher Vorrath versichert ihn der Nahrung.

Die Nacht hat die Ruh zurükgeführt, alles schläft; an den schwarzen Wolken die den Himmel trüben, seh ich eine traurige Röthe, die eine Feuersbrunst verkündigt. Das Feuer ist durch die Nachläßigkeit eines Unbesonnenen seinen Fesseln entsprungen, und droht der ruhenden Stadt. Die Flammen lodern von allen Seiten. Ich zittere. Wartet nur einen Augenblik. Hört ihr die gegebenen Zeichen; bald werdet ihr die Hülfe herbei eilen sehn. Da ist sie, die Kunst hatte sie bereitet, und die Ordnung führt sie unter dem Schuz der Gesezze. Nun sind schon die Einwohner gerettet, und die Nachbaren gesichert, die Heftigkeit des Feuers legt sich; die Gefahr ist vorbei.

Die

Die Sonne geht auf, und die Straßen der Stadt zeigen mir andre Schauspiele. Ich sehe Lasten fortbringen, und Menschen mit größter Geschwindigkeit von einem Theile der Stadt zum andern eilen. Die Straßen sind mit Koth bedekt, man erstarrt vor Regen und Kälte. Diese werden von all dem Ungemach nicht getroffen, sie legen ihren Weg trokken und bequem zurük; künstliche Maschinen schüzzen sie. Betrachtet diese schwere Frachten, zwanzig Mann hätten an der Ladung zu tragen. Welche Kunst in dem Bau dieses Wagens. Wie soll aber diese Masse aus der Stelle? Die Räder tragen sie; deren gleiche Speichen die Bewegung befördern. Thiere thun die ganze Arbeit, und haben alle Mühe; der Mensch hat keine andre, als darnach zu sehn, ob seine Befehle pünktlich ausgerichtet werden.

Hier bietet sich uns eine neue Betrachtung an. Die schwere Fracht wird von starken Pferden gezogen. Dieses stolze Thier ist unendlich stärker als der Mensch;

Ein armer Todter liegt wohin es schlägt:
und doch seh ich ein Kind die Zügel halten und mehrere führen. Es ist wahr, der Schöpfer, der Menschen begünstigen wolte, hat ihm ein Ansehn gegeben, das die mehresten Thiere fürchten. Es ist wahr, das Pferd ist gegen die Hand, die es versorgt, folgsam und dankbar. Aber nicht so gleich. Sehet ein ungezähmtes Pferd, wie widerspenstig! Eine höhere Kraft als die seine, die menschliche Kunst, wird seine Heftigkeit wol dämpfen. Nie hat ein Pferd dem Menschen widerstehn können.

Hier sind widerspenstigere, und noch mächtigere Thiere. Dieser Stier hat furchtbare Hörner. Nun, der Mensch wird ihn an den Pflug spannen oder auf die Schlachtbank führen, wann er will. Er folgt seinem Führer, saget ihr. Habt ihr denn noch keinen gesehn, der sich loszureissen, aus allen Kräften strebte? und ist je einer der Macht des Menschen entronnen? Er machte ihm etwas mehr Müh, das wars all.

Eine andre Gattung von Thieren verdient unsre Aufmerksamkeit. Behend, klug, furchtbar, kühn, sie kennen die Furcht nicht, fallen jedes Thier an, scheuen nicht den Huf des Pferdes, nicht die Hörner des Stiers, nicht die Hauer des Ebers, nicht den Rachen des Wolfes, und sogar nicht einmal die schrekliche Tazze des Löwen. Sie scheuen aber den Menschen, gehorchen ihm, erwarten seine Befehle, und führen sie mit schneller Genauigkeit aus. Sie halten sich zu ihm, schmeicheln ihm, unterwerfen sich seiner strafenden Hand, erdulden seine Härte, und empfinden seine Liebkosungen. Der Jäger verläßt sich auf seinen Hund; dieser sucht das Wild in dem Dikigt auf, steht davor, oder treibt es; holt das erlegte Thier durch Wasser und Sumpf her. Da ist eine ganze hungrige Hezze, die den Raub, den sie verdient, mit ofnem Rachen erwartet. Der Mensch hält sie zurük, es darf keiner sich nahen, ehe der Wink gegeben werde. Der Schäfer lagert sich unter einem Baum, sein Hund hütet die Heerde, und hält sie von den Feldern zurük. Der Hund bewahrt das Haus, er wacht, und sein Herr schläft.

Ihr haltet dies alles für Kleinigkeit. In der That, diese Herrschaft ist leicht. Lasset uns also furchtbarere Thiere betrachten. Welches wolt ihr, den Bären, den Löwen, den Tiger, den Elephanten, das Crocodill, das Flußpferd? denn ihr werdet euch wol bei dem Wolf, dem Fuchs und dem Luchs nicht aufhalten. Lasset also sehn, was der Mensch gegen jene furchtbaren Gegner vermag.

Bemerket vor erst, daß alle diese Thiere sich von den Gegenden, wo der Mensch wohnt, und wo Ordnung und Polizei herrschen, entfernt halten. Die Wölfe ziehn heerdenweis in den Pyrâneen herum, sie machen, nebst den Bären, Polen unsicher; sie dringen daselbst in die Dörfer ein, und holen das Vieh weg. Wir kennen diese Thiere nicht anders, als durch die Beschreibungen der Naturgeschichte, ob sie gleich zur Zeit der Barbarei häufig in diesen Gegenden anzutreffen waren. Also kann sie der Mensch entfernen und ausrotten, wenn er sich die Mühe nehmen will. Man sagt, daß die Löwen in Barco und Arabien ganze Caravanen angreifen. Sie haben in ihren Wüsten die Macht des Menschen nicht kennen gelernt, so trozzen sie ihr. In der Barbarei aber sollen sie vor ihm fliehen, und ihren Raub sich abjagen lassen.

Haltet ein wenig; ich höre eine rauhe Musik; der Pöbel versammelt sich um sie her. Ich sehe einen Menschen ein Thier an der Kette halten; und es nach dem Ton dieses rohen Instruments sich bewegen lassen. Seine Absicht ist den Pöbel zu ergözzen, und einige Dreier zu verdienen. Es thut mir weh, wenn ich den Menschen um eines

nichtswürdigen Gewinstes willen sich so erniedrigen, und mit einem Thiere sich aufstellen sehe. Kann er denn nicht in einer schiklichen, und seiner Natur würdigen Arbeit, ein sichrers Brod finden? Allein, ein andrer Gedanke fält mir auf. Dieses Thier ist ein Bär; Durch seine Stärke, seine Klauen und Zähne furchtbar, wie ist er in des Menschen Gewalt gefallen, wie hat er einen Ring durch seine Nase und einen Maulkorb um seinen Rachen bekommen? Warum folgt er dem Menschen, der ihn bei der Kette hält, wie ein getreuer Hund folgen würde? Wie hat diese plumpe Masse sich aufrichten, diese Bewegungen lernen können? Er brummt, er thuts wider Willen. Was hat ihn dazu gezwungen? Es ist zu bewundern, daß seine Kraft, seine Plumpheit, seine Wildheit ihn vor dieser lächerlichen Rolle, die seiner ganzen Anlage so zuwider ist, nicht hat bewahren können. Beinah möchte ich den elenden Gaukler, der den Bären führt, für ein erhabnes Wesen halten.

Und der Löwe, und der Tiger, das reissendste unter allen Thieren; haben wir sie nicht im Käfig liegen sehn; haben sie nicht mehrmals dem Volke zum Schauspiele dienen müssen? Und doch löscht lezterer seinen Durst mit Blut, und verläßt den Raub, den er jezt erwürgt hat, um einen neuen zu zerreissen; keiner entrinnt ihm, der Hirsch kann mit aller seiner Schnelligkeit ihm nicht entfliehn. Seine Kraft ist erstaunenswürdig, er schleppt einen erwürgten Stier fort, ohne daß diese Last seinen Lauf hemme. Allein, seine Stärke, seine Wuth entziehn ihn nicht der Herrschaft des Menschen.

An

An den Ufern des Oceans, in den Flüssen Afrikas sind noch schreklichere Ungeheuer. Das Crocodill verschlingt die größten Thiere, und selbst den Menschen, der nicht auf seiner Hut ist. Das Flußpferd hebt einen Nachen auf seinem Rükken, und wirft ihn um. Mit seinen Zähnen zerbricht und zermalmt es alles, und beißt große Löcher in die Böte, so daß sie untersinken. Beide mit einer undurchdringlichen Haut verpanzert, scheuen das Feuergewehr nicht; die Kugel prellt ab, ohne sie zu verlezzen. Vergebens! der Mensch fängt und tödtet sie.

Ein neues Ungeheuer erscheint. Es ist dreimal höher als der Mensch, hat eine Hand, mit welcher es Bäume ausreißt und große Steine wirft. Im Schritt holt es das laufende Pferd ein. Mit ungeheuern Hauern gewafnet, bohret es Mauern durch, reißt Zäune nieder, und tritt die Hütten zu Boden; nichts hält es auf, nichts kann ihm widerstehn. Den Menschen kennt und fürchtet es nicht. Der Schuß ist dagegen ohnmächtig. Wie! ich seh einen Bau auf seinem Rükken! ein Mensch sizt auf seinem Hals, und lenkt es mit einem Stekken! Wäre es eines von den folgsamen Thieren, die in dem Hause des Menschen geboren werden, und ihm willig dienen? Nein, es ist ein Waldbewohner, ein wildes Thier; man muß es fangen, seine Wuth bändigen, und es zum Joche gewöhnen. Es wird vermuthlich jung und schwach gefangen? Keineswegs, in seiner größten Kraft wirds gefangen, gezähmt, und zum Gehorsam gezwungen. Sehet es Lasten tragen, den Wagen ziehn und seinem Herrn aufwarten.

Löw und Tiger reissen, das Crocodill verschlingt, der Elephant tritt unter die Fuße, allein keines unterwirft sich die Thiere, zähmt sie, läßt sich von ihnen bedienen. Hier erscheint der Mensch in zwiefacher Größe. Einmal nährt er die Thiere, befördert ihre Vermehrung, und schüzt sie gegen die Unfreundlichkeit der Natur und die Wuth der reissenden Thiere. Andern theils weiß er sie zu brauchen; seine Herrschaft gründet sich auf Wolthat und Weisheit.

Es ist gewiß, daß ohne die Sorge des Menschen, die mehresten Thierarten weniger zahlreich seyn würden. Man findet auf dem ganzen Erdboden kein einziges wildes Schaaf. Es ist ein dummes und wehrloses Thier, das sich nicht vertheidigen kann, und nicht einmal zu fliehen weiß. Daher wird es allen reissenden Thieren zum Raube. Es ist gegen die unfreundliche Luft empfindlich, die Kälte erstarrt und tödtet es, der Sturm betäubt und stürzet es ins Wasser. Daraus zieht man den Schluß, daß ohne den Menschen kein Schaaf mehr auf Erden wäre, und daß also die Erhaltung desselben, ein Werk des Menschen ist. Sie werden aber bei Millionen gezählt. Die wilden Thiere sind dem Hunger ausgesezt; die aber der Mensch beschüzt, finden durch seine Vorsicht eine sichre Nahrung. Er sammlet für das Pferd, den Ochsen, das Schaaf, für alle Hausthiere, und selbst für die wilden Thiere großen Vorrath. Ersteren gibt er in der bösen Jahreszeit Wohnungen, vertilgt die reißenden Thiere, und die Heerden können in Sicherheit weiden, und das Wild hat in seinen Wäldern nichts zu fürchten.

Er verlangt aber auch Dienste von ihnen. Einige nähren, andre kleiden ihn, und noch andre verrichten die Arbeit, die er ihnen auflegt. Er thut die schwere Arbeit nicht, er schleppt keine Lasten, hebt keine ansehnliche Massen auf eine beträchtliche Höhe, er pflügt keinen Akker. Das müssen das Pferd, der Stier und andre Thiere verrichten. Die Steinmassen, die Glokken, die schweren Balken, die wir auf den Thürmen sehn, hat das Pferd dahin erhoben; der Mensch hat es nur geführt. Seine wunderbarsten Werke verrichtet der Mensch ohne viel Müh, weil er fremde Kräfte dazu anwendet, die er sich zu unterwerfen gewußt hat.

Die menschliche Gewalt erstrekt sich sogar auf die Beschaffenheit der Thiere. Das er sie bändigt und zähmt, ist schon gesagt. Dies ists nicht all. Ihre Gestalt, ihre Farbe, ihr Fleisch verändern sich unter seiner Hand. Der wilde Ochs, ist vom zahmen sehr verschieden. Das wilde und zahme Schwein sind eins und dasselbe Thier, mit dem Unterschiede, daß der Mensch lezteres verpflegt; und kaum kann man Aehnlichkeit unter ihnen finden. Unser Pferd ist das wilde Pferd nicht. Alles was der Mensch berührt, trägt das Siegel seiner Herrschaft.

Der Mensch besizt alle Reichthümer der Erde; und die Thiere nur was er nicht mag. Er genießt alles, und die Thiere theilen sich in das Korn, Fleisch, Fische, in die Früchte und Kräuter. Viele erklären dies für eine ungerechte Anmassung. Andre antworten aber darauf, daß der Mensch ein billiges Recht dazu hat, da er die mehresten Früchte

und

und Körner baut und erzeugt, weil er die Vermehrung und Nahrung der Thiere befördert. Dem sey wie ihm wolle, es ist hier von Macht und Größe die Rede, und diese wird durch den Besiz bestätiget.

Viele Thiere verkriechen sich in die Erde; der Fuchs und mehrere graben tiefe Löcher. Die wilde Ziege klettert auf die höchsten Spizzen der Felsen; da nisten auch viele Vögel. Waren diese etwa nicht ausser der Gewalt des Menschen? Im geringsten nicht. Die Löcher in der Erde, die Spizzen der Felsen sind ihm nicht unzugänglich. Dies ist für ihn nur ein Spiel. Sehet die Vögel in den Lüften schweben, die Fische tief im Wasser sich senken. Der Mensch hat keine Flügel, er kann auch nicht in den Grund des Meeres gehn. Dennoch können weder die Vögel noch die Fische ihm entrinnen; beide wird er ohne Müh, sobald er will, erreichen.

Zwischen den Eisschollen des nördlichen Oceans, wohnt ein unermeßliches Ungeheuer; seine Länge ist eine Thurmhöhe, sein Rachen ist ein tiefer Schlund, es spielt mit den Wogen des Meeres, und sprudelt sie in die Höhe; man sieht es von fern kommen. Das Meer und seine Eisschollen, die Entfernung des Ungeheuers, seine erstaunliche Größe haben den Menschen nicht abgeschrekt; der Wallfisch fällt in die Gewalt des Erdenbeherrschers. Unsre Töchter schmükken sich mit seinem Raube. Einige Männer steigen in einen leichten Kahn, einen Spieß in der Hand, gehn auf das Ungeheuer zu, greifen es an, und fangen es. Das ist keins von den großen Meis-

sterstükken der menschlichen Kunst und Unerschrokkenheit; es ist ein ganz gemeines Geschäft, das Werk bloßer Matrosen, die jährlich einige tausend Wallfische fangen.

Die Macht des Menschen erstrekt sich nicht allein auf die Thiere und Pflanzen. Wir haben schon etwas von seiner Gewalt über die Erde gesehn. Als Diener der Vorsehung und ein Bild des Schöpfers, der die Erde, die Pflanzen und Thiere fruchtbar machte, verschönert, verändert, befruchtet er die Erde, vermehrt er die Gattungen, artet sie um, und macht sie zahlreicher; er ahmet einigermassen den Schöpfer nach, und bringt neue Wesen hervor, indem er der Materie eine andre Gestalt gibt. Hier härtet er die Erde zu Stein, dort reinigt und verwandelt er sie in ein durchsichtiges Kristall; weiter hin gibt er ihr allerlei Gestalten, härtet sie im Feuer, polirt und ziert sie mit verschiedenen Farben. Er schleift den Marmor und die Edelsteine, und gibt ihnen einen neuen Glanz. Das Holz nimmt unter seiner Hand allerlei Gestalten an.

Findet ihr einige Aehnlichkeit zwischen diesen starken, festen, leichten Zeugen, die mit mannigfaltigen Farben prangen, und dieser schlechten Pflanze, diesem Fließe, dieser Wolle die auf einem Baum wächst, und jenem Gespinnste einer Raupe? das sind doch die Materialien, aus welchem die menschliche Kunst, die Zeuge, die euch bedekken und schmükken, verfertigt hat. Ist die Aehnlichkeit größer zwischen dem Brodte und dem Korne, zwischen vielen Speisen auf eurer Tafel und den Materialien, woraus sie bereitet sind?

Das Thier genießt die Gaben der Natur, wie diese ihm solche reicht. Der Mensch aber verändert und verbessert alles.

Auf die Metalle ist seine Wirkung noch grösser. Es ist bekannt, daß die Natur diese Schäzze tief in die Eingeweide der Erde verborgen, und mit Felsen und Bergen bedekt hat, als wenn sie darüber neidisch wäre. Der Mensch dringt in diese Abgründe, wo alle Elemente gegen ihn verschworen scheinen. Die Luft ist darin vergiftet, die Erde droht ihn unter ihrem Einsturz zu vergraben, die Sonne versagt ihm ihr Licht, unterirrdisches Feuer bricht in Flammen aus, und das Wasser versperrt ihm den Eingang. Der Mensch spottet dieser Drohungen, bricht durch die Hindernisse, und trägt die gesuchten Schäzze davon. Er erhält sie aber nur unter der Gestalt eines unnüzzen Steines. Die mit Erd und Steinen vermischten Metalle müssen mit unsäglicher Arbeit davon geschieden werden. Man muß die Steine zermalmen, das Metall schmelzen, und ausdehnen. Welche Werkzeuge hat die Natur dem Menschen zu diesem Behuf gegeben? Sehet die ungeheuren Hammer; keine Menschenkraft kann sie heben; welcher Unglükliche ist zu dieser Arbeit verdammt? Sorget nicht. Der Mensch, der hier, sowol als irgendwo herrscht, wird nur die Mühe haben, darnach zu sehn, daß seine Befehle pünktlich vollzogen werden. Das Wasser, Räder, Thiere, allerlei Maschinen müssen sie ausführen.

Sehet ihm in der mannigfaltigen Bearbeitung der Metalle nach. Sehet ihn, wie er das Eisen nach Gefallen biegt, härtet, erweicht, wie

er

er Gold und Silber glänzt; wie er alle Metalle in Güsse, in Stangen, in Platten, in Blech, in Drath, in dünne Blätter, die ein Hauch verweht, und in Fäden verwandelt, die er wie Wolle webt.

Aus den Tiefen des Meeres holt er eine andre Art von Schäzzen, von weit geringerm Werthe; die Perlen, die nur gelten, weil die Phantasie sie gelten macht, und deren ganzer Nuzzen darin besteht, daß sie die Macht des Menschen zeigen, die in die Tiefen des Meeres dringt.

Ueberall durchkreuzen große Flüsse das Land, und scheinen den Völkern Gränzen sezzen zu wollen. Weit entfernt den Menschen aufzuhalten, befördern sie die Gemeinschaft und die Fortbringung. Brükken bahnen einen bequemen Weg; Ufer und Dämme schränken das Wasser in sein Bett ein, und Schleusen hemmen seinen zu schnellen Abfluß. Es trägt ungeheure Lasten. Ein einziger Kahn ladet mehr als funfzig Wagen, und diese Fracht ist viel bequemer.

Dies ist Kleinigkeit. Wir wollen dem Fluß folgen. Hier sind wir am Rande eines unermeßlichen Wasserbehältnißes, wozu wir nirgends ein Ende sehn; und wir wissen, daß unser Auge nur ein kleines Stük vom Rande desselben fast. Diese Wassersammlung ist größer als ganz Europa, Asia und Afrika zusammen. Welch ein prächtiger Anblik! diese große Wasserfläche ist wie ein Spiegel, den die Sonnenstralen vergulden. Nun erhebt sich der Wind, nun weht er mit Heftigkeit; er hebt Wogen wie Berge; das Meer schäumt; der Zuschauer flieht, aus Furcht, die am Ufer brechende

de Welle möchte ihn zerschmettern und verschlingen. Gewiß, hier ist das Ziel der menschlichen Bahn! diese furchtbare Schranken darf er nicht übersteigen! Er darf nicht? Sehet diese Schiffe, bemerket ihren Bau, ihre Größe. Diese haben eben eine Reise von fünftausend Meilen geendiget; sie haben die Schäzze Indiens geholt, die ihr nun ausschiffen sehet. Jene haben neues Land gegen beide Pole gesucht. Monate lang sind sie herum gefahren, ohne etwas anders zu sehn, als das Meer, das sie trug, und den Himmel, der ihnen die Bahn bezeichnete. An beiden Enden der Erdkugel haben sie dem Eise Troz geboten. Diese werden beladen, sie sollen nach der neuen Welt. Nehmet euch doch die Zeit ihre Ladung zu berechnen. Hier ist eines, das achthundert Tonnen d. h. so viele Lasten von viertausend Pfund trägt; nemlich die Ladung von fünf bis sechstausend Pferden, oder von zwölftausend Mann. Und dies ist noch nicht das größte Schiff. Es gibt welche zu zwölfhundert Tonnen. Welche Kraft wird diese Masse bewegen? Keine zwanzig Mann wird es brauchen, und doch vielleicht zehn Meilen in einem Tag machen.

Man pflegt den, der mit kleinen Mitteln große Dinge ausführt, groß zu nennen. Urtheilt nach dieser Regel, von der Größe des Menschen. Die wenigen Matrosen, die dies Schiff führen sollen, werden keine große Mühe haben, wenn die Reise nur einigermassen glüklich ist. Der Wind wird das Schiff, vermittelst der Seegel treiben. Der Steuermann am Ruder sizzend, wird es mit einer Bewegung seiner Hand regieren. Auf dem Meere sieht man keine gebahnte Straße, kein Land, keine

Berge,

Berge, wornach man sich richten könnte. Diese Magnetnadel wird der Wegweiser seyn. Nun stellt euch den Menschen in diesem Schiffe vor, wie er da ruhig mitten in den tragenden Fluthen sizt; ohne Mühe den Wind, der seine Seegel schwellt, beherrscht, die Gestirne nach seiner Bahn frägt, und gleichsam dem Meere, den Winden und den Sternen befiehlt, und sie zu seinen Dienern macht. Sehet ihn, wie er ohne Ermüdung, in kurzer Zeit, eine Strekke Meeres zurüklegt, die wir mit dem Gedanken nicht fassen können, und unermeßliche Lasten wegführt.

Der Mensch weiß sich alle Elemente zu unterwerfen; und man kann von ihm sagen, so wie die Bibel von Gott spricht: Er macht den Wind zu seinem Boten, und das Feuer zu seinem Diener. Den Wind hält er durch Mauern auf, und erlaubt ihm nicht, ihn zu berühren; er befiehlt ihm, seine Schiffe fortzubringen, seine Maschinen in Bewegung zu sezzen. Ein andermal fängt er ihn ein, und treibt ihn wieder mit Macht aus, um dienstbares Feuer anzufachen, oder seine Instrumente zu beleben, und seine Freudenlieder zu begleiten. Das so mächtige, so unruhige, so furchtbare Feuer, ist seinen Befehlen gehorsam. Der Mensch facht es an, mäßigt es, zündet es an und löscht es aus, wie es ihm gefällt. Er gebietet ihm die Metalle zu erweichen, und zu läutern, die Erde zu Stein zu härten, die Steine in Kristall zu verwandeln, ihm in der Finsterniß einen neuen Tag aufgehn zu machen, mächtige Schranken niederzureissen, und Felsen zu zersprengen. Er trägt es gleichsam in seiner Hand. Sehet diesen

sen gewafneten Haufen; auf Befehl des Hauptes, fährt das Feuer aus, der Donner kracht, und Tod und Verwüstung fallen auf den angewiesenen Ort. Die Alten erzählen, Zeus habe den Salmoneus, zur Strafe seiner Frechheit, durch das Rasseln seines Wagens auf einer ehernen Brükke den Donner nachzuahmen, mit seinem Bliz getödtet. Welche Strafen müßte Jupiter jezt erfinden. Was wurden diese frommen Alten sagen, wenn sie uns sähen, den Bliz vom Himmel auf die Erde ziehn, und ihn ohne Gefahr dahin führen, wo wir ihn haben wollen?

Holland verdient die Betrachtung des Zuschauers. Seine Einwohner haben das Land, das sie bewohnen, dem Ocean entreißen. Das Meer ist wirklich höher, als einige ihrer Provinzen. Allein der Mensch hat ihm gesagt: Bis hieher solst du gehen und nicht weiter. Die Erde schien hier dem Menschen ihre Dienste zu versagen; unzugängliche Sümpfe, ein dürrer Boden, eine vergiftete Luft; alles schien dem Menschen den Zugang zu verwehren. Heute ist das Land ein Lustgarten; Auen, Kanäle, mit Bäumen besezte Wege, mächtige, volkreiche Städte, reiche Einwohner. Dies alles ist das Werk des Menschen.

Wir wollen uns nach andern Schauspielen umsehn. Sehet dieses Lager, bewundert seine Einrichtung, forchet seiner Ordnung nach, beobachtet den Gehorsam, die Schnelligkeit und Genauigkeit der Bewegungen. Der Stoff ist reich. Welche Ordnung im Zuge, welches Stillschweigen unter so viel tausenden. Ein einziger ist die Seele dieses unermeßlichen Körpers, und alles geschieht

schieht mit der genauesten Pünktlichkeit. Nun stellt er sich in Schlachtordnung. Die Pferde wissen, so gut als die Menschen zu gehorchen. Ach schade, daß dieses Meisterstük ein Werkzeug der Zerstörung ist!

Wir wollen näher zu der Stadt gehn, um welche dieses Heer sich lagert. Graben, Wälle! Ja, diese sollen das Heer aufhalten, das die Stadt erobern will. Wer kann durch diese tiefen Graben gehn, und diese Berge ersteigen? Ich sehe Kriegesvolk in Vertheidigungsstande, Waffen von allen Arten, unter welchen das mächtige Geschüz sich erhebt. Unsre Kriegeshelden versichern uns, daß alle diese Hindernisse, alle diese Wehren ohnmächtig sind, und daß die Stadt in wenigen Tagen übergehn wird. In der That sehe ich das angreifende Heer immer näher, durch in der Erde gegrabene Wege, anrükken, um sich vor dem Geschoß der Stadt zu dekken. Unterdessen zerschmettert es die Wälle. Sehet ihr diese Thürme? Sobald der Belagerer nur will, werden sie einstürzen. Er braucht deswegen nicht heranzurükken. Er hat Blizze, die so gut als die himmlischen, von fern zerschmettern. Wenn er will, werden diese Paläste in Aschenhaufen verwandelt, ohne daß er sie berührt. Er wird es aber nicht thun. Er will nur die Stadt nehmen, um seinen Feind zu schwächen; die Einwohner haben nichts zu fürchten.

Es ist ein bewundernswürdiges Schauspiel, Menschen gegen Menschen, und Kunst mit Kunst wetteifern zu sehn. Auf der ganzen Erde hat

der Mensch keinen würdigen Gegner, als den Menschen. In jedem andern Wettkampfe ist zu viel Ungleichheit, und der Mensch treibt keinen Ernst. Aber zwischen gleichen Gegnern bietet jeder seine ganze Macht auf, und sezt den Zuschauer im Erstaunen.

Täglich sehn wir den Menschen auf dem Rükken des Pferdes sizzen, und es mit einem Riemen lenken; Feuer und Donner in seinen Händen tragen; den Vogel der in den Lüften schwebt, zu seinen Füssen hinwerfen; den Hirsch im vollen Lauf treffen. Dies alles ist uns so was gemeines, daß wir ohne vieles Nachdenken nichts großes darin entdekken. Wenn wirs aber zum erstenmal sähen! Als die Spanier in Amerika eindrangen, staunten die Einwohner, die nie Pferde und Geschoß kannten, als sie die Männer auf Ungeheuern sizzen, und diese Ungeheuer so folgsam, auf dem Wink, gehen, halten, jagen, und dabei in der genauesten Ordnung bleiben sahen; als Bliz und Donner aus den Händen der Unbekannten fuhren und ihre Genossen neben ihnen fielen, den Geist aufgaben, ohne sichtbar getroffen zu seyn, hielten sie die Fremden für Götter, warfen die Waffen von sich, und fielen auf die Knie sie anzubeten.

Mit Verwundrung haben wir die Schiffe betrachtet; es bleibt uns aber noch ein größeres Schauspiel übrig. Die Schiffe sind alle, wie ihr wisset, Gebäude von Holz. Es gibt welche, die zu etwas ganz andern, als zur Handlung bestimmt sind, und Canonen führen. Ein Stük würde unsre Häuser in den Boden drükken, wenn man

es

es in den dritten oder vierten Stok bringen wolte, wie es im Schiffe steht. Manches hat vierzig und funfzig Kanonen, und ist doch nur ein Schiff von einer Unterordnung. Die großen führen sechzig, achtzig oder hundert; und manche hundert und zwanzig, unter welchen die kleinsten Sechspfünder, und einige Sechzigpfünder sind. Ein Stük, wie leztere, braucht acht Pferde. Solch großes Schiff hat achthundert bis tausend Mann; es enthält die Nahrung für die Mannschaft auf einige Monate; den Kriegesvorrath, eine Menge Kugeln, und was das schreklichste ist, ein Pulvermagazin in einem hölzernen Gebäude. Wir zittern, wenn wir einige Pfund Pulver in unsern Häusern haben. Ein solches Schiff ist eine kleine Stadt.

Welches ist aber seine Bestimmung? Der Krieg; es geht mitten im Meere, andre ihm gleiche Schiffe anzugreifen. Es bietet dem Feinde, dem Feuer, dem Pulver, den Waffen, mitten unter den Fluthen Troz, wo dem Ueberwundenen, und dem, dessen Schiff Feuer fängt, nichts als der Tod übrig bleibt. Und wie kämpft man? Mit dem Degen, mit kleinem Gewehr? Nein, mit Kanonen. Man schieße in dem festesten Hause eine Kanone los; es ist zu besorgen, daß das Haus einstürzt. Hier wird die Kanone, die im Schiff ist abgefeuert, nicht eine, sondern alle auf einmal, die auf einer Seite sind, d. h. vierzig oder funfzig. Welche Kühnheit, welche Festigkeit des Baues! Welche Kunst hat es verfertigt, welcher Muth hat es unternommen? Einige Schüße würden unsre Häuser umwerfen; ein Schiff kriegt zu-

weilen einige hundert Kugeln. Keiner kann fliehen, sich verbergen. Das Schiff hält aus, und fährt nach der Schlacht von neuem durch die Meere. Das ist freilich nicht gut, nicht angenehm; groß aber ists.

Wir wollen noch einen Blik auf den Menschen werfen. Als Herr der Natur herrscht er über die Erdenbewohner; weder des einen Stärke, noch des andern Schnelligkeit; weder die Höhen der Luft, noch die Tiefe des Meeres, noch die Höhlen der Erde, können sie seiner Gewalt entziehn. Den Vogel macht er aus der Luft niederstürzen, und zieht den Fisch aus dem Meere; er zähmt den Elephanten, sperrt den Tiger ein, und fängt den Wallfisch. Die Metalle reißt er aus den Eingeweiden der Erde, und bildet sie nach Wolgefallen. Er vermehrt Pflanzen und Thiere, und gibt ihnen neue Gestalten. Er macht die Erde fruchtbarer, und braucht die Thiere zu seinem Dienst. Er herrscht über die Elemente. Das Feuer gehorcht ihm, das Wasser trägt seine Lasten; er schränkt das Meer ein, und leitet die Flüße auf neue Wege. Der Wind führt seine Befehle aus.

„Du hast ihn ein wenig geringer, als die Engel gemacht; mit Ehr und Würde hast Du ihn „gekrönt; Du hast ihn zum Herrscher gesezt über „die Werke Deiner Hände; alles hast Du ihm „unterworfen, Schaafe und Rinder und wilde „Thiere, die Vögel unter dem Himmel, und die „Fische im Meere.“

„Da sprach Gott: Lasset uns den Menschen „machen, ein Bild das uns ähnlich sey; der über

die

„die Vögel unter dem Himmel, und über die „Fische im Meere, und über die Thiere auf dem „Felde herrscht; und Gott schuf dem Menschen zu „seinem Bilde.“

„Noch fehlte diesem Werke ein edleres Ge„schöpf, das über die andern herrschte, und das „Bild der allwaltenden Götter wäre. Da wurde „der Mensch geschaffen.“

Umsonst würden wir in den Menschen die Größe suchen, die wir in dem Menschen finden. Wenn wir die Menschheit überhaupt betrachten, so erstaunen wir über ihre Größe und ihre Macht. Wenn wir aber jeden Menschen einzeln ansehn, so finden wir öfters nur ein ziemlich kleines, unwissendes, ohnmächtiges, und oft niederträchtiges und lasterhaftes Geschöpf. Weder der Zimmermann, der das Kriegesschiff baut, noch der Soldat, der darauf ficht, noch der Matrose, der es führt, sind ansehnliche Wesen. Keiner unter ihnen hat einen Begriff von der Größe seines Geschäfts; sie führen maschinmäßig die Plane und die Befehle eines andern aus, und folgen nur fremder Leitung. Selbst der das erste Schiff gebaut, die erste Fregatte ausgerüstet, war kein erhabener Geist; er fühlte die Größe seines Gedankens nicht; er sezte nur ein kleines Stük zu dem, was er schon vor sich sah. Also ist die Größe des Plans und der Erfindung in kleine Theile zerstükt, und unter eine Menge Menschen vertheilt, der jeder sein Schärflein beigetragen. Das Ganze ist groß, wunderbar geworden, ohne daß mans gemerkt hat. Man möchte sagen: Der Gedanke ist von dem Beitrag kleiner Geister, so wie ein

unermeßlicher Schaz, von den Hellern des armen Pöbels, groß geworden.

Eben so verhält sichs mit dem Bergmann der die Grube öfnet, mit dem, der die Metalle läutert, das Feld baut, die Materialien verarbeitet. Es sind gemeine Menschen, die das thun, was man sie gelehrt hat. Der Mensch ist groß und weiß es nicht.

Viele suchen den Menschen herabzusezzen; wenn ein Mensch und ein Löwe einander begegnen, sprechen sie, so wirds der Löwe nicht seyn, der erschrikt. Vor der Mündung des Geschüzzes ist der Mensch sehr klein; ꝛc. Wol zu merken, daß der Löwe vor dem Menschen erschrekken könnte, wenn dieser sowol als jener, alle seine Kräfte beisammen hat. Der Löw ist immer gewafnet, immer ganz da; und der nakte Mensch ist nicht der Mensch mit aller seiner Macht. Gewiß würde der Kampf zwischen dem Menschen und dem Löwen sehr ungleich seyn, wenn beide alle ihre Kräfte hätten; es würde für den Menschen nur ein Spiel seyn. Freilich schlägt die Kugel den stärksten Menschen nieder; aber wer hat der Kugel die Macht gegeben? Ihre Kraft ist nur die Kraft des Menschen; ohne diesen würden Kugel und Geschüz ohnmächtige Klumpen seyn; ja, es wäre keine Kugel, kein Geschüz, kein Pulver da. Dem Menschen nur unterliegt hier der Mensch.

Zweites Kapitel.

Von Geistes- und Leibeskräften.

Diese große Macht des Menschen ist nicht in seinem Körper; dieser ist vielmehr, schwach, nakt, wehrlos, kaum den Thieren vergleichbar, wie wir schon bemerkt haben. Auf die physischen Kräfte eingeschränkt, könnte ers mit Tiger und Elephant nicht aufnehmen, weder Häuser, noch Thürme, noch Schiff bauen, noch Amerika finden, noch Wälle niederreißen, noch Gewebe machen, noch Metalle schmelzen. Die Macht des Menschen besteht in seinem Verstand, welcher den Abgang eigner Kräfte, durch alle Kräfte der Natur zu ersezzen weiß; Hebel, Kloben, die Kräfte der Thiere, ihre Schnelligkeit, Wasser, Wind, Feuer verrichten, durch die menschliche Kunst, was dem Menschen unmöglich ist.

Wir sehn auch, daß die körperlichen Kräfte wenig ausrichten. Der Physiker, der Mechaniker ists, der aus seinem Kabinet die Operationen von hundert Armen regiert, und in dem die Kraft beruht. Der geringste Bau erfordert einen Führer. Alle diese Arbeiter, die die Erde graben, einen Fluß abzuleiten, oder einen Sumpf auszutroknen; jene andre, die einen Damm gegen den Fluß oder das Meer aufwerfen; alle diese Handarbeiter, die Steine zusammen tragen, Kalk löschen, Balken

schneiden, alle diese würden, ohne den Baumeister, nie das Werk ausführen. Auch wird keiner von den tausend Maurern genannt, die an der Peters-kirche zu Rom, oder am Louvre gearbeitet haben, Michel Angelo und Perrault werden genannt, die doch keinen Stein angerührt, keine Mauerkelle zu führen wußten; dennoch wird ihnen die Ehre des Baues zugeschrieben.

So werden Türenne, Friedrich Willhelm, Gustav Adolph, und nicht ihre Regimenter genannt. Im Kriege kömmt alles auf den Befehlshaber und seine Klugheit an. Fehlt dieses Haupt, so sind die hundert tausend Arme, die es führte, verloren. Christoph Columbus entdekte Amerika, und doch hielt er das Ruder des Schiffes nicht, und spannte die Seegel. Die Regierung des Staates wird nicht allen, die daran arbeiten, sondern nur dem Monarchen, dem befehlenden Minister zugeschrieben. Ewig wird man Peter den ersten, Friederich, Richelieu nennen, und die Hände, die unter ihnen die Handarbeit thaten, wird man nicht erwähnen.

Die Europäer sind in Ansehung des Körpers die schwächsten Menschen. Grönländer und Iroksesen tragen ihren Kahn wie einen Brodsak. Sie scheuen weder Eis noch Schnee. Die Kanadenser jagen den Hirsch zu Fuß, funfzig Meilen weit, sagt man, ermüden ihn, und schlagen ihn todt. Die Neger nehmen ihren Mann auf den Arm, und laufen mit ihm eine Meile in einem Athem. Mann vor Mann, und mit gleichen Waffen, würden ein Amerikaner, ein Neger, ein Indianer,

jeder

jeder zween Europäer auf sich nehmen. Und einige hundert Spanier eroberten Mexico, das Millionen Einwohner hatte. Zwei oder dreihundert europäische Soldaten, nehmen nicht Anstand, ein Heer von zwanzig tausend Indianern anzugreifen. Es war ein Krieg zwischen dem Damel auf der malabarischen Küste und seinem Vasallen, dem kleinen König von Calecut. Ersterer hatte eine Armee von achtzigtausend Mann, und dieser sechstausend. Lezterer wurde aber von den Portugiesen unterstüzt, die hundert funfzig Mann stark waren. Diese mußten sich aber in drei Haufen theilen; einer besezte die Schiffe, der andre das Kastel, und der dritte hielt mit den Calecutern das Feld. Gesezt, beide erstere Detachements seyn nur funfzig Mann stark gewesen, so sind hundert im Felde gestanden. Man rechne von der Armee des Damel sechstausend Mann für die sechstausend Calecuter ab, weil die Kräfte von beiden Seiten gleich waren; so bleiben vier und siebenzig tausend Mann Indianer gegen hundert Portugiesen, nemlich sieben hundert und vierzig Mann gegen einen. Und — der Damel wurde geschlagen, und wenn ich nicht irre, sein Land und seine Hauptstadt verheert. Jezt haben die Indianer Pulver und Geschüz, überlegene Kräfte, einen starken Leib, zahlreiche Heere, und doch herrscht das kleine Europa über die übrigen Theile des Erdbodens. Alle Küsten von Amerika sind ihnen unterworfen. Sie haben in Guinea Comtoire und Festungen. Sie sind Herren auf dem Cap, zu Batavia, zu Surate, auf den Küsten Malabar und Coromandel. Nur in China und Japan kriechen sie, und noch käm es drauf an, die Ursachen dieser ihrer

Erniedrigung zu untersuchen. Hingegen besizt kein asiatischer oder afrikanischer Monarch einen Zoll Landes in Europa. Der Kleine und Schwächere herrscht über den Mächtigen.

Die Griechen belagerten Syracusa. Das Heer war zahlreich und mit allen Bedürfnissen zu einer Belagerung versehn. Archimedes, ein alter Greiß, der es mit keinem Trosbuben der griechischen Armee aufnehmen konnte, war in der Stadt. Allein durch seine große Wissenschaft in der Mechanik, erfand er eine Menge furchtbarer Maschinen, die alle Angriffe des Feindes vereitelten, und die Stadt ward gerettet. Hier sieht man auf einer Seite eine zahlreiche Jugend, Muth und Waffen, und auf der andern einen schwachen Körper, mit den Kräften eines erhabenen Geistes bewafnet. Geisteskräfte siegen.

„Ich betrachtete auch die Weisheit, und ich „fand sie groß unter der Sonne. Es war eine „kleine Stadt, und wenig Leute darin. Ein grosser König kam, belagerte sie, und errichtete große „Bollwerke gegen dieselbe. Es war aber in der „Stadt ein armer weiser Mann, der sie durch seine „Weisheit rettete. Da sprach ich: Weisheit ist „besser als Kraft.“

Die Geisteskräfte haben vor den körperlichen große Vorzüge. Diese erreichen nur ein gewisses Maaß; sie haben ihr Ziel. Ein Mensch könnte vielleicht die Kraft des Pferdes, oder, wenn man will, des Elephanten, erreichen, aber weiter könnte er doch nicht gehn. Die Verstandeskräfte hingegen sind einigermaßen unendlich. Man hat

neu

neuerlich in den öffentlichen Blättern eine Maschine bekannt gemacht, wo sich die Kraft zur Last wie eins zu vierhundert verhält, d. h. womit eine Kraft von hundert Pfunden, vierzigtausend aufwiegt. Wer würde es aber zu behaupten wagen, daß dies das äusserste Ziel ist, und man nicht noch eine zehnfache Kraft finden wird. Die Geisteskräfte sind überall anwendbar; die körperlichen thun bei der Schiffahrt, bei Künsten und Handwerken, bei jeder Arbeit, die Geschiklichkeit erfodert wenig Dienste; und noch weniger da, wo Zusammensezzung einen Plan, und Vergleichung erfodern. Die Leibeskräfte haben wir nicht in unsrer Gewalt, wir können sie nur wenig vermehren. Gänzlich aber hängt es von uns ab, unsern Verstand ins unendliche auszubilden. Der stärkste Mann kann nie einem andern den geringsten Theil seiner Kraft mittheilen; sie ist nur für ihn. Die Verstandeskräfte theilen sich von einem zum andern mit, bis auf die folgenden Geschlechter und Jahrhunderte, und bis zu den entferntesten Gegenden. Es bleibt uns keine Spur von der riesenmäßigen Stärke des Herkules und des Milo übrig; aber Archimedes und Euclides Kräfte sind noch zu unserm Gebrauch; und die Kraft, die sie uns hinterlassen haben, sezt uns in den Stand, neue zu erwerben, und unsre Meister zu übertreffen. Endlich in dem allgemeinen Begriff der Unsterblichkeit, dauern die Seelenkräfte in Ewigkeit fort, anstatt daß die Leibeskraft mit dem Leibe verwest und sich in der Erde verliert.

Wir sind der Gesellschaft das unschäzbare Gut des Verstandes schuldig. Der einzelne Mensch

hat eine kleine Anzal von Kenntnissen, die dem engen Kreise seiner Bedürfnisse angemessen ist. Der Grönländer, Huron und Neger sind sehr beschränkt, und kennen weder Künste noch Wissenschaften. Die Hirtenvölker sind eben so unwissend; weil diese wenig zahlreiche Völker große Gegenden bewohnen, wo ein jeder leicht das Nothdürftige findet. Bei uns aber, wo die Menschen dicht aneinander geschichtet sind, kann man nicht hinlängliche Nahrung finden, und die Kunst muß die Erde fruchtbarer machen. Die Felder werden getheilt, die Nachbaren verstossen gegen einander, man muß die Felder messen, und Gesezze machen. Die vereinigten Menschen theilen einander ihre Beobachtungen mit; daher entstehn die Künste, welche Sammlungen von Erfahrungen sind. Diese erleichtern die Arbeit und erzeugen die Muse und den Reichthum; daher entsteht die Pracht; der Geschmak verfeinert sich, verschönert alles, und erfodert eine vorzügliche Geschiklichkeit. Die Eltern sorgen für den Unterricht der Kinder. So wird der Verstand gebildet, und diese Bildung ist der Hauptzug zu der Größe des Menschen. Er bildet sich selbst. Die Natur, die alle ihre Werke vollendet, macht zu dem Menschen nur die Grundanlage, und überläßt ihm die Ehre sich auszubilden.

Zwölf-

Zwölfter Abschnitt.

Vom Wol und Weh.

Ohnerachtet seiner Vortheile, seines Reichthums und seiner Macht, ist der Mensch sehr zur Klage geneigt. In der That begleiten ihn allerlei Uebel von der Wiege an. Krankheiten von allen Arten erwarten sein, und treffen ihn zuweilen. Sonderbar ists, daß gerade der Mensch, das edelste Geschöpf, dem der Schöpfer die größten Vorzüge gewährt, auch die mehresten Leiden hat. Die Schwäche seiner Kindheit ist viel größer, und dauert viel länger als die Kindheit (wenn ich so sagen darf) der Thiere. Er ist auch in allen Erdstrichen, unter gesitteten und ungesitteten Völkern, weit mehreren Krankheiten als die Thiere unterworfen. Um sich aber einen richtigen Begriff davon zu machen, muß man nicht ein pathologisches Verzeichniß der Krankheiten lesen, und dann mit erhizter Phantasie sich solche, als gegen Einen, gegen Jeden, gegen Sich verschworen, vorstellen; sich als einen Raub, und jene als hungrige Hunde betrachten, die nur den Wink erwarten, um ihn zu verschlingen. Man muß die Erfahrung fragen. Diese lehrt uns, daß der gewönliche Zustand des Menschen, die Gesundheit, und die Krankheit nur ein ziemlich seltner Zufall

ist;

ist; und daß er ohne die Unmäßigkeit, die Unvorsichtigkeit, die Leidenschaften, und die Aengstlichkeit der Menschen, noch weit seltner seyn würde. Hiervon muß man einige Unglükliche, die durch Verschulden ihrer Eltern schwächlich geboren, oder durch Weichlichkeit und Ausschweifung schwächlich geworden sind, ausnehmen. Die rohen Völker und diejenigen, die ein hartes Leben führen, sind selten krank, und leben ziemlich lange. Von den Erleichterungen bei solcher Art von Uebel, haben wir schon gehandelt.

Die rohen Völker kennen kein ander Uebel als den Schmerz, und wissen ihn gemeiniglich mit einer wunderbaren Geduld, und einem unglaublichen Muth zu ertragen. Der Cannibal, der dem Feind in die Hände fällt, sieht lachend das Feuer anzünden, wo er braten soll. Die grausamste Quaal ist nicht vermögend, eine Klage oder eine Bitte von ihm zu erpressen. Er singt, trozzet dem Feinde, und erzählt ihm, wie er diejenigen von seinem Volke, die ihm in die Hände gefallen sind, gemartert hat. Je näher der Mensch diesem Grade der Barbarei ist, desto mehr hat er im Leiden Muth. Die gesitteten Menschen hingegen, die eines weichlichen und bequemen Lebens gewohnt sind, sind viel empfindlicher. Mancher klagt, daß er sich den Finger gerizt hat. Man kann aber doch den Schmerz erdulden lernen, wenn man die natürliche Geduld verlernt hat. Die Geschichte spricht von Männern, die mit heiterm Blik die Schmerzen der Gicht ausgehalten haben. Die Erziehung kann den Menschen abhärten. Zu Sparta geisselte man die Kinder auf Dianens

Altar,

Altar; und viele starben unter der Geissel, ohne die geringste Klage hören zu lassen, oder eine Thräne zu vergiessen. Ein Knabe hatte einen Fuchs gestohlen, und unter sein Kleid verstekt. Er ließ von demselben sich den Bauch zerreissen, ohne ihn loszulassen, oder sich zu verrathen, und fiel todt nieder, ohne daß mans merkte.

Die Armuth ist nur in gesitteten Staaten bekannt. Die rohen Völker aller Gegenden, finden ohne Müh das Wenige, das sie bedürfen. Der Grönländer fängt einen Seehund, kleidet sich mit der Haut, speiset das Fleisch, wärmt und erleuchtet sich mit dem Fette. Das Weib baut das Haus mit Steinen und Erde, die sie auf der Stelle selbst findet. Es fehlt ihm nichts. Armuth, Reichthum und Mangel kann er nicht kennen lernen. Uebrigens, wenn es ihm einmal an Speise fehlt, weil der Fang nicht glüklich geht, so macht er sich wenig daraus; er hungert zwei oder drei Tage, oder verzehrt seine Kleider und Schuh. Alle rohen Völker thun ein ähnliches.

Unter uns gehts ganz anders. Fasten können wir nicht, weil wirs nicht gelernt haben. Täglich halten wir unsre vier Malzeiten, und wenn eine abgeht, sind wir krank. Wir wissen nicht, wie der Grönländer, ein Stük gedörrten Fisches in die Hand zu nehmen; oder einen Kohl, eine Gurke, wie der Tartar, oder eine Hand voll Reiß ohne Salz und ohne Fett, wie der Neger. Wir müssen Brod, Gemüse, Fett, Fleisch, künstliche Getränke haben. Das alles wissen wir nicht

selbst

selbst zu bereiten, findens auch nicht auf dem Felde, an den Bäumen, im Wasser; und was da ist, dürfen wir nicht nehmen; es muß alles durch gleich- und mehr geltende Arbeit erworben werden. Denn die Arbeit der Erwerbenden muß so viel gelten, als 1) eines jeden Ausgabe; 2) der Aufwand derer, die nichts hervorbringen, d. h. aller, die den Staat verwalten, den Unterricht besorgen, und die freien Künste treiben; 3) als der Ueberfluß der Reichen, und 4) als die Staatsbedürfnisse. Also muß jeder sein Notdürftiges, wenigstens durch eine doppeltgeltende Arbeit erwerben. Die große Volksmenge verzehrt stark, und das Feld trägt nicht immer in gleichem Ueberfluß, so daß die Nahrungsmittel zuweilen theuer werden, und daß die Arbeit eines jeden nicht zum Notdürftigen, d. h. wozu er sich gewöhnt hat, zureicht. Andre thun dieselbe Arbeit, theilen seinen Verdienst, schmälern den Absaz. Der Bekker nimmt nicht Schuh für sein Brod, weil er jezt eben keine braucht, oder weil ihm diese nicht anstehn. Er will Geld haben. Freilich sind die Schuh Geld werth, allein es muß sie doch jemand bezahlen wollen. Daher kömmts, daß Armuth bei uns so sehr gemein ist. Kleidung, Wohnung, unsre ganze Lebensart vermehrt sie noch. Mitten unter unserm großen Reichthum, ist vielleicht keiner ohne Sorgen, da der Grönländer und Neger nichts davon wissen. Das macht, daß wir unsre Bedürfniße weit über unsern Reichthum erstrekt haben. Man vergleiche unsern Tisch, unsre Wohnung, unser Hausgeräth, unsre Kleidung, mit den Sachen der Völker, die ich genannt habe, so wird man die Quelle

unsrer

unsrer Armuth sehn; Sie ist in unserm Reichthum selbst.

Daher sind die polizirten Staaten, wo Künste und Ueberfluß herrschen, die einzigen, wo man von Betteln und Allmosen weiß; die einzigen, wo der Staat mit einer Menge Elenden aller Art, die er auf Kosten des gemeinen Wesens erhalten muß, belastet ist. Auch sind diese fast die einzigen, wo man von Diebstahl hört. Wer wird stehlen, wo keiner etwas hat: wo man im Meere, auf dem Felde, oder den Bäumen, das Notdürftige, eben so leicht, als in des Nachbaren Haus, finden kann?

Die Armuth ist kein unerträgliches Uebel. Ueberhaupt genommen, findet man mehr Fröhlichkeit bei dem armen Volke, als bei den Großen und Reichen; wenigstens scheint seine Freude inniger und wahrer. Dies kann zwo Ursachen haben. Man kann denken, daß jenes in der That zufriedener und froher ist, weil Arbeit und Armuth ihm nicht erlauben der Freude und des Guten, was es zuweilen hat, überdrüßig zu werden, und daß es also dieselben besser schmekt. Eben diese Ursachen halten seine Begierden, die die Unwissenheit schon sehr einschränkt, im Zaum. Der Reiche hingegen, hat alles Angenehme erschöpft; und seine unermeßlichen Begierden hindern ihn im Genuß des Guten, das der Misbrauch schon so sehr geschwächt hat. Es kann auch seyn, daß die Fröhlichkeit von beiden Seiten gleich ist; daß der Arme aber ihr freien Lauf läßt; und daß der Reiche, den der Wolstand zurük hält, sie nur mäßig aus-

läßt,

läßt, so daß man sie weniger sieht. Die rohen Völker fühlen die Armuth nicht, weil sie keinen Reichthum kennen. Armuth ist ein bloßes Verhältniß.

Arm seyn ist kein Uebel, allein arm werden ist schmerzhaft. Die Gewöhnung zu den Bequemlichkeiten des Reichthums erschwert deren Beraubung. Dennoch hat man Männer gesehn, die mit Standhaftigkeit den Verlust ihres Vermögens ertragen haben. Hieher gehören alle Unglüksfälle, die das Vermögen angreifen, als Feuerschaden, Diebstahl, Krankheit, Theurung, der Verlust eines Vaters oder eines Mannes. Alle diese Unglüksfälle verursachen anfänglich einen lebhaften Schmerz, der aber nach und nach sich legt und verschwindet. Viele haben solches mit Gleichgültigkeit getragen. Wilde und Arme fürchten Diebstahl, Feuerschaden und Bankerut eben nicht.

Alle Menschen sterben, alle verliereh die Frau, den Mann, den Vater, die Mutter, die Kinder und die Freunde. Dieser Schmerz ist empfindlich, die Zeit stillt ihn, und Manchen rührt er nicht sehr. Einige sehen ohne Angst dem Tod entgegen.

Eins der größten Uebel der Menschheit ist die Verstümmlung, oder der Verlust der Glieder, oder der Sinne. Es ist ein Uebel, ein schwaches Gesicht, oder hartes Gehör zu haben, blind, taub, stumm, lahm an Händen oder Füssen, oder buklicht zu seyn. Es ist aber hier beinah so, als mit

der

der Armuth; es ist nur Verhältniß. Wenn irgend ein Mensch einen sechsten Sinn hätte, würde er uns unglüklich schäzzen, dessen beraubt zu seyn. Wir fülen aber diese Beraubung nicht, weil wir keinen mit einem sechsten Sinn kennen. Wenn aber wir mit unsern fünf Sinnen plözlich unter viele tausend mit sechs Sinnen versehene Menschen kämen, so würden wir uns unglüklich schäzzen. Und doch hätten wir nichts weniger als jezt, da wir sehr zufrieden sind. Mancher hat blöde Augen, und klagt bitterlich, der sich sehr glüklich, sehr von der Natur begünstigt schäzzen würde, wenn er in einem Lande von lauter Blinden gebohren wäre: und doch hätte er nicht das geringste mehr, als er hat. Eben diese Betrachtung gilt für Lahme, Buklichte, und sogar für Blinde und Taube. Alle diese Uebel also sind blos Verhältniß ohne Wirklichkeit. Auch scheinen diejenigen, die sie leiden, darum nicht trauriger, nicht unglüklicher zu seyn. Der Verlust der Sinne und Glieder ist schmerzhaft; allein der Schmerz vergeht. Ueberdies muß man rechnen, daß die mehresten Unfälle dieser Art, eine Folge der menschlichen Unbesonnenheit sind. Was das Uebel erschweret, ist das Unvermögen etwas zu thun, und die Notdurft zu erwerben. Es kommt daher, weil wir alle unsre Glieder brauchen, unsre viele Arbeit zu

bestreiten. Der Neger, wenn er blind wird, der Lappe, der schlecht sieht, sind eben nicht zu beklagen.

Wir haben gesehn, daß der Mensch die Achtung seines Gleichen wünscht. Alles was ihm solche zweifelhaft macht, betrübt und quält ihn. Und dieser Verdruß ist vielleicht der häufigste. Viele haben sich darüber wegzusezzen gewußt.

Die Begierden sind eine der reichsten Quellen des Misvergnügens, weil sie allgemein und unerschöpflich ist. Es ist kein Mensch von Begierden frei, und bei dem nicht neue Begierden die Stelle derer einnehmen, die gesättigt, oder durch die Unmöglichkeit sie zu befriedigen, unterdrükt worden sind. Sie sind desto größer und quälender, je mehr der Mensch Macht, Reichthum, Kenntnisse und Thätigkeit der Seele besizt. Der Hottentot und der Feuerländer kennen sie nicht.

Die Begierde bewirkt ein zwiefaches Uebel; sie macht uns das Gute, das wir haben, vergessen, und vergrössert in unsern Augen, was uns fehlt. Das Vergessen des Gegenwärtigen ist ein allgemeines und böses Uebel. Alle Menschen klagen, und ihr Klagen rührt nicht von ihrem Leiden her, sondern vom Mangel dieses oder jenes, das sie sich wünschen. Sie haben hundert, öfters weit beßre Dinge, als was sie begehren, davon sagen

sie

sie aber kein Wort. Sie sehn und fülen nichts als diesen Mangel. Die Klagen fallen niemals auf wahre Mängel. Man sagt seltner: ach, ich bin blind, lahm, schwerfällig, ungeschikt, schwach, als: Ich kann mir dieses oder jenes nicht anschaffen, das mein Nachbar besizt. Ich kann nichts, oder nicht mehr so viel als sonst, beilegen. Wird diese Begierde gestillt, so entsteht eine neue. Es ist der sicherste Weg niemals zufrieden zu seyn, das was man hat nicht zu achten, und nur das, was man nicht hat, zu schäzzen. Die Ursach davon ist die Unwissenheit des wahren Werths dessen, was man hat, und was man wünscht.

Die Furcht vor der Zukunft plagt auch oft die Menschen, zumal wenn einige, auch noch so entfernte Ursache des Uebels, da ist. Viele Leute sind bei einem Ungewitter, auch wol eh es herauf kömmt oder gar entsteht, in Todesängsten. Man trift welche an, die keinen Schritt thun dürfen, die zittern, die Augen verschliessen, die Ohren zustopfen, und sich in Küßen vergraben. Das Rollen des Donners, der Schimmer des Blizzes bringt sie ausser sich. Das ist ein Fehler der Erziehung. Andre etwas ruhiger, fürchten doch alles, was der Bliz thun kann und zuweilen thut. Sie stellen sich den Wetterstral vor, wie er schlägt, schmettert und zündet. Das heißt, sich umsonst quälen,

denn solches Unglük geschieht selten. Wenn man nach einem langen Frieden von Krieg hört, so ist alles in Schrekken, und das Schrekken wird Angst, wenn der Krieg erklärt ist, und die Armeen ins Feld gerükt sind. Die entferntesten Provinzen sehen schon den Einfall des Feindes, Plünderungen, Zerstörung der Städte, Verwüstungen des Feldes, Mangel und Brand. Wenn die Jahrszeit etwas ungünstig ist, so fürchtet man schon alles, was daraus entstehn kann. Was werden wir anfangen, wenns so fortdauert? sagt man. Die Verständigen antworten: „Wirds denn fortdauern? Wird das alles, was ihr fürchtet, geschehen? Wartet doch, um zu klagen, und um zu „leiden, daß das Uebel da sey. Was fehlt euch „bisher?“ Die Lappen kennen diese Furcht nicht. Von der abergläubischen Furcht ist schon gesprochen worden.

Wenn einer Seits der Mensch sich bei dem geringsten Anlaß fürchtet, so vermeidet er andern Theils jedes Andenken des Uebels, so lange es ihm wolgeht, und macht sich zur Fortdauer seines Zustandes Hofnung. Daher überrascht ihn der Unfall, und die Ueberraschung verdoppelt den Schmerz. Wenn wir zu Nacht mit der Sturmglokke gewekt werden, so überfällt uns Schrekken und Entsezzen. Wenn wir aber mitten unter

einem

einem Ungewitter Feuerlerm hören, sind wir weniger erschrokken, weil das Ungewitter den Gedanken von Feuersnoth schon rege gemacht hat. Wenn ich in einem großen Brand das Feuer langsam, und von Haus zu Haus, zu meiner Wohnung kommen seh, so erschrekke ich gar nicht, wenn diese endlich von den Flammen ergriffen wird, weil ich solches schon erwartete. Deswegen lehren uns die Weisen, daß wir unsre Seelenruh bei dem Unglük behalten können, wenn wir uns darauf gefaßt machen; und einer unter ihnen räth dem zurükkehrenden Reisenden, sich vorzustellen, daß er seine Wohnung in der Asche, seine Kinder todt, seine Frau krank, und sein Vermögen verloren finden wird; damit er nicht vor dem erschrekke, was sich etwa zugetragen haben möchte. Mit einem Wort, sind vorhergesehene Uebel unendlich leichter als überraschende.

Was jene noch mehr erleichtert, ist, daß man zur Hülfe und Rettung vorbereitet ist. Wen das Geräusch der Flammen in seinem Hause wekt, der kann kaum sein und seiner Familie Leben retten. Wer das Feuer aus der Nachbarschaft kommen sieht, hat schon alles gerettet, ehe sein Haus brennt.

Die Menschen wünschen viel, und hoffen, was sie wünschen. Wie aber ihre Hofnung öfters ge-

täuscht wird, so haben sie häufige Gelegenheit zur Klage. Die Hofnung ist freilich ein vortrefliches Ding, es erfreut und ermuntert den Menschen. Man kann sogar sagen, sie sey besser als der Besiz. Das schmeichelhafte Bild eines gehoften Gutes erfreut mehr, als der Genuß, weil es uns nur die angenehme Seite zeigt, und die Fehler verhehlt. So sieht der Jüngling, der einen Stand wünscht, nichts als den Vortheil sein eigner Herr zu seyn, in einem Hause zu befehlen, und die Ehre und Einkünfte dieses Standes. Er kennt den Zwang, die Sorgen, die Arbeit, die ihn begleiten, nicht. Uebrigens mag der Gegenstand unsrer Wünsche seyn, wie er wolle, so verliert er beim Besiz viel von seinem Werth. Wir gleichen den Kindern, die die Weinachtsgeschenke mit größter Ungeduld erwarten, sich freuen, wenn die Zeit kommt; wenn sie sie kriegen, ausser sich sind, und zulezt alles in den Winkeln liegen lassen.

Diese lebhafte Freude der Hofnung, verbittert den Schmerz des Fehlschlagens. Es ist als wenn man uns ein Gut entrisse, und noch schlimmer. Und doch geschieht das so oft; nicht allein den Unvorsichtigen und verwegnen; die thörichte Hofnungen hegen, und die Mittel zu ihrem Zwekke versäumen. Dieser Zufall trift auch den, der mäßig in seinen Wünschen, und in seinen

Maas-

Maasregeln am vorsichtigsten ist. Ein Weiser sagt: der Sieg gehört nicht immer den Starken, und der Behende erhält nicht immer den Preisdes Wettrennens. Ein Mensch wird alle mögliche Vorsicht brauchen, um z. B. eine mögliche Einrichtung zu machen, und es wird ihm fehlschlagen; weil die Umstände nicht günstig sind. Einem andern, minder geschikten, gelingts über alle Erwartung, ohne daß er sich bemüht hat. Eben der Weise sagt, daß derselbe Zufall den Weisen und den Thoren trift.

Zu jedem Unternehmen muß zweierlei zusammen treffen; Fähigkeit des Unternehmers, und günstige Gelegenheit. Manchmal hat ein Windstoß den Sieg von einem zum andern übergetragen. Um den Preis des Wettrennens zu gewinnen, muß man gut laufen können. Allein ein guter Weg ist auch nötig. Wenn ein spizziger Kiesel den Fuß des Leichtfüßigen verlezt, wenn der weiche Boden unter ihm sinkt, so wird jener minder leichte den Preis erhalten. Ein Handwerker ist sehr geschikt, aber unbekannt, diejenigen mit welchen er lebt, können ihn nicht beurtheilen; es gibt in der Stadt eben so geschikte Leute als er. Oder er hat Neider, die ihn verschreien. Also kann er nicht fortkommen, sein Fleiß wird nicht belohnt, seine Hofnung täuscht ihn. Keine Klugheit kann die Gelegenheit erzeugen, ihr Ver-

mögen geht nur dahin, die gegenwärtige zu nuzzen, und sich darein zu schikken. Ihr Vorzug ist, daß sie solche zu nuzzen weiß, anstatt daß Dummheit es nicht kann. Wenn die Wege gleich sind, so trägt der Leichtfüßige den Preis des Laufens davon, und in gleichen Umständen werden Klugheit und Geschiklichkeit den Vorzug vor Thorheit und Unfähigkeit erhalten.

Viele Menschen haben sich über den Verdruß der getäuschten Hofnung zu sezzen gewußt. Sie kannten die Unzuverläßigkeit auch der gegründetesten Hofnung, und haben wenig darauf gerechnet, und ihre Unfälle erwartet. In der That, wer vorher weiß, daß er betrogen werden kann, wird nicht betrogen, und betrübt sich nicht.

Das Gewissen quält den heftig, der sich Verbrechen, schändliche Laster oder Fehltritte vorzuwerfen hat.

Oft quälen die Menschen einander. Einige suchen zu schaden, und viel mehrere schaden aus Unwissenheit, Unbedachtsamkeit, Leidenschaft; verlästern andre, plaudern ihre Geheimnisse aus, vereiteln ihre Absichten, und verursachen ihnen manche Beschwerde. Das Mittel diesem Uebel auszuweichen ist, andre nicht zu beleidigen, und ihr Wolwollen zu gewinnen suchen. Ein Erleichte-

rungs-

rungsmittel dabei ist, die Vorsicht, die alle Uebel mildert, und der Muth, der sie erträgt.

Es gibt verdroßne oder kranke Menschen, die alles von der schlimmsten Seite betrachten, und das Gute niemals sehn wollen. Die reiche Kornerndte rechnen sie für nichts, und klagen über den Mangel an Fischen. Sie zählen alle Uebel auf, die die Menschheit von jeher in allen Theilen der Welt gelitten. Die Unfruchtbarkeit und die Eisfelder in Nova Zembla, die Erdbeben zu Lissabon, die Sclaverei der Neger auf den Zukkerinseln, die Tirannei der kleinen Könige von Guinea, die Pest zu Constantinopel, das Fieber, den Stein, die Gicht, die Wassersucht, der frühe Tod der Kindheit, und die Schwachheiten des hohen Alters, Schifbrüche und Krieg, alles werfen sie zusammen in ein Bild, und nun wehklagen sie über das betrübte Schikfal der Menschheit, als wenn sie alle diese Uebel zugleich und in allen ihren Theilen leiden müßten. Es ist doch richtig, daß die Einwohner zu Nova Zembla, wenn es welche gibt, in dem Einsturz Lissabons nicht verschüttet worden sind; daß der Portugiese von den Ketten des Negers nicht gedrükt wird, und vor der nordischen Kälte nicht zittert. Diese alle sind von der asiatischen Pest frei. Das in der Wiege sterbende Kind, und der von Gebrechen des Alters gebükte

Greis, sind weder in einem Schifbruch, noch in einer Schlacht umgekommen. Wenn man die Schulden einer Stadt von hunderttausend Seelen summirte, so würde gewiß eine ansehnliche Zahl herauskommen. Was würde aber der Bürger derselben sagen, wenn man ihn so anredete: Du armer Unglüklicher, hast eine Million Schulden! Ich dächte, er würde herzlich lachen. Was könnte er aber antworten, wenn man ihm sagte: Bedauernswürdiger Sterblicher, du erfrierst in Norden, und liegst unter den Schutt Lissabons begraben; du seufzest unter der Sklaverei in Barbados, und wirst in Guinea tirannisch gemishandelt; du stirbst in der Türkei an der Pest, du wirst in Indien von den Wellen verschlungen, und in einer Schlacht von deinen Mauern erschossen?

Ein Mann gieng auf seinem Spaziergang vor einem Akker vorbei, wo ein altes Mütterchen Garben band. Das Korn war vortreflich. Die Alte erzält dem Gehenden, daß Räuber einige Excesse in einem benachbarten Dorfe begangen; daß die Obrigkeit ihnen nachgesezt, und daß sie gefangen sind. Lieber Gott, sezt sie hinzu: man sieht und hört doch nichts als Böses in der Welt! Aber, Mutter, sagte jener, sind die schönen Garben, die ihr bindet, auch was Böses? Und die Wachsamkeit der Obern, die diese Bösewichter schon ergrifsen

sen haben, ist die auch was Böses? Ja, wenn mans so nehmen will — —! antworte die Alte.

Dieser Verdruß, der alles anschwärzt, verschont den Menschen nicht. Er klagt, es gibt keine Treu und Glauben mehr auf Erden, die Menschen sind falsch, boshaft, betrügerisch, grausam. Freilich gibt es solche; es gibt aber auch Gute. Geht durch eine gangbare Straße, ihr werdet keinen sehn die Leute muthwillig angreifen, schelten, mishandeln. Allein es fällt eine arme Alte vor Schwachheit, viele eilen zu, ihr aufzuhelfen. Ein Mann soll eine schwere Last aufnehmen, mehrere bleiben stehn, um ihm solche auf die Schultern zu heben, selbst ohne daß er darum bittet. Leute schlagen sich; man springt zu und bringt sie auseinander. Ein Fremder kömmt, fragt nach dem Weg; keiner weigert sich ihm solchen zu zeigen, man führt ihn wol noch einige hundert Schritt. Gehet in die Häuser; allenthalben findet ihr Geräth und Geschirr, das die Nachbarn geliehen haben; der Gebrauch verdirbt sie, und doch haben die Besizzer solche umsonst verliehen. Ein Pferd kriegt den Koller, ein Ochs reißt sich vom Schlächter los; sogleich sind hundert Hände da, das Thier zu halten. Ein Mensch fält ins Wasser, oder ist in Gefahr in

Feu-

Feuersnoth umzukommen; man eilt mit Lebensgefahr ihn zu retten.

Diese unselige Neigung, das Böse zu fülen und das Gute zu verkennen, ist sehr gemein. Fast alle Menschen haben diesen Fehler. Es ist eine Folge der Unzufriedenheit, der Unwissenheit des Guten, der Verwöhnung im Genuß, und selbst einer übelverstandenen Gottesfurcht. Viele halten die Freude für eine Sünde gegen Gott, und glauben, daß der Allgütige Vergnügen an Niedergeschlagenheit und Traurigkeit der Menschen findet. Ein göttlicher Fluch, sagen sie, ruhet auf der Erde; diese Welt ist ein Jammerthal.

Die Langeweile plagt diejenigen, die blos nach Vergnügen streben. Sie ist den rohen Völkern unbekannt, welche nicht, so wie wir, zur Arbeit, zum Genuß, zum Anschaun von tausend Gütern gewöhnt sind, und nicht so viel Seelenkräfte, nicht so starke Leidenschaften haben. Wir hingegen, die wir beständig unsre Denkkraft mit Arbeit, mit Planen und Wünschen oder mit Vergnügungen beschäftigen, können die Unthätigkeit nicht ertragen; Müßiggang und Langeweile sind uns schwere Lasten, und wir müssen immer etwas haben, Arbeit, oder Vergnügen, oder Projekte oder Hofnungen, oder Furcht, oder Reue, oder Traurigkeit, oder eine andere Leidenschaft, womit

mit unsre Thätigkeit sich beschäftige. Die anhaltende regelmäßige Arbeit, ist das beste Präservativ gegen dies Uebel, denn das Vergnügen ermüdet, und läßt unangenehme Zwischenräume.

Die mehresten klagen nur, weil sie das Glük in einem fantastischen romanhaften Ich weiß nicht was sezzen, in einer Art von Bezauberung, wovon sie keinen bestimmten Begriff haben. Das richtigste, was man hierüber sagen könnte, wäre dies, daß sie die Zufriedenheit in einem immerwährenden, vollkommnen, inniglichen Genuß suchen. Allein dieser Begrif ist durchaus fantastisch, und widerspricht der menschlichen Natur. Genuß ermüdet, und verwandelt sich in Ekel. Je lebhafter er ist, desto mehr greift er die Kräfte an, und desto drükkender ist die erfolgende Schlaffheit. Er braucht Ruhe und Nachlassen, und ich möchte wol sagen, Uebel, die das Gute durch den Gegensaz heben. Das immerwährende Wolseyn ermattet, und die Mannigfaltigkeit des Vergnügens erschöpft nur noch schleuniger. Der Mensch ist also einer Glükseligkeit, die in einem immerwährenden Taumel, in einer ununterbrochnen Verkettung lebhaften Genusses bestände, durchaus unfähig. Dieser Zustand ist eine Unmöglichkeit.

Der große Haufen denkt in dem Reichthum die Glükseligkeit zu finden, und schäzt den Reichen, und den Reichen allein glüklich. Was aber sonder-

derbar ist, keiner will reich heißen, und wird so nur von den minderbegüterten genannt. Selbst wer was erwirbt, oder großes Vermögen besizt, sieht den Reichthum nur in höheren Stuffen. Sie mögen Recht haben, sich nicht reich zu schäzen, denn das Reichseyn besteht nur in dem Ueberschuß des Vermögens über die Bedürfnisse. Nun gelten auch die Wünsche für Bedürfniße, und sind in der That sehr dringende Bedürfniße. Wie nun aber im ganzen Leben vielleicht kein Augenblik ist, wo das Vermögen die Wünsche übertreffe, so kann keiner reich seyn. Der Irrthum besteht darin, daß man die Glükseligkeit von einer höheren Stuffe erwartet; denn wenn man solche erreicht, so werden die Begierden immer mit dem Vermögen zunehmen, und dieses wird jene niemals erreichen, so daß man auf diesem Wege die Glükseligkeit nimmermehr finden kann. Auch hört man den Reichen sowol, und lauter noch als den Armen klagen. Er ist nicht glüklich. Wir haben schon von den Mühseligkeiten Beschwerden und Unruhen des Reichthums gesprochen.

Das einzige Mittel reich zu seyn, ist die Gleichheit des Vermögens und der Begierden, oder das Uebergewicht des erstern zu suchen. Uebrigens ists gleichviel, ob die Maße des Vermögens groß oder klein ist. Der Grönländer ist reich, denn er theilt ohne Anstand sein Abendessen

mit

mit seinem Nachbar, der nichts hat, ohne für die Zukunft zu sorgen. Und doch ist sein Vermögen sehr gering; aber seine Begierden sind noch geringer.

Wie kann man dies selige Gleichgewicht erhalten? Es ist keinem möglich sein Vermögen seinen Wünschen gleich zu machen, indem er ersteres beständig vermehrt. Man kann den Reichthum nicht nach Belieben erwerben; und dann was hilfts, wenn die beständig mit fortwachsende Begierde immer höher, als das Vermögen steht?

Alexander hatte ganz Asien erobert, und betrübte sich herzlich, daß er nicht auch den Mond erobern konnte. Der Reichthum ist also nicht in der Vermehrung des Vermögens zu suchen, sondern in der Mäßigung der Begierden. Wer sein Vermögen nicht bis zu seinen Begierden erheben kann, und daher diese zu dem Maaß jenes herabstimmt, ist reich und glüklich. Diogenes war in seinem Fasse reich, der Neger ists bei einer Handvoll Reiß auch. Ersterer, weil er die Nichtigkeit des Reichthums kannte, und dieser durch eine glükliche Unwissenheit des Reichthums. Alle unwissende und ungesittete Völker sind hierin glüklich. Je weiter unsre Kenntniß geht, desto weiter erstrekt sich auch die Begierde; bis daß jene ihre höchste Stuffe, wozu wenige gelangen, erreichen, nemlich die Einsicht des wenigen Werths des Reichthums, seines innern Gehalts, und sein

Unvermögen uns Genüge zu leisten. Diese höchste Stuffe des Wissens erzeugt, eben so wie die Unwissenheit, Mäßigung und Glük. Das Mittel also hierin zufrieden zu seyn, ist gänzliche Unwissenheit oder vollkommne Erkenntniß. Das Halbwissen verursacht nur Unruh und Misvergnügen.

Uebrigens kann der Reichthum, nicht an und für sich, sondern nur als Mittel, durch seinen Gebrauch zu unserm Glük beitragen. Als Robinson an seine Insel geworfen wird, so ist sein erstes, sein Gold zu vergraben, und mit Gefahr seines Lebens, nach den Trümmern des Schiffes zu gehn, nicht um Gold zu holen, sondern um Brod, Korn, Leinewand, Nägel, Bretter zu suchen. Der größte Schaz ist unnüz, wenn man nicht einen Theil davon ausgibt, und alles was liegen bleibt ist für nichts zu rechnen. Also kann man in dem Reichthum weiter nichts, als seine Anwendung suchen, und die Anwendung desselben, die den geradesten Weg zum Glük zu gehn scheint, ist das Vergnügen, wovon wir schon gesprochen haben.

„Eitel über Eitel! alles ist eitel! Ich bin „König von Israel gewesen, und habe zu mir „selbst gesagt: Ich will das Leben geniessen. Ich „habe also alle mögliche Ergözlichkeiten erworben, „ohne doch von Weisheit und Mäßigung abzu„gehn. Ich habe mir allerlei Kostbarkeiten an„geschaft,

„geschaft, Paläste gebaut, Gärten gepflanzt, Teiche „gegraben, Wasserkünste angelegt. Ich hatte eine „Menge Bedienten und Sklaven; zahlreiche Heer„den von aller Art. Ich habe Gold und Silber, „Geschmeide und andre Kostbarkeiten gesammelt; „viele Sänger und Tonkünstler gehalten. In „allen diesen Stükken bin ich reicher, als irgend „einer meiner Vorgänger auf dem Thron gewesen. „Ich habe meinen Augen keinen Wunsch, und „meinem Herzen keine Freude versagt; Und ich „habe gesehen, daß alles eitel ist, und daß ich mir „viel vergebliche Mühe gemacht hatte.“

Mit Ehr und Würden verhält sichs, wie mit dem Reichthum. Wer sie nicht besizt, betrachtet sie als ein beneidenswürdiges Gut; und wer sie hat, findet das Glük nur in höheren Graden. Gewiß ists, daß die Würden ihre Vortheile haben. Die leersten Ehrennamen erhalten Achtung, Vorzüge, werden ausgezeichnet; und das ist immer angenehm. Wer das aber einmal gewohnt ist, fült es nicht mehr; es ist ihm zu einem Bedürfniß geworden, dessen Sättigung ihn nicht erfreut, das ihn aber quälen würde, wenn es unbefriedigt bliebe. Wenn man zum erstenmal eine Feder, ein Portepee, ein Kreuz, ein Band trägt, so sieht man einigemal des Tages darauf, so wie ein Kind, das einen neuen Rok anzieht. Zulezt aber sieht man nicht mehr hin, und man trägt sol-

ches wie seinen Hut und seine Schuh, und fült weiter nichts, als die Beschwerde der Würde.

Denn es gibt keine Würde, keinen Ehrenamen, kein Amt, das nicht Pflichten auflegt. Es ist billig, daß man die Würden des Staates nur durch Dienste erlange. Wer aber dem Staate dient, ist den Obern Rechnung von der Ausübung seiner Pflichten, und von allen Unordnungen, die die Nachläßigkeit erzeugt, schuldig. Während daß der Soldat schläft, wacht der Heerführer, macht Entwürfe und Einrichtungen für die allgemeine Sicherheit, und die Bedürfniße des ganzen Heeres. Der Hauptmann steht für alle seine Soldaten, ihre Nachläßigkeit, ihre Unordnung, ihre Untreue. Der Magistrat muß für die öffentliche Ruhe sorgen; der Bürger darf sie nur genieſſen. Dieser arbeitet wann er will, wann es seine Bedürfniße heischen; verläßt er seine Arbeit, so frägt ihn keiner: Warum thut ihr das? Der Mann im Amte muß die Arbeit zu der Zeit, die ihm der Vorgesezte dazu anweißt, verrichten; und es wird nicht gefragt, ob er sie bei Tage vollenden kann, oder ob er die Nacht zu Hülfe nehmen muß. Hat er eine Feierlichkeit in seiner Familie, so muß er sie verlaſſen, und zur Arbeit gehn. Wird er nicht fertig, so ist bittrer Vorwurf, Geldbuße, die Strafe seiner Vernachläßigung; es wird keine

Ent-

Entschuldigung angenommen. Ein Mann in Amte gab seine Tochter aus. Der König verlangte die Ausfertigung einer Sache. Vater und Bräutigam mußten arbeiten, und wurden fertig, als der Geistliche kommen solte. Wären sie nicht fertig geworden, so hätten sie den ganzen Tag arbeiten müssen. So etwas begegnet keinem Handwerker. Je höher einer steht, desto wichtiger ist sein Amt, und desto größer folglich der Zwang. Je näher er dem Monarchen ist, desto mehr schränkt ihn dessen Aufsicht ein, unumschränkte Befehle drängen ihn; und die Ungnade ist desto furchtbarer. Selbst die Fürsten sind in Gefahr. Gustav Vasa grub die Bergwerke in Dalecarlien, um zu leben, und sich zu verbergen; Carl der erste starb auf dem Blutgerüste. Viele Könige und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen sind im Gefängniß gestorben.

Man sieht daraus, daß das Glük nicht in den Gütern, sondern in der Art sie zu besizzen und zu geniessen besteht, und daß jede Lage ohngefähr gleiche Vortheile und Beschwerden hat, so daß man in jeder das Glük ebenfalls finden kann. Was das Uebel betrift, so kann mans ertragen lernen, alsdann stört es die Ruhe des Gemüths nicht. Also ist das Glük in unsern Händen, man muß es aber zu finden wissen. Eine richtige Kenntniß vom Werth, Dauer und Wirklichkeit des Guten, und

von der Last des Uebels, eine mutige Seele, und gemäßigte Begierden, sind die Mittel dazu.

Derjenige ist glüklich, der die Güter, die er besizt, zu geniessen weiß, und derselben Mängel kennt und erträgt; der die unvermeidlichen Uebel mit Muth leidet; der durch anhaltende Arbeit vor der Langenweile sich sichert; welcher durch Gewöhnung, Geschmak zur Arbeit gewonnen, so daß ihm die Arbeit selbst zum Genuß wird; der die Güter, die er täglich zu seiner Erhaltung genießt, unter die Güter rechnet, seine Ruhe, seine Speisen, Gesellschaft und Einsamkeit wechselsweise nach Gelegenheit genießt. Man sieht aber, daß die Glükseligkeit mehr von der Gemüthsbeschaffenheit des Menschen, als von den Umständen abhängt. Jesus, der mit ruhigem Gemüth, seinen Geist in die Hände seines Vaters ergibt, ist am Kreuze glükselig. Die Glükseligkeit hängt von uns ab; ihre Quelle ist in uns.

Zuweilen nennt man Glük das unerwartete Erhalten eines, unsern Wünschen gemäßen Vortheils. Man sieht wol, daß es der Mühe nicht werth ist, einen so schönen Namen zu misbrauchen. Das Glük ist ein dauernder Zustand der Zufriedenheit; und der hängt vom Ungefähr nicht ab.

Druckfehler.

Ich konnte die Korrektur meines Werks nicht übernehmen, weil es auswärts gedrukt wurde, sezte aber auf die Korrektheit einen Louisd'or; allein es hat zu meinem Leidwesen nichts geholfen. Ueberdies hat der Korrektor sich die Freiheit genommen Muße, fühlen und wohl (gut) zu korrigiren, und Muse fülen und wol zu schreiben. Ich merke hier nur die wichtigsten Fehler

Seite 5. Zeile 22 statt eine, lies ein
— 9. — 3 — wigt — neigt
— 18. — 17 — der — die
— 42. — 14 — Fingern — Gliedern
— 44. — 4 — alle ihre — all ihr
— — — lezte — muß das erste und ausgestrichen werden
— 230. — 4 — z. B. l. z. B. jemand
— 262 — 9 — er l. es.
— — — 26 — verwerfen l. verwarfen
— 297 — 3 von unten Hindern l. Kindern
— 300 — 6 st. Topinambourx l. Topinambour
— 302 — 17 — Schornstein lies Schornstein
— 308 — 16 statt Alle l. Allein
— 336 — 13 — er l. es
— 347 — 13 — Catilia l. Catilina
— 348 — 1 u. 3 — Stalemus l. Stalenus
— 365 — lezte — Orenoko lies Lorenzfluß
— 371 — 13 v. unt. Barco l. Barca
— 390 — 16 — spannte l. spannte nicht
— 391 — 6 v. unt. st. ihnen l. ihm
— — — 5 v. unt. st. Sie l. die Europäer
— 401 — 1 statt nur, l. ein
— 410 — 15 — von l. vor
— 415 — 2 v. unt. st. erreichen l. erreichet.

Anzei-

LB Coburg

Anzeige.

Dasselbe Werk ist auch in französischer Sprache zu haben: und eins ist eine getreue Uebersezzung des andern, die der Verfasser selbst gemacht hat.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Villaume, Peter,

Geschichte des Menschen

Dessau und Leipzig 1783
Coburg, Landesbibliothek -- B III 11/28
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916875-7